D.
S. W.
326.

<36612571410011

<36612571410011

Bayer. Staatsbibliothek

J. Duvernets

Geschichte der Sorbonne,

in welcher

der Einfluß der Theologie auf den Staat

gezeigt wird.

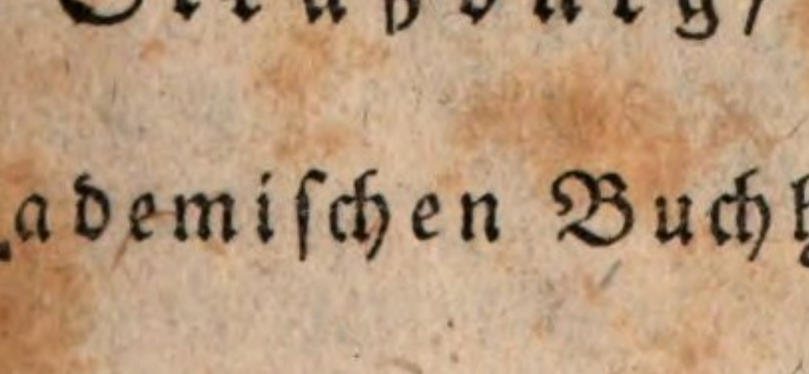
Aus dem Französischen übersezt

von H. * * *

Mit einer Vorrede des Herrn Prof. Seybold.

R

Erster Band.



Straßburg,

in der Akademischen Buchhandlung.

1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Durch die französische Revolution, die von mehreren Seiten Epoche macht, ist manche theologische, politische und andere Wahrheit in Umlauf gekommen, welche vorher gleichsam das Eigenthum weniger Gelehrten war, die sich über Ansehen, Aberglauben und Vorurtheile hinauszusetzen den Muth hatten. Bis in die Hütten haben sich jezt mehr oder weniger Lichtstralen verbreitet, die ehemals nur das Kabinet eines Weisen erhellten.

Unter die wohlthätigen Wirkungen, welche sie unläugbar hervorbrachte, gehört gewiß auch die **Preßfreyheit**, und ihr hat das Publikum das Werk zu danken, zu dem diese **Vorrede** bestimmt ist. Viele Jahre lag es in dem Pulte bald des Verfassers, bald eines Censors, wanderte nach Holland, und kam durch ein besonderes Glück wieder in die Hände seines Urhebers. Schon diese Umstände ließen etwas besonderes erwarten. Die kühne Wahrheiten, die es sagt, die Art, wie es sie vorträgt, der Gesichtspunkt, in den es die Fakten stellt, und aus dem sie vorher mancher nicht gewohnt war zu betrachten, die gute, oft witzige Schreibart, die eingestreuten Anekdoten ꝛc. machen das Buch, wenn ich mich nicht trüge, zu einer interessanten Lekture.

Zwar für unsere katholische Glaubensbrüder enthält es mehr neues als für protestantische Leser, die den **Einfluß der Theologie auf den Staat** schon lange mit weniger gleichgültigen Augen ansahen. Doch werden auch diese noch vieles darinnen finden, das sie vergnügt und belehrt; — und was jene betrift, so ist es wirklich recht sehr zu wünschen, daß sie **nicht immer die Religion in Gefahr glauben, wo es nur das System eines Lanfranc, Bernhard ꝛc. oder die äußerliche Verfas-**

sung ist, und sich überzeugen, wie vielen Nachtheil die Scholastick dem Staate und der Philosophie, durch die Jahrhunderte der Dunkelheit, zufügte.

Als mir daher das Buch in die Hände fiel, hielt ichs einer Uebersetzung ins Teutsche würdig, und übertrug die Arbeit einem jungen Gelehrten, der sich gerade dergleichen wünschte. Ob nun schon seine Arbeit nicht fehlerfrey ist — denn so sollte z. E. S. 44. Doktor Arnaud, statt des Arnold, geblieben seyn — so scheint sie mir doch den gewöhnlichen weit vorzuziehen, und der Verfasser ist, wie aus andern Produkten erhellt, seiner Sprache mächtig. Auch an dem Original möchten hier und da Flecken abzuwischen seyn. So ist bekanntlich St. Paul kein Phrygier, S. 3., sondern ein Cylicier. Eben daselbst möchte ich die Kühnheit des Urtheils über diesen Apostel nicht geradezu unterschreiben, ob ich gleich auf der andern Seite nicht alle Regeln der Logik und die beste Anwendung derselben in der Schreibart des H. Paulus suche, wie Bauer *).

Diesem allem ungeachtet wird dieses Buch nüzlich und angenehm zu lesen seyn. — Druckfehler, die den Sinn entstellen, bitte ich recht ernstlich vor dem Anfang desLesens zu verbessern. Diejenig welche hier nicht angegeben werden konnten, weil ich nur die drey ersten Bogen zur Durchsicht erhielt, werden dem zweyten Bande, oder wo möglich, diesem noch angehängt werden.

Buchsweiler, den 10ten April 1791.

Seybold.

---

*) Car. L. Baueri Logica Paullina, s. notatio rationis, qua utitur P. in verbis adhibendis, interpretando, enunciando, argumentando & methodo universa. Hal. 1774. 8.

Die
Geschichte
der
Sorbonne.

Vorrede

des

Verfassers.

Das Werk, welches ich hier dem Leser übergebe, wurde schon vor fünfzehn Jahren ausgearbeitet; aber die Sklaven des Vorurtheils sprachen damals in einem so hohen Tone, und ihre Drohungen waren so ungemessen und grausam, daß ichs nicht wagte, es drucken zu lassen. Ich hätte ihnen dadurch den Krieg angekündigt, und man weiß, wie zahlreich, mächtig, geschäftig und gefährlich in ihrem Hasse, damals diese Sklaven des Vorurtheils waren. Ich zog also die Ruhe einer erklärten Fehde vor, die mich zum mindesten gezwungen hätte, mein Vaterland zu verlassen, und die ich sowohl in Rück-

sicht meiner selbst, als auch zum Besten der gesunden Vernunft, nicht ohne sehr großen Nachtheil würde geführt haben.

Ich läugne nicht, daß ich im Jahr 1779 einen kleinen Versuch machte, diese Geschichte in Holland heimlich drucken zu lassen: aber der Mann, an den ich mich wandte, betrog mein Zutrauen auf eine nichtswürdige Art, und nur nach vielen Bemühungen und Verdrüßlichkeiten gelangte ich wieder zum Besitz meines Manuscripts.

Kaum war es aufs neue in meinen Händen, als die Polizei, zufolge des Rechts welches sie dazu hatte, sich dessen bemächtigte. Dieses Recht gründete sich damals, wie man weiß, nicht auf das Gesez, sondern auf besondere Anmaßungen und Gewalt: über dieses war es noch eine Würkung des Schreckens, welchen die Regierung jedesmal empfand, so oft sich ein Philosoph über die Vorurtheile emporschwang, und von einer neuen Ordnung der Dinge sprach.

Man führte mich in die Bastille, und mein Werk lag drey Jahre lang in der Registratur des Kommißärs Chenon begraben: aus dieser Registratur wanderte es in eine von den Räuberhölen der Polizei, worinn es noch fünf Jahre hindurch gefangen lag.

Als Muth und Vernunft Hand in Hand die Mauern der Bastille, und mit dieser verhaßten Burg zugleich auch die alte Regierung zu Boden stürzten; als die Philosophie mit starkem und und kühnem Arme die Fahne der Freiheit über den schändlichen Trümmern des Despotismus aufsteckte, da sah man den Thron der Gerechtigkeit wiederhergestellt, und bei den ersten Morgenstralen dieser Regierung wurde mir das Manuscript von der Geschichte der Sorbonne ohne die geringste Weigerung wieder zugestellt, da ich es bereits zehen Jahre hindurch vergeblich zurückgefordert hatte.

Diese Geschichte der Sorbonne fehlt in unsern Jahrbüchern. Sie ist die Geschichte der Theologie und der Theologen in Frankreich von der Regierung Ludwigs des 7ten an gerechnet, und enthält eine Skizze von dem Einflusse der Meinungen dieser Schule auf die gesellschaftliche Verbindung.

Ich hänge dieses Gemälde von der Theologie unter dem Titel einer Geschichte der Sorbonne aus, weil diese Schule in Europa allgemein bekannt ist; weil sie daselbst in einigem Ansehen stand, als dieser Theil unserer Hemisphäre noch mit dem Schleyer der Unwissenheit und Thorheit bedeckt war; weil sie es ist, aus

welcher die mehresten Gewitter emporsteigen, welche zu verschiedenen Zeiten Frankreich mit dem Untergange bedrohten, und weil von ihr jene verderblichen Winde herkamen, welche die Keime der Wahrheit zu eben der Zeit erstickten, als sie sich entwickeln wollten.

Ich werde die Sorbonne nicht nach ihrer wesentlichen innern Verfassung betrachten, denn diese würde mir wenige Merkwürdigkeiten darbieten; sondern ich werde ihre Theologie in jenen Verhältnissen vorstellen, worinn sie sich mit der Regierung und dem Volke befand. Wir werden sehen, wie sie sich anstrengt den Aberglauben mit der Religion zu vereinbaren, und durch ihre Bemühungen die Religion ihrer Einfalt und zugleich auch ihrer Zierde beraubt; wie sie ihre Ausübung zu sehr mit Zierereyen überladet, um derselben ihre Lauterkeit zu benehmen; wie sie sogar diese so sanftmüthige Religion gefährlich macht, indem sie sie zur Unduldsamkeit und Verfolgung misbraucht.

Diesen Wahrheiten zufolge wird ein aufmerksamer Kopf die Religion sorgfältig von der Theologie zu unterscheiden wissen. Die erste hat den Menschen nur Wolthaten erwiesen, indem sie im Unglücke von ihr getröstet, und zum Frieden, zur Eintracht, zur Gerechtigkeit und

zum Gehorsam gegen die Gesetze ermahnt wurden: die Theologie hingegen hat nichts als Unheil unter ihnen angestiftet. Denn sie verwirrte sie durch ihre Streitigkeiten, machte sie verrückt, toll, unduldsam und grausam; sie verband ihnen zuerst die Augen und gab ihnen sodann einen Dolch in die Hand.

Durch Hilfe dieser Theologie wurden unsere strengen evangelischen Prediger der Armut und der Demut, reich an Würden, an Ruhm, an Kredit, an Ansehen und Schätzen. Durch Argumentiren und falsches Vernünfteln, durch Intriguen und gelehrte Zänkereien schwangen sich einige zu Herrschern empor, indem man zu gleicher Zeit andere unter den verhaßten Titeln von Hoheiten und Eminenzen, Palläste beziehen, und sich in der Weichlichkeit und Schwelgerei begraben sah; und sah, wie sie die reizende Einfalt der apostolischen Tugenden mit dem schimmernden, aber unbeständigen, nichtswürdigen und vergänglichen Glanz einer bischöflichen Würde vertauschten.

Durch Hilfe dieser Theologie, und durch den Trug ihrer Vernünfteleien brachten sie es ferner dahin, daß man bis jezt noch Mißbräuche entschuldigt, welche die Vernunft verwirft, und daß der Klerus jene Reichthümer in seinen Hän-

den behielt, welche durch nichts als durch oft wiederholte Auflagen wegen der bevorstehenden Ankunft des Antichrists, wegen der Heranna-hung des jüngsten Gerichts, durch, bis ins un-endliche abwechselnde Lügen von Paradies, von der Hölle, vom Fegfeuer, durch Märchen von der Erscheinung des Teufels und der Verstorbe-nen, durch falsche Vorhersagungen, falsche Ver-mächtnisse, falsche Schenkungen, falsche Dekre-talen, falsche Urkunden, falsche Legenden, fal-sche Wunder und falsche Reliquien zusammen gerafft wurden.

Man muß zwar zugeben, daß dieses nicht die einzigen Quellen sind, woraus die Reichthü-mer des Klerus herflossen, und ich glaube auf-richtig, daß unter denselben auch viel reinere und gerechtere sind; aber ich glaube auch daß ein Volk, welches einmal das Alter eines starken und reifen Verstandes erreicht hat, alle diejenigen Güter wieder an sich ziehen kann, de-ren man es in seiner Kindheit, oder zu der Zeit, da es noch dumm, albern und unwissend war, beraubte.

Die
Geschichte der Sorbonne.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Abaillard und die Stifter der Theologie in Frankreich.

Die Disputirsucht fand ihren Ursprung nicht in unseren Abendländern, sondern die Griechen waren die ersten, welche zur Zeit ihres höchsten Ruhms von diesem grausamen Uebel befallen wurden. Ein gewißer Euklid, — nicht jener Meßkünstler, dessen hellstralender und fruchttragender Geist die gemeinnützigen und zweifelsfreien Wahrheiten vor uns enthüllte; sondern ein Euklid aus Megara; zwar ein Schüler des Sokrates, aber ein eigensinniger und spizfindiger Kopf, war der Stifter einer disputirenden Sekte. Sein Lehrer, Sokrates, war ein wahrer Philosophe, welcher die Griechen lehrte, daß sie nicht mehr, als einen Gott verehren, und, neben der Verehrung dieses einzigen Gottes, gerecht handeln sollen; der Schüler hingegen war ein gefährlicher Sophiste, welchen man niemals, weder bei den offentlichen, noch besonderen Versammlungen

der Weisen fand. Der Ort, wo Euklid Unterricht ertheilte, wurde eine Schule, oder eigentlicher ein Schwaz-Zimmer genannt: denn die jungen Athener kamen dahin, nicht um sich Sachkenntnisse zu erwerben, sondern um über Worte mit einander zu streiten.

Eubalides ordnete dieses Spielwerk in ein System, und so entstand die Kunst, die gesunde Vernunft zu verdrehen, und die klare Wahrheit mit Wolken zu bedecken. Man hatte nun eine disputirende und streitende Sekte, und von dieser Zeit an waren auch alle Schriften der Philosophen von Sophismen und Spitzfindigkeiten angestekt. Griechenland wimmelte plözlich von schlechten Vernünftlern, und die attischen Schulen waren das Beete, woraus nachher Gallien, Italien und die beiden Phrygien mit Sophisten überschwemmt wurden. Weil man sie für wahre Philosophen hielt, so wurden sie zu Rom und überall aufgenommen; aber man überzeugte sich nicht so bald, daß sie nur diesen Namen führten, als man sie wieder vertrieb. Zum Unglücke traf diese Verweisung die Guten mit den Schlechten.

Ungefähr um eben diese Zeit verkündigten einige arme Hebräer die Geschichte des Jesus von Nazareth unter verschiedenen Nazionen, wobei zugleich ein großer Theil von ihnen an unterschiedlichen Orten vor Judäa um Almosen bat. Der heilige Geist, welcher ihnen immer die Wahrheit in den Mund legte, bekümmerte sich wenig um die

Art, wie sie dieselbe vortragen sollten: er schenkte ihnen jene Gabe zu überreden, welche weit über alle menschliche Beredsamkeit erhaben ist; aber er lehrte sie weder disputiren, noch gut schreiben. Daher kömmt es auch, daß die Evangelien und einige Briefe, nach den Grammatikern beurtheilt, in einer so gemeinen Schreibart vorgetragen sind. Durch diese verdienen sie unsere Hochachtung keineswegs; denn hier erkennt man die Sprache eines Zollbedienten von Kapernaum, und dort findet man den Jargon eines Nezstrickers, welcher sich dadurch ernährte, daß er Fische in dem See von Genezareth fieng.

Es ist bekannt, wie der heil. Paulus und sein Pferd auf dem Wege nach Damas niedergeworfen wurden, und wie der heil. Paul nach dieser wunderbaren Begebenheit, aus einem Verfolger und Diener des Oberpriesters Gamaliel, zum Prediger und Theologen wurde. Er war in Phrygien geboren worden, wo die griechischen Sophisten verschiedene Schulen errichtet hatten. In seiner Jugend gieng er nach Jerusalem, wo er seine Bildung von jener Sekte von Pharisäern erhielt, welche Christus mit den übertünchten Gräbern verglich. Die Schriften des heil. Pauls sind voll von allen jenen Spizfindigkeiten, womit sein jugendlicher Geist war genährt worden, und seine Vernunftschlüsse gleichen den Beweisgründen eines Lehrers, welcher seine Zuhörer dadurch auf Abwege zu bringen sucht, daß er ihre Vernunft gleichsam gefangen nimmt.

Sowohl die Geheimnisse, welche er verkündigte, und wovon man bis dahin noch nichts gehört hatte, als auch seine besondere Art zu urtheilen, welche unbegreiflich schien, waren die Ursachen, daß man ihn einigemal wie einen Wahnsinnigen behandelte. Nun sagt man, daß er unter allen denen, welche seit der Entstehung des Christenthums geschrieben haben, der gründlichste sey; die heiligen Väter vergleichen seine Gründlichkeit sogar mit einem Bronnen; es ist aber sehr zu bewundern, daß die Wahrheit welche von Himmel hernieder kam, sich in die Tiefe eines Bronnen solle verkrochen haben.

Die Keime aller jener Mysterien, welche wir glauben sollen, sind in den Schriften des heil. Pauls enthalten; man muß aber ein sehr geübtes Auge haben, um sie daselbst zu entdecken. Wenn man die Stumpfheit des menschlichen Erkenntniß-Vermögens betrachtet, so kann man behaupten, daß kein einziges Dogma deutlich genug ausgedrükt sey. Aber die Theologen sagen, diese Dogmen sind alle so, wie sie wegen des eigenen Verdienstes, welches ein jeder sich selbst um dieselbe erwerben soll, seyn müssen. Ein demüthiger Geist und ein einfältiges Herz sind besser als goldene Worte. Es ist verdienstlicher zu glauben, als zu vernünfteln; besser, ein guter Christ, als ein schöner Geist zu seyn.

Hätten die Theologen die glühende Einbildungskraft der Afrikaner mit dem feinen Scharfsinn der Asiaten gepaart, so würde nicht ein Dogma seyn, welches nicht von verschiedenen Seiten mit gleicher

Heftigkeit behauptet und widersprochen würde. Je feiner die aufgeworfenen Fragen wären, destomehr würden die Köpfe bei ihrer Untersuchung erhitzt, und die Gemüther erbittert werden. Die Schriften des heil. Pauls würden das allgemeine Zeughaus seyn, aus welchem Orthodoxen und Ketzer ihre Waffen holten, um gegen einander zu streiten, und sich wechselsweise zu unterdrücken. Jeder Theil würde ihn nach seinem Wohlgefallen erklären und herumdrehen. Man würde Konzilien versammeln, würde Folianten auf Folianten thürmen, um durch den heil. Paul solche Mysterien zu beweisen, welche weder durch die Vernunft könnten erwiesen, noch durch irgend ein Ansehen widerlegt werden.

Die disputirende und streitende Theologie schlich sich durch hundert enge Pässe nach Frankreich; aber nie brach sie daselbst mit stärkerer Macht ein, als unter der Regierung Ludwigs des 7ten. Die Kreuzfahrer brachten bei ihrer Rückkehr aus dem heil. Lande die Kinderblattern mit, welche unter unseren Voreltern so erstaunende Verheerungen anrichteten, und einige griechische Schriften, welche noch viel traurigere Uebel stifteten. Gerade zu der Zeit, da unsere Schulen anfiengen das Haupt zu erheben, gieng die Verwirrung der Vernunft aus den Dialektikern der Griechen in dieselben über. Anstatt in der Moral zu unterrichten, lehrte man eine Disputirkunst über solche Gegenstände, welche über die Gränzen der menschlichen Vernunft hinaus sind. Diese Kunst war weiter nichts, als das erneuerte

Spielwerk der Griechen; diese disputirten zwar auch, aber sie rieben sich nicht dadurch auf; wir hingegen erneuerten sie, und verdarben es vollends damit. Man weißt, wie vieles Unheil diese Possen in den ersten Jahrhunderten der Kirche im Orient anrichteten; im Okzident hingegen war ihr Verderben noch schrecklicher.

La Porée, Poitiers, Abaillard und Peter der Lombarde waren die ersten, welche dieses verderbliche Spiel der Griechen in Frankreich zur Mode machten. Man nannte sie die vier Labyrinthe der Theologie, weil sie die Sprache, wodurch wir uns einander verständlich machen sollen, dazu mißbrauchten, um nur recht unverständlich zu werden. Von ihrer Zeit an wurden die öffentlichen Schulen zu Fechtböden, und widerhallten nur von Lärmen und Injurien. Ein damaliger Schriftsteller *) schrieb dem Papst Cölestin dem 3ten über diesen Gegenstand: „Es giebt eben so viele Aergernisse, als Schriften;“ und ein anderer, über den Misbrauch der Worte bei theologischen Streitigkeiten nicht weniger unzufriedener Schriftsteller, **) sagte: „Sie karten das Falsche so geschickt unter das Wahre, daß man sie weder ertappen noch ausforschen kann. Höret sie, und ihr werdet sogleich nicht mehr wissen, ob ein Gott ist, oder keiner; ob Christus würklich Mensch war, oder ob ihn nur die Schwärmerei dazu machte.“

---

*) Ernst, Bischof von Tournai.
**) Gauthier, Abt zu St. Viktor.

Abaillard, ein Nieder-Bretagner, war ein feiner und helldenkender Mann, der die Kunst zu gefallen, und die Gabe für — und wider — zu sprechen besaß, und sich ganz besonders mit der Philosophie beschäftigte. Eines seiner Werke überschrieb er: *Sic & non*, Ja und Nein. Er durchreisete verschiedene Provinzen, disputirte mit allen, welche bei den Schulen in einigem Ansehen standen, suchte sie zu verwirren, und in den Schlingen einer künstlichen Dialektik zu fangen. Der große Ruhm, den er sich dadurch erwarb, daß er gegen und wider alle zu Felde zog, brachte alle damaligen Gelehrten wider ihn auf. Ihre Kabalen zwangen ihn, Paris zu verlassen, und er schlug nach und nach seine Bühne zu Melün, Corbin, St. Denis und in dem Paraklet auf. Drei — bis viertausend Schüler besuchten seinen Unterricht; aber dieser große Glücks-Schimmer zog ihm eine dreißigjährige Verfolgung zu. Man sagt sogar, daß er während seines Unglücks ein Türk habe werden wollen; zulezt wurde er noch ein Mönch, und starb als Koch in einem Kloster.

Abaillard behauptete, daß Gott sonst nichts erschaffen könne, als was er bereits erschaffen habe, und daß er auch dasjenige nicht mehr hervorbringen könne, was bereits noch nicht vorhanden sey; aber sein Haupt-Irrthum, welcher den heil. Bernhard mit einem so heftigen Eifer gegen ihn waffnete, war dieser, daß er geschrieben hatte, die drei Personen der Dreieinigkeit seien nur drei ver-

schiedene Benennungen eines und ebendesselben Wesens, welches Gott sey. Diese Sprache konnte zwar nur in der Theologie große Verwirrungen anrichten; aber die wirklichen Uebel, welche sie dem Staate zuzog, waren Bernhards heiliger Eifer, in welchem er die albernen Kreuzzüge predigte, wodurch Frankreich an Menschen und Geld erschöpft wurde, und die Charlatanerie, mit welcher er das Ende der Welt verkündigte, wodurch alle Gemüther mit Schrecken erfüllt, und viele Familien zu Bettlern wurden, weil sie das Vermögen der Unmündigen und Schwachen in die Hände der Mönche überlieferten.

Ungeachtet dieser großen Staatsverbrechen wurde dennoch Bernhard unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und Abaillard auf einem Konzilium verdammt. Die Werke und die Verdammung dieses Abaillards sind zwar vergessen; aber niemals wird man vergessen, daß Heloise, das schönste, zärtlichste, vollkommenste und vernünftigste Mädchen seiner Zeit, seine Geliebte war.

Eine von den vernünftigsten Meinungen Abaillards ist diese, daß ein Mensch nicht verbunden sey, ohne gute Gründe etwas zu glauben.

Diese kühne Behauptung findet man in seinen Werken, wie man zuweilen einzelne Goldkörner auf einem mit Dornen überwachsenen Boden antrift. Diese Lehre gab er aber nur wenigen von denen, welche aus Mangel guter Gründe, durch Irrthümmer sich zum Glauben bewegen ließen. Verdammt,

nichts gründlich untersuchen, oder unter einer Sünde sich nur den kleinsten Zweifel erlauben zu dörfen, glaubten sie weiter nichts, als gerade das, was ihre Väter auch geglaubt hatten. Unter allen Beweggründen zum Glauben, ist dieser ohne Widerspruch der allgemeinste und gefährlichste. Dies ist die Ursache, warum die Japaner, die Tibetaner, die Einwohner von Siam, die Indier, die Chinesen, und die dummen Bauern auf den Gebirgen von Gevaudan und in den Wäldern von Auvergne, auf gut Glück, so vieles alberne Gezeug glauben. Die Einwohner von Siam würden nicht an die Menschwerdung des Samonokodons, und die Tartarn nicht an die Unsterblichkeit ihres Dalai-Lama und die Wunderkraft seiner Exkremente glauben, hätten ihre Eltern ihnen nicht gesagt, daß sie dieses glauben müßen, und hätten in der Folge die Lamas und die Talopoins nicht zur rechten Zeit jene Chimären in ihren Köpfen vollends zu bevestigen gewußt, welche ihnen schon vorher durch die Eltern waren eingepflanzt worden.

Eben so, wie **Abaillard** die scholastische Klopffechterei in den philosophischen Lehrsälen zur Mode machte, wurde sie von **Peter dem Lombarden** auch bei dem Unterricht in der Theologie eingeführt. Diese Lehre, welche die Wissenschaft von Gott genannt wurde, wurde unter den Händen der gelehrten Fechtmeister zu einer Kunst, nach welcher man sich, unter dem Vorwand, das Beste

des Himmels zu befördern, beleidigen und beschimpfen konnte.

Jede Meinung Peters des Lombarden trug das Gepräge einer albernen Grübelei. „Wo war Gott," fragte er, „vor der Erschaffung der Welt? Worinn würde seine Allwissenheit bestanden seyn, wenn er nichts erschaffen hätte? Sieht er die Dinge zu einer Zeit besser ein, als zu der andern? Hätten seine Werke vollkommener und besser geordnet seyn können? Ist das Uebel mit seinem Willen in der Welt? Warum haben die heiligen Väter behauptet, daß es nicht nur da seyn müsse, sondern daß es sogar noch zur Vollkommenheit seiner Werke mit beitrage? Wie kommt es, daß Gott, welcher nur das Beste zu seinem Endzweck macht, die Vollendung seiner Werke durch sonst nichts erreichen kann, als gerade durch das Schlimmste?"

Peter der Lombarde beschäftigte sich, oder besser, er verschwendete einen großen Theil seiner Lebenszeit damit, daß er entweder ähnliche Albernheiten niederschrieb, oder jene Widersprüche mit einander verglich, wovon die heil. Schriften und die Kirchenväter wimmelten. Diese Arbeit verhalf ihm unverdienterweise zu dem ruhmvollen Titel eines Meisters der Sentenzen. Hundert Jahre nachher kommentirte Thomas Aquinas diese Sentenzen, und der Kommentar wurde noch dunkeler, als der Text selbst. Nach diesem Thomas beeiferten sich vier und zwanzig scholastische Theologen, die

Theologie Peters des Lombarden und den Kommentar des Thomas Aquinas zu erläutern; und verwirrten diese Theologie noch mehr als zuvor. Sie war weiter nichts als ein Labyrinth, ohne Mittel und Ende: dessen ungeachtet mußte man zehen ganzer Jahre in diesem Labyrinth herumirren, bis man die Würde eines Doktors der Theologie, den Titel eines Doktors der Gottheit erhielt.

Man muß erstaunen, wenn man diesen lombardischen Priester von Christo sprechen hört: Christus secundum quod est homo, non est aliquid; Christus, in so fern er Mensch ist, ist nichts.

So viel man hierüber sprechen könnte, so würde man doch nichts Entscheidendes herausbringen; alles was ich hinzufüge, ist dieses, daß aus diesem Galimatias, des hauptsächlichsten Stifters der Theologie in Frankreich, zu ersehen ist, wie sehr diese Wissenschaft schon bei ihrer ersten Entstehung von der Schreibart der griechischen Sophisten angestekt war. Die Kreuzfahrer büßten für diese scholastische Theologie. Dieser Zwang erzeugte die Ketzereien; die Ketzereien waren der Vorwand zu der Ermordung einer Million Albygenser, einem noch viel größeren Unglück für den Staat, als selbst die Ketzereien waren. Um die Fortschritte derselben zu hemmen, errichtete man mehrere Mönchsvölkerschaften, welche Europa, das ohne dieses schon viel durch die Auswanderungen der Kreuzfahrer gelitten hatte, vollends überschwemmten, und zu Grunde richteten. Diese mit der Theologie gewaf-

neten Mönche erfanden die Inquisition, und dieser Richterstuhl brachte nach einander verschiedene Meuchelmorde hervor, verübt mit dem Schwerdte der Religion, und im Namen jenes Jesus Christus, welcher von seiner Geburt an ein Muster der Sanftmuth war, und der, wenn er damals sogleich den Menschen von Angesicht zu Angesicht erschienen wäre, die Meuchelmorde, und diejenigen, welche sie ausübten, würde verworfen haben.

Zweites Kapitel.

Die Schulen von Paris. Ketzereien. Armada der Mönche. Die Inquisition.

Fakultäten

Unter Philipp August theilten sich die Schulen zu Paris in die vier Fakultäten der Theologie, der Künste, der Rechte und der Arzneikunst, und erhielten den Titel einer Universität.

Der Arzneikunst,

Die Arzneikunst wurde bis dahin nur durch Empiriker ausgeübt, welche von Dorf zu Dorf wanderten, ihre Waaren verkauften, und wider Krankheiten zu Felde zogen, deren Natur und Beschaffenheit sie selten verstanden. Diese Marktschreier wurden Physiker genannt. Ein Konzilium, welches unter Ludwig dem 7ten zu Tours gehalten wurde, verbot den Mönchen bei Strafe des Bannes die Anhörung ihres Unterrichts. Alexander der 3te that sein möglichstes, diese Physiker ganz ausser

Ansehen zu setzen, und es war nicht anders, als ob dieser Papst vorausgesehen hätte, daß, so wie die Naturkenntniß würde erweitert werden, jene metaphysischen Chymären verschwinden müßten, worauf die päpstliche Macht sich grösstentheils gründet.

Der Künste.

Die Fakultät der Künste hatte die mehresten Zuhörer: sie waren in vier Abtheilungen unterschieden, welchen man den glänzenden Titel der vier Nationen gab. In der Straße von Fouare wurden vier Säle für dieselbe erbaut, welche aber weiter nichts waren, als vier mit Mauern umgebene Plätze, ohne irgend eine Schönheit oder Bequemlichkeit. Hier saßen die vier Nationen, aus Mangel an Bänken, auf Strohbüscheln, und hörten die Grammatik des Priszians und die Dogmatik des Aristoteles. Lange Zeit erlaubten die Päpste, welche von Rom aus die Studien leiteten, der Fakultät der Künste keine andere Bücher.

Des kanonischen Rechts.

Der Unterricht in dem bürgerlichen Rechte, der einzige welchen man hätte geläutert vortragen sollen, der einzige welcher für die Franzosen hätte von Nutzen seyn können, wurde in den Schulen zu Paris verboten. Rom, welches durch seine Bullen und Legate die Wahl der Studien in unseren Schulen anordnete, wollte durchaus kein anderes Recht daselbst vortragen lassen, als das kanonische, weil dieses ihm zur Erreichung seiner Vergrößerungs-Absichten am bequemsten war.

Dieses kanonische Recht war der Gegenstand, welchen schon jene Päpste mit Wohlgefallen be-

trachteten, von welchen die Bullen und Konstitutionen ausgestreut wurden. Isidor sammelte dieselben, und der Bischof Buchard von Worms, und Ives von Chartres erweiterten seine Sammlung. Ein Schurke von einem Benediktinermönch, Namens Gratianus, erweiterte diese Sammlung aufs neue. Dieser Gratianus ist einer der verwegensten Betrüger, welche jemals die Sonne beschien. Er allein brachte mehr Unheil über Könige und ganze Völkerschaften, als man den so sehr gehaßten, mit so vielem Rechte verfolgten, und auf eine so grausame Art verwiesenen Jesuiten in zwei Jahrhunderten vorwerfen kann. Er schmiedete die Dekretalen, womit er seine Lanpilationen anfüllte; er ordnete einzelne Bruchstücke, welche nicht einmal einen Bezug auf einander hatten, so gut als möglich zusammen; er that das für die Dekrete der Päpste, was Peter der Lombarde mit der heil. Schrift und den Büchern der heil. Väter unternahm, indem er dasjenige übereinstimmend zu machen suchte, was sich doch im Grunde widersprach: diesem ungeheuern und ungestalteten Flickwerk gab er den wunderlichen Titel einer Uebereinstimmung der nichtübereinstimmenden Verordnungen, und verstärkte noch diese nichtübereinstimmenden Verordnungen durch Extravaganten oder Konstitutionen, welche größtentheils weiter nichts, als Denkmäler der Frechheit der Päpste sind."

So war jenes kanonische Recht beschaffen, dessen Unterricht unsere Könige so thörichterweise ge-

ſtatteten. Es war Rom daran gelegen, daß die Meinungen, auf welche es ſeine Macht zu gründen gedachte, in dem Gehirn der Völker Wurzel faßen ſollten; dadurch wollten ſeine Päpſte nach und nach ihren Stuhl über den Thron der Könige erheben, und ſich jener allgemeinen Monarchie bemächtigen, zu welcher ſie als Nachfolger, Statthalter und Stellvertreter Chriſti ſich beſtimmt glaubten.

Dieſe Fakultät der Rechte hatte ſehr lange Zeit hindurch keinen beſtimmten Platz für ihre Vorleſungen, die Profeßoren ließen ſich überall hören, wo ſie nur konnten, und ſehr oft fand man, ſagt Pasquier, in einem und eben demſelben Hauſe eine Schule der Rechtsgelehrſamkeit und der Hurerei neben einander.

Fakultät der Theologie.

Die Theologie behauptete den erſten Rang bei der Univerſität; aber die Päpſte betrachteten ſie nicht anders, als ein Mittel zur Beſtſetzung ihrer theokratiſchen Allgewalt. Sie war ſtrittig und dogmatiſch, wie ſie nach der Einſetzung des Chriſtenthums in allen Ländern geweſen war. Das Volk, welches gewohnt war etwas zu bewundern, das es nicht verſtand, ſchenkte denjenigen ſeine Verehrung und Achtung, welche ſich bei den theologiſchen Kämpfen am meiſten hervorthaten. Dieſe Diſputirſucht verbreitete ſich wie eine Seuche durch ganz Europa, und brachte über alle und jede Glaubensartickel der Völker jene wunderlichen und ſeltſamen Meinungen hervor, welche für Ketzereien gehal-

ten, und von dem scharfsinnigen Mezerai die Kinder-Jahre der scholastischen Theologie genannt wurden.

Emmerich, ein Prediger aus Chartres, behauptete, daß ein Mensch von dem Gürtel abwärts nicht sündigen könne: er erklärte die Hölle als einen Zustand der Unwissenheit, und das Paradies für einen Ort, wo nur gute Handlungen begangen würden. Wenn Emmerich nur von dem Paradies dieser Welt sprach, so hatte er recht, so war seine Meinung sehr philosophisch. Die Theologen legten ihm bei Strafe des Scheiterhaufens eine Widerrufung auf; aber Emmerich nahm seine Widerrufung noch auf dem Todtbette zurück, und erklärte sie für eine Thorheit. Die Bischöfe, welche zu Paris versammelt waren, ließen seinen Leichnam wieder ausgraben, und auf einen Scheiterhaufen werfen. Aristoteles den man als seinen Mitschuldigen ansah, wurde verboten, und seine Schüler exkommunizirt. Der Bruder Querin, Bischof zu Senlis, sandte Spionen zu ihrer Entdeckung aus; die Weiber wurden begnadigt, und die Männer verbrannt.

So wie die scholastische Theologie sich in Frankreich ausbreitete, sah man in allen Provinzen neue Mönche und neue Irrthümer entstehen. Es gab noch mehrere Stifter von einzelnen Sekten, als es Stifter von Mönchsorden gab. Schon hatte man gesehen, wie die armen Künstler und Handwerker, um der Welt und ihren Uebeln zu entfliehen, sich unter Anführung eines Bruno, Norberts, Bernhards

hards und Roberts zu Tausenden in einsame Thäler verkrochen: die Urheber neuer Meinungen schleppten nach diesen noch mehrere Tausende mit sich dahin, welche den Himmel dadurch zu erwerben hofften, daß sie auf Rom schimpften, und die Kirchengüter beraubten. Das allgemeine Verderben vergrößerte diese Bande von Bettlern noch mehr, wovon sich zulezt der größte Theil als Straßenräuber zusammenrottete.

Verschiedene Sekten von Ketzern.

Man nannte sie zuerst Mannichäer: sie erhielten aber in der Folge wohl noch zwanzigerlei andere Benennungen, von Henrigianern, Katharenern, Patarinern, Bougern, Adamniten, Kataphrygiern, Lolarden, Türlüyins, Frerroten, Beguinen u. s. w. Sie theilten sich alle in mehrere Aeste, streiften alle unter besonderen Fahnen umher, flohen die Verfolgung, schrieen wider den Aufwand und die Unwissenheit der Geistlichen, verwarfen jeden äußerlichen Gottesdienst, sprachen von Rom wie von einer gemeinen Hure, von dem Abendmahl wie von einer verabscheuungswürdigen Erfindung, von den Heiligen wie von Abgöttern, und von der Auferstehung wie von einem Märchen. Ueber diese Punkte waren sie beinahe alle einstimmig, und obgleich jeder Trupp über andere Gegenstände verschiedene Meinungen hatte, so vertrugen sie sich doch alle miteinander, und stritten niemals. Der Ort, wo sie sich hauptsächtlich niederließen, war der Sprengel von Alby, welcher einer Kothgrube aller nur möglichen Irrthümmer glich, mit

welchen aber dennoch zuweilen nüzliche Wahrheiten vermischt waren.

Die Edelleute in der Provence und in Languedok hatten Mangel an Ackerleuten. Sie sahen, daß diese zahlreichen Haufen von Sektireren aus Leuten bestanden, welche sich selbst, dem Elend und der Verzweiflung überlassen, gefährlich werden könnten, durch gesellschaftliche Ordnung und unter ihrer Aufsicht hingegen großen Nutzen stiften würden, und gaben ihnen also Freistätte und wiesen ihnen Geschäfte an.

Philipp August dachte nicht so klug, wie diese Edelleute, denn, wenn dem Rapin Thoiras zu glauben ist, so ließ er, um sie für ihre Klugheit zu bestrafen, mehrere mit Mauern umgebene Städte und gegen dreihundert Kastelle schleifen. Dieses kann immer übertrieben seyn; ich behaupte nur, daß diese abscheuliche Strenge nicht einen Ketzer bekehrte, und alle diejenigen Herren erbitterte, welche sie beschäftigten, und zur Arbeit anhielten.

Inquisitoren in Frankreich.

Gregor der 9te schikte den Abt Arnold von Liteaux nach Frankreich, welchen er mit der Macht eines Inquisitors ausrüstete, damit er die Albygenser aufsuchen und bekehren, ihre Beschützer hingegen exkommuniziren sollte. Um den Eifer dieses Inquisitors zu unterstützen, wurden ihm noch zween Bernhardinermönche, Randolf und Peter von Kastelnau untergeordnet. Diese drei ausgesandten Mönche, von Dienern und Gefolge umzingelt, predigten diesen armen Leuten vom Thron der Schwel-

gerei, der Wollust und des Vergnügens herab, das Evangelium, und befahlen ihren Herren, bei der Strafe der Verdammung in der andern Welt, und dem Verlust ihrer Güter in dieser, daß sie dieselben vertreiben sollen. Sie waren auf nichts erpichter, als auf diese ruhigen und nüzlichen Sektirer eben so Jagd zu machen, wie auf das Wild in den Wäldern.

Graf Raimund von Toulouse, ein Enkel Ludwigs des Großen, gerecht, tapfer, freigebig und duldsam, widersezte sich dem Eifer des wollüstigen und grausamen Inquisitors. Er duldete in seinen Staaten alle die Sekten, welche sich unter sich selbst vertrugen, welche ihrer verschiedenen Meinungen ungeachtet, in gutem Frieden zusammen lebten, und einen einigen und barmherzigen Gott anbeteten. Seine Duldsamkeit war sehr christlich, und politisch zugleich: das Betragen des Inquisitormönchs hingegen war weder das eine noch das andere. Er trieb die Vermessenheit so weit, daß er auch diesen mächtigen Herrn erkommunizirte, und wurde darüber ermordet: wären aber anders gute Gesetze vorhanden gewesen, so hätte dieser Mönch allerwenigstens verdient, eingemauert zu werden. Der Verdacht dieses Mordes fiel auf den Grafen von Toulouse; der Papst that ihn aufs neue in den Bann, und seine Güter wurden demjenigen überlassen, der zuerst davon Besitz nahm. Graf Raimund erkommunizirt.

Die Sache des Grafen Raimunds war ebendieselbe, wie die des Königs und der übrigen

Herren von Frankreich; ihr allgemeines Interesse verlangte, daß sie sich mit ihm wider den Pap, ereinigten: aber sie hatten nur ihr gegenwärtiges Bestes vor Augen, und veranstalteten, um sich des Grafen von Toulouse zu bemächtigen, einen Kreuzzug, an dessen Spitze Simon von Montfort sich stellte. Bei einer seiner ersten Unternehmungen vertrieb er sechzigtausend Albygenser, lauter friedliche Bürger, welche durch Straßenräuber ermordet wurden. Dieses Gemengsel unglücklicher Kreuzfahrer, welches nur aus Raubbegierde, mit einem Kreuz auf der Brust, nach den Waffen grief und ins Treffen stürzte, verdient keinen andern Namen.

Die verschiedenen Blutbäder, welche man unter diesen Ketzern anrichtete, und das grausame Verfahren, dessen man sich gegen den Grafen Raimund bediente, waren Früchte der scholastischen Theologie. „Christus, sagte Gregor der 9te, ist der König der Könige: die ganze Erde ist sein, und von ihm kommt es, daß jeder Monarch einen Theil dieser Erde beherrscht.“

Ich aber stelle Gott vor, ich bin sein Statthalter auf der Erde, mir sind die Schlüssel zum Paradies und zur Hölle anvertraut. Von mir, von meinem Wohlgefallen hängt es ab, die Thore derselben zu öfnen oder zu verschließen; um der Ehre Christi willen, dessen Stellvertreter ich bin, und zum Besten seiner Braut, der Kirche, alle diejenigen zu bestrafen, welche sie betrüben, entweder dadurch, daß sie sich von ihr trennen, oder daß sie

diejenigen begünstigen, welche sich von ihr getrennt haben. Wenn ich mit dem Bann strafe, wenn ich des Thrones entsetze, wenn ich Blut fordere, so gehorche ich Gott, welcher mir zugleich mit den Schlüsseln des Himmels und der Hölle das Recht über Leben und Tod anvertraute, indem er mir sagte: compelle intrare, zwinge die wieder zur Rückkehr in meinen Schoos, welche sich davon entfernt haben. Es ist die Pflicht der Regenten, daß sie mir gehorchen!" Diesem wollen wir nun noch hinzufügen, daß diese Theologie es ist, nach welcher Gregor der 9te sich berechtigt glaubte, den Grafen von Toulouse zu exkommuniziren, seine Staaten allen denenjenigen Preis zu geben, welche sich ihrer bemächtigen konnten, und ein Tribunal der Inquisition zu errichten, um die Ketzer aufzusuchen, und zu bestrafen.

Die predigenden Brüder, die Franziskaner, Karmeliter und Augustiner, deren Institute Rom bereits genehmigt hatte, waren die Herolden dieses schändlichen Tribunals, wozu Gregor der 9te den Grund legte, und wovon Dominic Gusmann der erste Trabant war.

Diese der Kapuze und der Kutte nach so verschiedenen Gattungen von Mönchen, verbreiteten sich als Gesandte des Papstes durch ganz Europa, beraubten im Namen Gottes die Völker, verblüfften sie durch die Furcht vor der Zukunft, um sie noch besser berauben zu können, bevestigten überall, wohin sie nur kamen, den Glauben von der Macht des Papstes, der Heiligkeit ihres Standes, der Würkung ihres Gebets. Sie waren Theologen,

Prediger, Beichväter, Disputanten und Bettler. Sie wurden bei den Universitäten angenommen, und erhielten die Erlaubniß, daselbst Unterricht zu ertheilen. Von den Lehrstühlen ihrer Schulen zu Krakau, Neapel, Oxfort und Paris riefen sie ihren Schülern zu: „Die Ketzer müssen verbrannt werden!“ und die Schüler, angefeuert von dem Fanatismus, wovon ihre theologischen Lehrer voll waren, verbreiteten sich durch alle Provinzen, und schrieen hoch von den Predigtstühlen herab ins Ohr der Fürsten der Erde, der Obrigkeiten und der Völkerschaften: „verbrennet die Ketzer!“

Auf dieses Geschrei fiengen die Mönche und Theologen an, die Menschen irre zu führen, und zündeten in allen vier Enden von Europa die Fackel des Fanatismus und der Verfolgung an. Durch dieses Geschrei bewogen sie ferner die Städte, die Inquisition aufzunehmen, und bevestigten dieses Tribunal in denenjenigen noch mehr, welche es bereits schon aufgenommen hatten. Die Ausschweifungen, welche die ersten Inquisitoren sich erlaubten, ließen die Franzosen die größten Gefahren von ihrem Ministerium befürchten, und man verbannte ihren Richterstuhl, wie man ein hölliſches Gericht verbannen würde, wobei die Diener des Satans den Vorsitz haben. Frankreich hatte zwar keine würkliche Inquisition, sondern nur Stellvertreter derselben: dieses Uebel war zwar geringer; aber wie gering es auch seyn mochte, so war es dennoch erschröcklich.

Drittes Kapitel.

Von der Mehrheit der Pfründen. Erste Entscheidung der theologischen Fakultät. Von einem heiligen und verdammten Doktor.

Es ist etwas schönes, ein Seelsorger zu seyn. Die Eintracht in den Familien, den Frieden zwischen Nachbarn aufrecht zu erhalten, die Unglücklichen zu trösten, und sie aufzumuntern zur Arbeit und Geduld; die Menschen zu den Grundsätzen der Moral zurückzuführen, sie zu unterweisen, ohne sie abergläubisch zu machen, und ihnen den Unterricht hauptsächlich dadurch nicht zu entleiden, daß man ihnen Dinge vorpredigt, welche sie nicht verstehen: alles dieses hat vielmehr zu bedeuten, als ein goldenes Kreuzchen vor sich herzutragen, sich an hohen Festtagen mit einer Mütze zu bedecken, welche in zwey langen Ohren endet, und den übrigen Theil des Jahres hindurch bei Hofe Kabalen zu schmieden, oder sich in Paris dem Müßiggang zu überlassen.

Ich will noch hinzusetzen, daß der Seelsorger des lezten Dörfchens in Frankreich unendlich über alle jene Kirchendiener erhaben ist, welche im Kragen und kurzen Mäntelchen, unter den Titeln von Aebten, Prioren, Perpetualen, Grafen, Kanonikern, Baronen und Kirchenhütern ein Einkommen genießen, welches eine entschlossene und muthige

Regierung einst auf eine sehr nüzliche Art für den Staat verwenden, und Frankreich dadurch zu dem schönsten Königreiche machen könnte, das jemals die Erde hatte.

Bei der Entstehung der Kirche kam die Gewohnheit auf, nicht mehr als ein Weib zu haben, und von dieser Gewohnheit leitete man mit der Folge der Zeit den Schluß her, daß ein Kirchendiener nicht mehr als eine Pfründe besitzen dürfe. Aber es geschah doch immer, wenn schon die Päpste, die Konzilien und die Kirchenväter es verboten.

Arnold v. Bresse verbrañt.

Schon im zwölften Jahrhunderte war die Mehrheit der Pfründen ein großes Aergerniß in der Kirche. Arnold von Bresse hatte den Muth, sich wider diesen Mißbrauch zu stemmen. Dieser Reformator besaß neben seinem Feuereifer auch noch Beredsamkeit. Er predigte zu Rom kühnlich von dem, wovon unsere neuern Philosophen mit so vieler Weisheit geschrieben haben. Die Italiäner wurden durch seine Gründe überwunden; sie wollten die alte Republik zu Rom wieder herstellen, und so wie damals die Priesterschaft und den Gottesdienst einem Rathe von tugendhaften Männern unterwerfen. Aber alle Projekte Arnolds scheiterten: und er flüchtete sich, um den Gefahren zu entgehen, welche ihn zu Rom bedrohten, zu dem Kaiser, welcher, anstatt ihn zu beschützen, ihn schändlicherweise an Hadrian den 4ten auslieferte. Wie schön hätte dieser gehandelt, wenn er ihn begnadigt hätte! Er würde gethan haben, was selbst Christus

an seiner Stelle gethan hätte; allein er war grausam und unversöhnlich, und ließ Arnolden erdrosseln und verbrennen. Seine zahlreichen Anhänger, von seinem Geiste belebt, und entschlossen, seinen Tod zu rächen, rotteten sich zusammen, und bestahlen zu Rom und in der Nachbarschaft die Kirchengüter.

Der Mißbrauch der Mehrheit der Pfründen war in Frankreich nicht so groß, wie in Italien, Deutschland und England: aber der Geist Arnolds war auch dahin gedrungen, und auch da und überall schrie man dagegen. Man hielt daselbst die Pfründen-Besitzer für solche, welche sich von dem Mark der Armen mästeten. Die Reichen drangen schon seit langer Zeit auf eine Reform.

Hundert Jahre nach dem beklagenswerthen Tode 1235.
Arnolds erhielten sie endlich die Entscheidung der theologischen Fakultät. Die Mehrheit der Pfründen wurde genau untersucht und verboten, und es wurde dezidirt, daß ein Geistlicher, bei Strafe der Verdammung, nicht mehr als eine besitzen solle. Dieses Dekret hatte nicht den geringsten Erfolg: die Kirchendiener wollten es lieber wagen, verdammt zu werden, als ihren Pfründen entsagen.

Drei Jahre nach diesem Dekret, wurde diese 1238.
Frage in der Theologie aufs neue aufgeworfen. Es gab zwo Partheien: das Haupt der einen, war Wilhelm der 2te, Bischof von Paris, welcher eine Reform begehrte, und Philipp, der Kanzler der Universität, war das Haupt der andern. Die-

ser Kanzler vertheidigte die Mehrheit der Pfründen mit eben dem Eifer, mit welchem ehemals ein Hebräer die Mehrheit seiner Weiber würde vertheidigt haben. Seiner angeführten Gründe ungeachtet, wurde dennoch diese Mehrheit aufs Neue verboten, und Philipp wollte, ungeachtet der Dekrete seiner theologischen Amtsbrüder, dem Besitz seiner Pfründen nicht entsagen. Er wurde krank: der Bischof von Paris eilte zu ihm, und ermahnte ihn, er möchte doch den Besitz seiner Pfründen noch vor dem Tode aufgeben: „Dieß ist eine Last," sagte er, „welche Sie in die Hölle stürzen wird." — „Ich glaub' es noch nicht, Vater in Gott!" antwortete der Kanzler sterbend; „sondern will mich erst überzeugen, ob es wahr ist."

Philipp starb, und wanderte nach der Hölle; wenigstens erzählte dieses der fromme Bischof Wilhelm allen, welche Pfründen besaßen. Er sagte ihnen, daß er in der Kirche u. l. Fr. um Mitternacht und nach der Frühmette, den Schatten des verdammten Doktors in Schwefelflammen gesehen hätte.

Ich erzähle das Gesicht dieses Bischofs als dasjenige, was es ist. Philipp war nicht der erste Doktor der Theologie, der nach seinem Tode war gesehen worden. Zu Ende des eilften Jahrhunderts lebte zu Paris ein gewisser Theologe, der in sehr großem Ansehen stand; denn seine Lehre war unwiderlegbar, und sein Lebenswandel exemplarisch. Der Himmel öfnete, oder schloß sich nur nach seinen

Wünschen; er war der Modeheilige. Nach seinem Hintritt beehrte man ihn mit einem feierlichen Leichenbegängniß in der Kirche u. l. Fr. Alle Schulen der Universität, unter Anführung ihrer Lehrer, alle Künstler von Paris, und alle Bauern aus der Nachbarschaft liefen herbei, den Leichenpomp eines Heiligen mit anzusehen und seiner Fürbitte sich zu empfehlen. Aber welch entsezliches Schauspiel! — Kaum hatte der Chorknabe, welcher die vierte Lektion des Todtenamts hersagte, die Worte ausgesprochen: responde mihi! antworte mir! als der heilige Doktor sein Haupt aus dem Sarg emporhob, worinn er lag, und mit einer erbärmlich-fürchterlichen Stimme ausrief: Ich bin verdammt.

Schrecken ergrif die Umstehenden; man brach das Amt ab, man lief lärmend aus der Kirche. Man kehrte am zweiten und dritten Tag wieder zu dem Leichenbegängniß zurück; das Sonderbare dieses Spektakels vermehrte den Zufluß der Menge, und jedermann wollte sehen und hören; aber an jedem Tage war die Antwort des Heiligen und die Furcht des Volks ebendieselbe.

Dieser Auftritt mit dem verdammten Doktor ist eines von jenen groben Märchen, welche Betrüger erfanden, um die Menschen zu hintergehen: man hielt es mehrere Jahrhunderte hindurch für eine unläugbare Wahrheit, und wir erzählen es nur als einen Beweis, welcher Lokspeisen man sich bediente, um den Gaumen des abergläubischen Pöbels zu kitzeln. Betrug und Lügen sind die gewöhnlichen Mittel, deren

man sich bediente, um ihn in der Dummheit zu erhalten. Nur die Wahrheit kann ihn erleuchten, und zur Tugend leiten; Lügen hingegen gewöhnen ihn zur Thorheit und Niederträchtigkeit. Ein einziger verständiger Mann, wenn er sich nur nicht mit Balgereien oder mit dem Müßiggang beschäftigt, ist für den Staat mehr werth, als hundert tausend Idioten.

Viertes Kapitel.

Von 1245, bis 1255.

Von der Verstandesirrung des heil. Ludwigs, und der Anordnung der Sorbonne in der Mörderstraße.

Ludwig der 9te war der beste und gerechteste König. Unter sechs und sechzig Prinzen, welche Frankreich beherrschten, liebten nur Ludwig der 12te und Heinrich der 4te ihre Unterthanen so wie er. Heinrich der 4te hatte zwar wenige von jenen Tugenden an sich, welche zu einem Heiligen gehören; aber er besaß hingegen jenen erleuchteten Muth, den ein großer König besitzen soll, und der das Glück der Völker macht.

Ein schöner Anblick, wenn man den heil. Ludwig in den Wäldern von Vinzennes auf einem Eichenklotz sitzen, seine Unterthanen anhören, und ihre Streitigkeiten entscheiden sieht; dieses ist wahrhaft groß.

Aber wie traurig, wenn man sieht, wie dieser geliebte König, beseelt von eben dem Geist, welcher den Don Quixotte zu so vielen Thorheiten hinriß, in den Sandwüsten von Egypten herumirrt, und einen Sultan des Thrones berauben will, der ihn doch nicht beleidigte; ein trauriger Anblick, diesen guten König hundert und fünfzig Meilen von seiner Heimath, an der Pest darnieder liegen, und seine Gemahlin in der Gefangenschaft Mutter werden zu sehen; zu sehen, wie das Haupt seines Bruders im Triumph an der Spitze einer eisernen Picke herumgetragen, wie der Kern des französischen Adels vor seinen Augen ermordet wird.

Nach dieser unglüklichen Begebenheit mußte Ludwig der 9te auch noch die Großmuth seines Ueberwinders fühlen, welcher ihn von der Pest heilen ließ, und ihm hunderttausend Goldstücke an seinem Lösegeld schenkte. Es war sehr klug, daß er wieder nach Frankreich zurückkehrte; aber er verließ es aufs neue, um sich vier Jahre lang in Syrien herumzuschlagen, um dort den Ueberrest seines Heeres zu begraben, und jenes Geld vollends aufzuopfern, welches er dazu hätte anwenden sollen, den Ackerbau, den Handel und die Ausübung der Gesetze in Frankreich wieder herzustellen. Dieser große König verdient gelobt zu werden, denn er war gerecht gegen seine Unterthanen, standhaft und unbeugsam gegen die Päpste, und fromm gegen Gott; aber er ist auch eben so sehr zu beklagen, weil er ein schwärmerischer Frömmler war.

Die Frömmigkeit ist das Gepräge einer tugendhaften Seele; daher wurden die Trajane, die Antonine, die Mark Aurele fromm genannt. Die Frömmelei hingegen, ist nur die augenblikliche Ueberströmung eines unruhigen und nicht selten sonderbar gearteten Gemüths; daher wird jeder lächerlich, der diesem Hang sich überläßt.

Der heil. Ludwig ist noch mehr zu bedauren, daß er sich nach diesem traurigen Kreuzzug, der ihn hunderttausend seiner Unterthanen, und unermeßliche Summen kostete, welche den Staat zum Bettler machten, durch Priester und Religiösen unterjochen ließ. Wer diesen Monarchen nur als den Beichtsohn eines Mönchs betrachten würde, der sich blos mit Andächteleien beschäftigt, der wie ein Einsiedler fastete, der wie man sagt, einen besondern Menschen dazu besoldete, daß er ihm den Rücken zerfleischen mußte, und der, um Gott zu gefallen, sich selbst mit Martern bestrafte, welche das Gesetz nur Missethätern zuerkennt, der würde gestehen, daß es keinen kleinern König gegeben habe, als ihn.

Nach der Rückkehr Ludwigs des 9ten von diesem Kreuzzuge, bestand sein einziges Vergnügen darinn, daß er sich mit jenen predigenden Brüdern unterhielt, welche man Dominikaner oder Jakobiten nennt. Er hielt sie für nichts geringeres, als für Gesandte des Himmels; er gebrauchte sie zu Staatsgeschäften, und zog sie überall zu Rath. Seinem Beispiel nach wollte jeder Prinz, und — jeder Höfling einen Jakobiten zum Beichtvater, Rath und

Mentor haben. Dieß war eines von den besondern Possenspielen am Hofe Ludwigs des 9ten.

Die Unterhaltungen dieses Prinzen mit den Geistlichen hatten mehrentheils die Hölle und das Paradies zum Gegenstand; täglich sann er diesen Mysterien nach, und so wie seine Einbildungskraft sich beschäftigte, nahm seine Vernunft ihm unbemerkt ab. Jede starke Anstrengung des Gehirns bringt eine Erschütterung der Nerven hervor, woraus eine Art von augenbliklicher Wuth entspringt, welche Feuereifer oder Schwärmerei genannt wird; aber in die Länge vertroknen und erschlaffen diese Nerven des Gehirns durch die plözlichen und schnellen Erschütterungen, und eine mehr oder minder merkliche Schwächung folgt nicht selten auf eine solche Schwärmerei.

Die heisse Luft, welche Ludwig der 9te in den afrikanischen Sandländern und in jenen Erdstrichen eingesogen hatte, welche von dem ungeheuren Syrien umgeben sind, das Uebel der Pest, welches ihn betroffen hatte, und all das Ungemach, welches er fünf Jahre lang in diesen entfernten Gegenden erlitt, hatten diese Zerrüttung seiner Organe vorbereitet. Sein Betragen während der lezten Jahre seines Lebens sezte die Würklichkeit von der Zerrüttung seines Gehirns ganz ausser allem Zweifel, und nun war es den Mönchen, welche sich seines Zutrauens bemächtigt hatten, leicht, alle die guten Begriffe in ihm vollends zu verkehren, welche zum Wohl des Staats

abzwekten, und ihn zu überreden, daß es rühmlicher seye, Mönch als König zu seyn.

Als die Jakobiten ihn vollends ganz seiner Vernunft beraubt hatten, so schlugen sie ihm vor, daß er ein Mönch und Priester werden solle.

Das Vergnügen, seinen Gott alle Tage zwischen den Händen halten zu dörfen, verrükte ihm vollends den Kopf, und von dieser Zeit an hielt er sich für berufen, die Kapuze und Kutte des heil. Dominiks zu tragen, wie er sich im Jahr 1250 während eines Fieberanfalls für berufen hielt, die Dominikaner von Haus und Hof zu verjagen. Zulezt verlor er vollends allen königlichen Muth, er sah weiter nichts mehr, als den Thron, der ihn im Himmel erwartete, und wollte dafür denjenigen aufopfern, den er auf der Erde besaß, und dessen er so würdig war.

Diese religiösen Ausschweifungen kamen der Königin zu Ohren, welche er auch durch Zwang nöthigen wollte, sie mitzumachen. Die Königin schäumte, als sie diese übertriebene Narrheit an ihm entdekte: sie rief seine Kinder, die Prinzen, herbei, und sagte ihnen, daß sie von nun an nicht mehr die Söhne eines Königes, sondern eines Mönchs wären. „Euer Vater," sagte sie zu ihnen, „entsagt dem königlichen Purpur, und wird ein Prediger und Priester." Die Prinzen zerflossen in Thränen, und sein Bruder, der Herzog von Anjou, entfernte sich, unter Verweisen, die er ihm gab. Sein ältester Sohn ließ seinen Zorn gegen die Religiösen aus, welche

seinen

seinen Vater irre geführt, und um den Verstand gebracht hatten; aber der Vater antwortete ihm auf diese Aeußerungen nur mit einer Maulschelle. „Sir, sagte dieser Prinz, „ich kann nicht vergessen, daß Sie mein Vater und mein König sind; aber ich schwöre, daß ich diese unglüksvollen Prediger aus dem Reiche verjagen will!“

Die Zärtlichkeit der Gemahlin Ludwigs des 9ten, die Thränen seiner Kinder, die Vorstellungen seines Bruders, und vielleicht noch mehr als alles dieses, die Furcht, die Dominikaner möchten einst bestraft werden, bewogen ihn, dem süßen Vergnügen an einer ruhmlosen Einsamkeit und dem müßigen Klosterleben zu entsagen, und sein Verstand fand sich nach und nach wieder ein.

Ludwig der 9te wurde nicht allein durch Mönche beherrscht, sondern auch noch durch einen gewißen Theologen, Namens Robert Sorbon, welcher von armen Eltern in einem Städtchen an der Gränze von Champagne war erzeugt worden. Von seinem Familien-Namen weiß man gar nichts, und kennt ihn nur unter dem Namen des Dörfchens, worinn er zur Welt kam. Sorbon war einer von denen Menschen, welche man wegen der Seelenruhe oder innerlichen Glükseligkeit, die man bei ihnen wahrzunehmen glaubt, für Selige hält. Er hatte im Sprechen jenen gesalbten Ton, welchen die Mystiker entweder von Natur oder durch die Gewohnheit besitzen.

Er galt für einen sehr gelehrten Theologen, und der heil. Ludwig, welcher, wie man weiß, sich auch mit der Theologie beschäftigte, machte ihn, wie Pasquier sagt, zu einem der hauptsächlichsten Werkzeuge seines Gewissens. Im Jahr 1255 wollte der heil. Ludwig, geleitet und unterjocht von den Dominikanern, ein Mönch werden, und im folgenden Jahr räumte er in der Mörderstraße auf Anleitung Robert Sorbons, einen Platz ein, ein theologisches Kollegium darauf zu erbauen. Schon der Name dieser Straße zeigt eine schlechte Gegend an, und es war auch würklich ein unbewohnter Ort, wo sonst die Diener von dem königlichen Stall ihren Aufenthalt hatten.

Robert würde dieses Kollegium über einem sehr dauerhaften Grund aufgeführt haben, wenn er, anstatt gefährlicher scholastischer Spizfindigkeiten, die Lehre einer guten Volksmoral daselbst eingeführt hätte, welche mit der wahren christlichen Moral vollkommen übereinstimmt: aber dieser Selige konnte nicht begreifen, daß das Interesse des Himmels unter keinerlei Umständen von dem Interesse der Gesellschaft dürfe getrennt werden. Nur erst seitdem die Philosophie Licht in unseren Verstand brachte, ist diese Wahrheit eben so erwiesen, als nur irgend eine Wahrheit in der Größenlehre es seyn kann.

Der fromme Sorbon befand sich täglich im Gefolge des Hofes, und diejenigen, welche die Gelegenheit hatten, ihn genau zu beobachten, wollen sogar bemerkt haben, daß der König ihn einigemal

mit sich speisen ließ. Um auf Kleinigkeiten von dieser Art einen Werth zu setzen, muß man von der Würde des Menschen sehr wohl überzeugt seyn. Man hätte vielmehr bemerken sollen, ob der König durch die ausgezeichnete Gnade, mit welcher er seinen Beichtvater behandelte, ihn auch zu jenem vertraulichen und entscheidenden Ton berechtigt habe, welchen man aus Ehrerbietung gegen den Monarchen hingehen läßt, der aber im Grunde niemals zu verzeihen ist. Sorbon vermischte seine Hofsprache zuweilen mit jener Bissigkeit eines Religösen, der seinen Monarchen täglich von Sünden absolvirt.

Ich will hier einen Streit erzählen, der sich einst zwischen ihm und dem Herrn Joinville, dem Landvogt von Champagne, und einem der größten Herrn an dem Hofe Ludwigs des 9ten zutrug. „Er nahm mich einst beim Mantel," sagt dieser gefällige Schriftsteller, „und fragte mich, im Beiseyn des Königs und der ganzen angesehenen Versammlung, wenn der König sich auf diesen Fußtritt sezte, und Sie sezten sich auf einen viel höheren Sitz als er, würden Sie dadurch nicht seine Ungnade verdienen? Ja, wahrhaftig! antwortete ich. Nun denn; fuhr er fort, sind Sie also weniger strafbar, daß Sie sich viel reicher gekleidet haben, als er? Nein, Meister Robert, sagte ich; ich bin, des Königs und Ihrer Ehre unbeschadet, nicht weniger strafbar: denn ich erbte das Kleid, welches Sie hier sehen, von meinen Eltern, und ließ es nicht auf meine Faust machen; um so eher verdienen Sie einen derben Verweis, denn Sie sind der

Sohn eines Bauers und einer Bäuerin, Sie haben die Kleider Ihrer Eltern ausgezogen, und tragen einen feineren Kamelin, als der König. Hierauf ergrief ich den Saum von seinem Ueberrock, und den des Königs, hielt beide gegen einander, und sagte: ehen Sie hier, daß ich die Wahrheit sagte!“

Meister Sorbon gerieth über der Antwort des Herrn Joinville auser Fassung, und die Höflinge brachen in ein Gelächter aus; aber man war ja von jeher gewohnt, auf Kosten eines Heiligen zu lachen. So viel ist indessen gewiß, daß er sehr übel geurtheilt hatte, und daß dieses Urtheil jenen Vernunftschlüssen nicht unähnlich war, welche auf den Lehrstühlen der Theologie abgefaßt worden. Es ist ein anderes, sich höher hinauf zu setzen, als ein König, wenn er auf dem Thron sizt, und ein anderes, sich an den gewöhnlichen Tagen etwas prächtiger zu kleiden, als ein König, der an der Pracht kein Wohlgefallen hat.

Der Abt Lavokat behauptet, die Sorbonne sey bei ihrer Stiftung sehr begütert gewesen; sie hatte, sagt er, fünfzehen eigene silberne Gedecke. Daran ist nun zwar nicht viel gelegen; was wurde sie aber in der Folge? — Dieses theologische Kollegium wurde bekannt unter dem Namen der armen Sorbonne.

Die Lehrer lebten vom Allmosen, und man nannte sie bis in das lezte Jahrhundert die Armen von der Sorbonne, die armen Meister, so wie man sonst sagte, die Armen des heil. Bruno.

Mit der Zeit ändert sich alles. Die Karthäuser, oder die Armen des heil. Bruno, wurden sehr

große Herren; und man wird in der Folge dieser Geschichte sehen, wie die Armen von der Sorbonne sich für mächtig genug hielten, daß sie unsere Könige, die Nachfolger eben jenes Ludwigs des 9ten, welcher sie stiften half, des Throns entsetzen wollten.

Fünftes Kapitel.

Von dem Titel eines Meisters in der Theologie, und dem Doktorhut.

Die Griechen nannten den Sokrates göttlich, auf welchen dumme Priester schimpften, den blöde Richter vergifteten; sie nannten jenen Plato, jenen Aristotel göttlich, welche der abergläubische Haufen verfolgte, und welche unsere katholischen Theologen oft zur Hölle verdammten, und oft für würdig hielten, in das Paradies aufgenommen zu werden.

Zu den schönen Zeiten Roms dachte man nicht daran, zu sagen, der göttliche Zizero, der göttliche Lukrez, der göttliche Virgil: man hielt die Philosophen dieses Titels für unwürdig, und verschwendete ihn gegentheils an die Tyrannen; denn Zepias, Tibér, Kaligula und Nero wurden göttlich genannt.

Die Christen machten nachher einen viel billigern Gebrauch von demselben; er wurde nur denen zu Theil, welche ihre Gaben der Vertheidigung der

Religion wiedmeten, und daher liest man, der göttliche Augustin, Hieronymus und Hylarius.

Nach den heil. Vätern erhielten ihn auch die Theologen. Der erste, welcher sich in Frankreich einen Namen in der Theologie erwarb, wurde ein Meister der Sentenzen genannt, und diejenigen, welche auf ihn folgten, nannten sich Meister der Gottheit. Diese eitle Anmaßung wurde zur Mode, und erhielt sich mehrere Jahrhunderte hindurch; aber die witzigen Köpfe machten sie so oft zum Gegenstand ihres Gelächters, daß die Theologen endlich diesen Titel der Meister der Gottheit aufgaben, und sich mit dem bloßen Worte Meister begnügten, ohne zu bedenken, daß Christus denjenigen verwirft, welcher ein Meister genannt seyn will.

Aber bald schien dieser Titel den Theologen zu einfach; sie verbanden ihn mit dem Beisatz: weise, und nannten sich die weisesten Meister, Sapientissimi Magistri. Wenn gleich, wie man künftig aus dieser Geschichte ersehen wird, diese hochweisen Meister der Theologie zuweilen Handlungen begiengen, welche das Tollhaus verdient hätten, so behielten sie doch diesen aufgeblasenen Titel bis jezt.

Zu dem Doktors-Titel, welchen die Theologen sich anmaßten, fügten sie noch einen ausserordentlichen Beisatz hinzu, wodurch die ganz eigenen Verdienste dererjenigen bezeichnet wurden, welche sich eines höheren Grades von Ruhm noch ganz besonders würdig gemacht hatten: diesem zufolge gab es englische, seraphische, spizfindige, unwiderleg-

bare, herrliche, unüberwindliche und geflügelte Doktoren.

Niemand verlangte und erhielt auch von da an bis jezt nicht mehr den Titel eines Doktors der Theologie, sondern den eines Doktors der Sorbonne. Um denselben mit Recht führen zu dörfen, mußte man in den Kollegien der Sorbonne studirt, und daselbst zehen Jahre hindurch argumentirt, disputirt, und jene Sätze verschiedenemal öffentlich behauptet haben, welche man in die kleinern und größern, in die sabatinischen, versuchenden, und großen und kleinen sorbonnischen unterscheidet. Ueber dieses mußte sich ein Kandidat der Doktor-Würde, ohne zu trinken, zu essen, oder seinen Platz zu verlassen, gegen zwanzig ihn angreifende Gegner oder Ergotisten stellen und vertheidigen, welche sich mit jeder Halbenstunde ablösten, und ihn von Morgens um 6 Uhr, bis Abends um 7 Uhr unaufhörlich bestürmten.

Die Fertigkeit, sich in der Theologie gegen unnütze und oft gefährliche Grübeleien, oder gegen solche Einwürfe zu vertheidigen, welche dasjenige zum Gegenstand haben, dem wir nur die tiefeste Ehrfurcht schuldig sind, hat nicht weniges dazu beigetragen, um die Nationen mit jener Streitsucht anzustecken, wodurch die Wahrheit unterdrückt, die öffentliche Ruhe so oft gestöhrt, und jene Irrthümmer erzeugt wurden, um welche zu unterdrücken, eine grausame und übelangewandte Staatskunst sich berechtigt hielt, ihre Macht zu mißbrauchen, Ge-

fängnisse zu erbauen, Scheiterhaufen anzuzünden, und dadurch das beste Volk zu Kannibalen umzuschaffen.

Um ein Doktor zu werden, ist es noch nicht genug, daß man zehen Jahre hindurch in den Schulen der Sorbonne disputirt und argumentirt habe; sondern man muß noch überdies durch den Kanzler zu U. l. Fr. mit einem Hute geziert werden, und nur nach dieser Hut-Zäremonie hat man als ein ächter Doktor der Sorbonne das Recht, in die theologischen Versammlungen zu kommen, und daselbst ein Wort mitzusprechen.

Sonst erhielt ein jeder Doktor, welcher bei dieser feierlichen Handlung zugegen war, einen Hut; dieses war von Seiten des Neuanzunehmenden ein Beweis der Erkenntlichkeit gegen seine Meister. Mit der Zeit aber wurde diese Erkenntlichkeit zu Gelde angeschlagen, und die hochweisen Meister, welche als Richter bei der Vertheidigung der Sätze präsidirten oder assistirten, zogen zwanzig Sous einem Hute vor.

Bei den Römern war der Hut ein Zeichen der Freiheit: denn ein freigelassener Sklave erhielt einen Hut, und man nannte dieses: vocare servum ad pileos. Sehr oft war ein Hut auch ein Zeichen des Aufruhrs. In andern Fällen mußte ferner ein Schuldner, welcher nicht bezahlen konnte, sich mit einem grünen Hute bedecken; und so wurde der Hut, welcher in manchen Fällen bald ein Zeichen der Freiheit, bald ein Brandmal der Schande

war, zulezt noch bei der Sorbonne das Wahrzeichen der Wissenschaft von Gott.

Sechstes Kapitel.

Die öffentliche Ruhe wird wegen einem Doktor-Hut gestöhrt. Das ewige Evangelium. Sonderbare Entscheidung der Sorbonne aus Gelegenheit des Herzens Philipps des Kühnen. Von 1260, bis 1286.

Die Vermischung der Scholastik mit der Theologie, oder, der Disputirkunst mit einer Wissenschaft, welche Gott und seine Eigenschaften zum Gegenstande hat, war ein unverbesserliches Uebel; und ein nicht geringeres Uebel entstand daraus, daß man die Sakträger oder Bettelbrüder der theologischen Fakultät einverleibte. So nannte man damals die terminirenden Religiösen; man kannte sie aber auch unter dem Namen der quatuor magna otia Cœli. Es war nicht genug, daß diese Mönche, welche sich auf das feierlichste der Unwissenheit wiedmeten, und dadurch dem Gespötte und der Verachtung der Menschen Preis gaben, dem Staate durch ihre Unthätigkeit zur Last wurden; sie unterstunden sich auch noch, ihn zu beunruhigen.

Diese Mönche waren durch ihre Privilegien von jeder Gerichtsbarkeit befreit, und bildeten mehrere Heerhaufen, deren unmittelbarer Befehlshaber der

Papst selbst war. Auf seinen Wink eilten sie von einem Ende Europa's zum andern, und dienten ihm bald als Geschäftsmänner in Unterhandlung mit den Fürsten, und bald als Gesandte, welche seine Bullen verbreiteten, seine Exkommunikationen anhefteten, und die Inquisition gründen halfen.

Sie waren kaum in Frankreich erschienen, als die Universität sie sogleich in ihren Schoos aufnahm; sie sahe zwar bald darauf die Gefahr ein, welcher sie durch dieselben ausgesezt war, aber sie bemühte sich vergeblich, ihrer wieder los zu werden. Die theologische Fakultät bemühte sich am eifrigsten um ihre Vertreibung: denn sie drohten, alle Lehrstühle dieser Fakultät an sich zu ziehen, welche aus Furcht vor dieser Drohung den Schluß faßte, daß künftig nur ein Religioſe aus jedem Bettelorden den Doktorhut erhalten solle. Die Jakobiten waren mit diesem Schluß unzufrieden, und verwendeten sich dagegen zu Rom; bis dahin hatten sie nur die Theologen zu Feinden gehabt, aber plözlich war es nun die ganze Universität.

Die Soldaten von der Wache hatten zween Studenten mißhandelt und eingezogen; die Fakultäten versammleten und verbanden sich durch einen Eidschwur, daß sie sich Genugthuung wegen diesen Studenten verschaffen wollen, und verschloßen ihre Schulen bis zur Entscheidung der Sache. Die Mönche versagten dem Priester ihren Eid. Die Universität wurde über diese Weigerung aufgebracht, und erklärte sie für exkommunizirt: denn sie hatte von dem

Papste das Recht, mit dem Banne zu bestrafen. Die Bettelmönche appellirten an Innozent den 4ten, und dieser befahl, daß man sie des Bannes wieder entladen solle; die Universität aber gab dem Papst weiter keine Antwort auf seinen Befehl, als daß sie das Exkommunikations-Dekret von neuem bekannt machte. Der Rektor begab sich deswegen, in Begleitung des Pedells und einiger Exerzitienmeister, in die Schule der Dominikaner, um dieses Dekret daselbst abzulesen und anzuheften, und diese kamen dem Schimpf dadurch zuvor, daß sie über den Rektor herfielen, und seine Bedeckung mit Stokschlägen auseinander jagten. Die Sieger und die Besiegten erfüllten Paris mit einem Lärmen, schalten sich Ketzer, und warfen einander vor, daß sie sich wider den Staat und die Religion zusammen verbunden hätten. So viel konnte man wohl sehen, daß sie den einen beunruhigten, und die andere entehrten.

Das ewige Evangelium.

Diese Gluth loderte in Paris mehrere Jahre lang unter der Asche, und vielleicht wäre sie vollends von sich selbst erloschen, wenn das ewige Evangelium sie nicht wieder von neuem angeblasen hätte. Dieses Evangelium war das Werk eines Bernhardinermönchs, dem es im Kopf fehlte, und der sich durch alberne Prophezeihungen ein großes Ansehen erworben hatte; er verkündigte den Untergang der Kirche, der Sakramente, der geistlichen Orden und des Evangeliums von Jesu Christo, und predigte hingegen von der Wiedereinsetzung eines neuen Priesterthums, des Evangeliums vom heil. Geiste, und

eines Standes der Vollkommenheit. Diese lächerlichen Ausschweifungen, der Gegenstand der Verachtung der wenigen helldenkenden Männer, welche es damals gab, wurden von den Jakobiten und Franziskanern mit allem Eifer vertheidigt.

Johann von Parma, der General der Franziskaner, schrieb eine Einleitung zu diesem ewigen Evangelium, welches ein wahres Evangelium der Unvernunft war; er behauptete, daß der in diesem Evangelium verheissene Stand der Vollkommenheit kein anderer seyn könne, als der Stand der Bettelmönche.

Von dem Doktor St. Amour.

Die Universität sandte vier Doktoren der Sorbonne nach Rom, welche dieses Evangelium sollten verdammen lassen. Der erste unter diesen Deputirten war Wilhelm von St. Amour, ein sehr gelehrter Mann, und der eine gesunde Beurtheilungskraft besaß. Er verabscheute die Bettelmönche eben so sehr, als der Doktor Arnold die Jesuiten. Der Papst widerrief auf sein Vorbringen die Privilegien, welche die Bettelmönche ihm abgedrungen hatten; aber er starb bald darauf, und seine Bulle blieb unbefolgt. Alexander der 4te, ein gewaltthätiger Mann, behauptete, daß sein Vorfahrer, wenn er gleich untrüglich gewesen sey, sich dennoch geirrt habe. Seine erste Handlung als Papst war diese, daß er, gleich nach seiner Einsetzung, den Mönchen jene zween theologischen Lehrstühle wieder einräumte, deren man sie zuvor entsezt hatte, daß er sogar die-

jenigen in den Bann that, welche sich seinem höchsten Willen widersezten.

Der Doktor von St. Amour beklagte die Sache der Gesellschaft, welche ihn als Deputirten abgesandt hatte, in einer der sinnreichsten Schriften, welche dieses Jahrhundert der Unwissenheit hervorbrachte. Alexander der 4te fand sich dadurch beleidigt, St. Amour und seine Anhänger kamen in den Bann, wurden ihrer Würden entsezt, sie durften weder den Katheder noch den Predigtstuhl mehr besteigen, und auch nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren.

St. Amours Anhänger ergaben sich, und unterschrieben ihr Urtheil, damit sie wieder nach Frankreich zurückkehren durften, wo sie mit Vorwürfen und Verachtung überhäuft wurden. Die Universität, welche weder von dem Könige, noch von den Bischöffen unterstüzt wurde, gehorchte dem Papst, und die Mönche, welche wieder darein aufgenommen waren, hatten das Recht, Doktoren der Theologie zu machen, und zween Lehrstühle zu besetzen.

Der Ruhm von zween Männern, mit welchen diese Lehrstühle in der Folge besezt wurden, machte, daß die Schulen der Sorbonne verlassen wurden: der eine war Thomas Aquinas, der englische, und der andere, Bonaventur, der seraphische Doktor genannt; und so endigte ein Streit, woran so viele Schwache Theil genommen hatten. Die Abschaffung dieses Skandals kostete wenigstens zwanzig Bannflüche, und wie leicht wären diese zu vermeiden gewesen,

hätte der heil. Ludwig, er, der in seinem Reiche Frieden gebieten konnte, mehrere Vestigkeit besessen.

Der Doktor St. Amour war der einzige, dem dieser Streit Ehre brachte. Man sah ihn unerschütterlich bei seinen Grundsätzen beharren, und er hatte die Wahrheit von den Mönchen und dem ewigen Evangelium gesagt. Seine Schrift führt den Titel: **von den Gefahren der neuesten Zeiten**, und nie erschien eine bessere Schrift zur gelegenern Zeit. Der Papst verdammte sie als gottlos zum Feuer. Dessen ungeachtet enthielt sie sehr viele moralische und politische Wahrheiten; denn es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß man in einem jedem wohlgeordneten Staate, worinn man auf eine wohlverstandene Kultur bedacht ist, keinen Haufen Müßiggänger dulden wird, welcher, unter dem Vorwande Gott zu gefallen, auf Kosten der arbeitsamen Bürger lebt, und in seinem Müßiggange metaphysische Hirngespinnste ausbrütet, welche nur den Untergang des Staats zur Folge haben.

Die Bulle, welche den Doktor St. Amour in den Bann that, verbot ihm auch die Rückkehr in sein Vaterland, und der heil. Ludwig war schwach genug, dieses Verbot zu dulden, womit der beste, der tugendhafteste und der aufgeklärteste von seinen Unterthanen beladen war.

Nach dem heil. Ludwig, nahm sein Sohn, Philipp der Kühne, sogar jene Dominikaner in den Schutz, welchen er zu den Lebzeiten seines Vaters geschworen hatte, daß er ihren Orden aus Frankreich

vertreiben wolle; und als er auf der Rückkehr von seinem unglücklichen Unternehmen wider Peter von Arragonien an der Gränze von Spanien starb, erlaubte sogar sein Sohn, Philipp der Schöne, diesen Mönchen, das Herz seines Vaters in ihrer Kirche beisetzen zu dörfen.

Die Mönche von St. Denis forderten, zufolge des alten Herkommens, das Herz des Verstorbenen zurück, und die Dominikaner wollten es als ein Geschenk des regierenden Königs behalten. Sie waren seine Beichtväter, und dieses Beichtvateramt machte, daß man sie nicht nur für die Kanäle hielt, durch welche die Gnade des Königs sich ergieße, sondern es erwarb ihnen auch noch ein großes Uebergewicht über ihre Gegner.

Dieser Streit, welcher das Ansehen hatte, daß der Wille des Königs zu seiner Entscheidung hinreichend wäre, wurde sehr ernsthaft. Ganz Paris, welches nun aus einer noch viel schwächern Menge bestand, als im vorigen Jahr, nahm daran Theil, und man stritt eben so leidenschaftlich über diesen Mönchen, als man gegenwärtig über die Freiheit streitet.

Philipp der Schöne übertrug die Entscheidung dieses Streits der Sorbonne, und dieses Tribunal zeichnete sich durch sein lächerliches Urtheil darüber sehr merklich aus. Es erklärte den König und die Mönche für strafbar, und entschied, daß der König das Herz seines Vaters Philipps nicht vergeben, daß die Benediktiner es nicht abtreten, und daß die

Dominikaner es nicht in Besitz nehmen können, — ohne die Erlaubniß des Papsts.

Diese Geschichte ist weiter nichts, als sonderbar, und nur sehr wenig merkwürdig; und ich will mir beim Schlusse dieser Erzählung nur noch die Frage erlauben: Warum haben die Sorbonne und die Mönche bei den jetzigen Zeiten so vieles von ihrem alten Ansehen verloren, da doch in Frankreich und in der ganzen Welt, der Soldatenstand und die Obrigkeiten sich gegentheils bei eben demselben Grade von Achtung erhielten, welche sie von den finstersten Zeiten her besaßen? — deswegen, weil der Nutzen des Soldatenstandes und der Obrigkeiten zu allen Zeiten anerkannt wurde; denn die Vertheidigung des Vaterlandes und die Entscheidung der Streitsachen waren immer nothwendig: aber das Wohl der Gesellschaft machte es niemals zur Nothwendigkeit, den Rosenkranz des heil. Dominiks herzubeten, und in der Theologie de rebus divinis zu argumentiren.

Siebentes

Siebentes Kapitel.

Der Statthalter von Paris wird in den Bann gethan, und abgesezt. 1304.

Die Universität hegte nun zween Keime, den einen zu Unruhen, und den andern zur Unabhängigkeit; und diese Keime, welche ohne Unterlaß bald durch die Eitelkeit, bald durch die Pedanterie genährt wurden, brachten oft solche Unordnungen hervor, welche in unserem schönen philosophischen Zeitalter unbegreiflich scheinen würden.

Um die aufgebrachte Universität zu beruhigen, hielt man sich unter dem heil. Ludwig für verbunden, zween Soldaten aufzuknüpfen, weil sie im Dienste zween Studenten, welche die öffentliche Ruhe stöhrten, in Verhaft genommen hatten; unter Ludwig dem Schönen, ließ der Statthalter von Paris einem Studenten, der schon die Priesterkleidung trug, den Prozeß machen, weil er eines Meuchelmords war überwiesen worden. Das öffentliche Wohl erforderte diese Ausübung der Gerechtigkeit; aber der Offizial der Kirche von Paris behauptete, seine Rechte wären durch dieses Urtheil gekränkt worden: er betrachtete diesen Studenten als seiner Gerichtsbarkeit unterworfen, und rächte sich an dem Statthalter dadurch, daß er den ganzen Klerus von Paris durch einen Befehl wider ihn aufforderte, welcher

bei der Strafe des Bannes verbunden war, ihm zu gehorchen. Diesem zufolge begaben sich alle Pfarrer, Erzpriester, Kanoniker, und alle Geistlichen von jeder Würde, unter Vortragung des Kreuzes, der Fahnen und des Weihwassers, und begleitet von einem unzählbaren lärmenden Haufen, in Prozeßion nach dem Pallaste des Statthalters, besezten denselben, liessen einen Steinhagel darauf regnen, und schrieen: Weiche von hier, verdammter Satan, und gieb unserer Mutter, der Kirche, welche du entehrt, und in ihren Freiheiten angegriffen hast, ihre Ehre wieder. Möchtest du, wenn du deinen Frevel nicht wieder gut machst, mit Dathan und Abiram von der Erde verschlungen werden! die Priester ließen diesen Bannfluch verschiedenemal erschallen, und der Pöbel brüllte ihn mit wilder Stimme wiederholend nach.

Der Himmel gehorchte, wie man leicht denken kann, den Flüchen dieser Kanaillen im Chorrocke nicht, und der durch den Offizial mit dem Bannfluch beladene, und von einer fanatischen Rotte gesteinigte Statthalter, hatte nicht das Schiksal, welches von Dathan und Abiram, den Judensöhnen, erzählt wird.

Dieser Offizial hatte durch die Exkommunikation des Statthalters weiter nichts als die Ehre des Klerus gerächt; der Rektor der Universität rächte seinestheils auch die Rechte der Schule. Er erklärte diese Obrigkeitsperson für exkommunizirt, und verbot allen Lehrern den Unterricht, und allen Predi-

gern die Kanzel, bis der König würde erlaubt haben, daß man ihn bestrafen dörfe. In einem Jahrhunderte, worinn die Ordnung geherrscht hätte, würde diesem Rektor selbst eine Strafe seyn zuerkannt worden; man ist aber in einem solchen Jahrhundert auch wohl vor Ausschweifungen von solcher Art sicher.

Der Offizial, der Rektor, der Syndik der Sorbonne, welcher sich mit ihnen verband, und alle zusammen, forderten mit großem Gelärm den Tod des Statthalters Jumels. Die Sache kam zu Unterhandlungen, und man sah sein Leben unter der Bedingung erhalten, daß er die Statthalterschaft aufgeben, die Universität um Verzeihung bitten, den Mund des gehängten Studenten küssen, um seines Bannes los zu werden, zu Fuß nach Rom wahlfahrten, und endlich noch über alles dieses eine schwere Geldstrafe erlegen solle.

Die Franzosen waren zu bedauern, denn es exkommunizirte sie, wer nur Lust dazu hatte. Der Papst, seine Legaten, der Bischof von Paris, und auch der Offizial waren dazu berechtigt, welcher sogar über denjenigen, den er einmal exkommunizirt hatte, den peinlichen Prozeß verhängen konnte, zu welchem Endzweck er alle zur Folter erforderlichen Werkzeuge in seinen Gefängnissen aufbewahrte. Der Rektor machte ebenfalls Ansprüche auf das Recht zu exkommuniziren, oder daß er wenigstens diejenigen für exkommunizirt erklären dörfte, welche die Freiheiten der Universität kränken würden. Es ist mehr als zu gewiß, daß er sich dieses Rechtes öfters bediente,

und sehr wahr, daß ein solcher Mann nicht wenig zu fürchten war, da er dreißigtausend Studenten unter seinem Befehl hatte, worunter wenigstens die Hälfte Künstler und Handwerker aus jedem Stande waren. Diese Studenten genoßen so wie ihre Lehrer einer gewissen Art von Unabhängigkeit, wodurch sie ausschweifend und Stöhrer der öffentlichen Ruhe wurden. Man durfte nur auf der Liste des Rektors geschrieben stehen, um auch seiner Gerichtsbarkeit unterworfen zu seyn, durfte nur eine Tonsur tragen, um an den Richterstuhl des Offizials appelliren zu können. Dieses nannte man das Recht der Schule und des Priesterstandes; und dieses Recht war auch die Ursache, warum Paris so oft einer Mördergrube glich. Man sprach den ganzen Tag über von nichts, als von Meuchelmord, Straßenraub und gezogenen Börsen; nur zu oft hörte man die Lehrer in den Schulen, auf den Straßen, und in den Kirchen den Aufruhr predigen, und nur zu oft sah man, wie die Studenten sich auf den Heerstraßen dadurch belustigten, daß sie die Reisenden plünderten.

Philipp der Schöne erwies dieser aufrührerischen Universität seine Achtung dadurch, daß er ihr den Statthalter von Paris aufopferte: er wollte seine Theologen einem Papst entgegen setzen, welcher noch viel gefährlicher war, als dieselbe dem gewalthätigen und unversöhnlichen Gaëtan, jenem Bonifaz dem 8ten, welcher alle Regenten von Europa als seine Vasallen ansah, und der, um diese theokratische Oberherrschaft zu behaupten, tausend

in allen Theilen von Europa zerstreuten Mönche unter seinen Befehlen hatte, welche dasjenige predigen mußten, was man damals die Lehre von den zween Schlüsseln oder von den zwo Kerzen nannte.

Achtes Kapitel.

Die geistlichen Brüder werden von der Sorbonne verurtheilt. Der heil. Thomas wird in Paris verdammt, zu Rom kanonisirt, und von der Sorbonne wieder zu Ehren angenommen.

Gegen das Ende des dreizehenten Jahrhunderts behaupteten die Franziskaner-Mönche, daß dasjenige, was sie besäßen, nicht ihr Eigenthum wäre. Diesem zufolge aßen und tranken sie, und entsagten dem Eigenthumsrecht auf das Wasser, das sie tranken, auf das Brod, welches sie genoßen, und auf das Stroh, das ihnen zum Lager diente. Dieses Eigenthumsrecht schien ihnen eine verabscheuungswürdige Sache zu seyn, und man nannte sie auch, wegen der gänzlichen Selbstberaubung, welche sie affektirten, die geistlichen Brüder. Sie boten Johann dem 22ten das Eigenthumsrecht auf ihre Speisen an; aber dieser Papst wieß ein Geschenk verächtlich zurück, das ihm so wenig besondere Vortheile versprach.

Die theologische Fakultät zu Paris, welche wegen der seltsamen Meinung dieser Mönche befragt wurde, dachte eben so, wie Johann der 22te, und dieser that, auf Antrieb der französischen und deutschen Theologen, die geistlichen Brüder in den Bann. Dieses Mittel war zu heftig, und am allerwenigsten geschikt, sie von einer Seuche zu heilen, welche nur vorübergehend war, und sich nun in eine unheilbare Krankheit verwandelte.

Die Thorheit dieser Mönche, welche nur zwischen ihren dunkeln Klostermauern ihr Wesen trieb, schadete der Gesellschaft nicht, und würde sie auch auszubrechen gesucht haben; so wäre sie von sich selbst erstikt: aber man zog mit Streitigkeiten gegen sie zu Felde, und sie sezten den Kopf vest; man verfolgte sie, und sie fiengen an zu schwärmen. Wenn die Menschen einmal für eine alberne Meinung eingenommen sind, so ist das einzige Mittel, dessen man sich gegen sie bedienen kann, dieses, daß man sich über sie lustig macht. Es giebt ausser der vollkommenen Narrheit keine Krankheit des Gehirns, welche wider dieses Mittel Stand hielte.

Im Jahr 1318, trieben unwissende Richter zu Marseille die Grausamkeit so weit, daß sie vier von diesen geistlichen Brüdern zum Scheiterhaufen verdammten. Die Richter, wie die Gerichteten, waren beiderseits gänzlich von Sinnen: denn jene meinten, ihre Grausamkeit wäre eine Gott wohlgefällige Handlung, und die geistlichen Brüder ihres Theils glaubten, durch den Unsinn den Himmel zu gewin-

nen, daß sie sich eher öffentlich verbrennen ließen, als zugäben, daß dasjenige was sie genießen, ihr Eigenthum sey.

Die Mönche von der Parthie der verbrannten rächten sich an dem Papste dadurch, daß sie es mit der Sache des Kaisers Ludwig von Baiern hielten, welcher Johann den 22ten vom römischen Stuhl verstoßen wollte. Noch niemand hatte sich ihrer besser zu seiner Rache bedient, als dieser Kaiser. Die Mönche verkündigten in ganz Europa, daß dieser Papst ein Atheist, ein Zauberer, ein Anbeter des Teufels, ein wahrer eingefleischter Teufel sey. Als diese abgeschmakten Lästerungen angenommen waren, entsezte ihn der Kaiser seines Stuhls, und wählte einen Papst aus jenem fanatischen Haufen, den er beschüzte. Johann der 22te, welcher bereits schon den Kaiser und die geistlichen Brüder exkommunizirt hatte, that nun auch noch ihren Papst, Peter von Korbiere, in den Bann.

Dieser Streit zwischen dem Priester- und Kaiser- 1324.
thum fieng an zu erlöschen; aber Johann Dün, ein Doktor der Sorbonne, welchen ein simpler Theologe aus den Schulen zu Paris unterstüzte, erwekte ihn durch seine Schriften wieder aufs neue. Er unterstund sich zu behaupten, daß Christus keinen Statthalter auf der Erde verordnet habe; daß der Kaiser nach seiner Willkühr den Papst absezen und züchtigen, daß hingegen der Papst ohne seine Genehmhaltung niemand, wer es auch sey, bestrafen könne, und daß nach der Verordnung Christi, alle Priester,

von dem regierenden Papst an, bis herab auf den lezten Diener in einer Kapelle, ein gleiches Ansehen haben. Johann der 22te sah sich im Gedränge, er suchte Hilfe bei der Sorbonne, und diese verdammte feierlich alle die Grundsätze, welche doch einige von ihren eigenen Theologen aufgestellt hatten.

1330. Zu eben der Zeit, da man durch strenge Untersuchungen und Bannflüche die Lehren zu unterdrücken suchte, welche die päpstliche Macht untergruben, verbreitete man hingegen andere, welche das Christenthum selbst mit dem Umsturz bedrohten. Unter den Professoren der Universität zu Paris zogen einige durch ihren Unterricht in der Neomantie, Nekromantie und Astrologie, alle jene Albernheiten hervor, welche der Unwissenheit zur Seite wandeln; andere behaupteten, daß die Welt von Ewigkeit her, die Schöpfung unmöglich, die Seele sterblich sey, und daß die Menschen ein Werk des Zufalls wären. Es gab auch einige unter ihnen, welche den reinen Deismus heimlich lehrten, aber dabei so klug zu Werke giengen, daß die wenigen Vernünftigen unter dem grossen abergläubischen Haufen, bei den übrigen Wahrheiten, welche sie vor dem Volk enthüllten, immer es für gefährlich und für unnüz hielten, ihn öffentlich bekannt zu machen. Wenn die Wahrheit an das Licht treten soll, so verlangt sie einen schiklichen Zeitpunkt dazu; die Philosophie muß denselben vorbereiten, und gerade in dem rechten Augenblik entwikeln helfen.

Nach allen Wahrnehmungen an den Kindern, hat jeder denkende Mensch eine Neigung zum Deismus, welcher nichts anders als jener Keim der Religion ist, den die Natur in alle unsere Herzen gepflanzt hat, und welcher allein zu unserer Glükseligkeit hinreichen würde, hätte uns nicht Gott damals eine andere Religion mitgebracht, als er sich in einem Stalle zu Bethlehem vom Himmel niederließ, welche uns zu Heiligen machen kann.

Die Sorbonne verdammte alle jene Lehren, welche man entweder gegen bereits anerkannte Wahrheiten, oder gegen alte Irrthümmer vertauschen wollte. Unter den vielen Grundsätzen, welche sie verwarf, waren auch mehrere, die in den Schriften des heil. Thomas enthalten sind. Ungeachtet des Geziſches, wodurch die Werke dieses Thomas verächtlich gemacht wurden, beharrten doch seine Mitbrüder, die Dominikaner, auf seiner Heiligsprechung; sie wußten so viele Wunderthaten von ihm anzuführen, so viele wichtige Dienste aufzuzählen, die er dem heiligen Stuhl sollte erwiesen haben, daß dieser ihm die Ehre der Apotheose nicht versagen konnte.

Sogleich schritten nun die französischen Theologen zu einer neuen Untersuchung seiner Lehre, und sezten dabei voraus, daß ein Heiliger nicht irren könne; sie hielten eine General-Versammlung, bei welcher der Bischof von Vienne den Vorsitz hatte, und wobei sich drei und zwanzig Doktoren der Sorbonne mit neun und dreißig Backalauren einfanden. Man erklärte die Lehre des heil. Thomas für ortho-

dox, beehrte ihn mit dem Titel eines Engels der
1325. Schule, und berief sich von dieser Zeit an auf ihn, wie auf die andere Kirchenväter.

Ich habe alle Achtung vor dem Dekret der Theologen, aber ich kann mich nicht überwinden, so von diesem Engel der Schule zu denken, wie sie. Wenn sie mir erlauben, meine Meinung von seiner Orthodoxie zu sagen, so muß ich geradezu gestehen, daß die in seinen Schriften enthaltene Lehre in hundert Stellen ein wahrer Galimatias ist, und daß sie in vielen andern mit der so verworfenen Lehre der Jesuiten übereinstimmt. Nur eine von seinen ausdrucksvollen Stellen: *) Derjenige, welcher zum Besten des Vaterlandes einen Tyrannen mit dem Dolche niederstößt, verdient Lob und Belohnung. Ich begnüge mich mit dieser einigen Stelle, wenn gleich der Engel der Schule noch zwanzig von ähnlichem Ausdrucke hat.

Die Meinungen des heil. Thomas von dem Tyrannen-Morde giengen in der Folge aus der Schule der Dominikaner auch noch in die Schulen der Jesuiten und der Sorbonne über. Die Jesuiten und Sorbonnisten waren zwar nur ihre Schüler in dieser Lehre: wann wir aber erst bis auf die Zeit der Ligue werden gekommen seyn, so wird man sehen, wie sehr die Lehrer von den Schülern in der Lehre von dem Königs-Mord übertroffen wurden.

*) Qui ad libertatem patriæ tyrannum occidit, laudem & præmium accipit. Im 2ten Buch der Sentenzen, distinct. 44. quæst. 2.

Neuntes Kapitel.

Johanna Divion wird verbrannt. Die Beichte Roberts von Artois entdekt. Der Papst Johann der 22te wird durch die Sorbonne verdammt.

Ein feierlicher Staatsschluß hatte Mathilden, der Wittwe des Herzogs Otho von Burgund, die Würde einer Gräfin von Artois beigelegt. Der Beichtvater dieser Prinzeßin war der Bischof von Arras, und die Maitresse dieses Bischofs eine gewiße Demoiselle Divion. Der Prälat starb, und hinterließ durch ein Testament alle seine Güter dieser Demoiselle; aber Mathilde, welche sie haßte, verweigerte ihr solche, und ließ sie aus der Provinz verjagen.

Mademoiselle Divion flüchtete sich nach Conche, in das Schluß Roberts von Artois, welcher mit gewaffneter Hand die Grafschaft Artois zurükgefordert hatte. Mathilde starb an einem Kräuter-Trank, oder besser zu sagen, an Gift, und diese Appanage fiel an die Gemahlin des Philipps von Valois, welche nach einem kurzen Besitz derselben ebenfalls, wie man glaubt, an Gift starb. Hierauf kam die Grafschaft an die Gemahlin des Herzogs von Burgund, eine Tochter Philipps des Langen. Robert behauptete seine Rechte auf dieselbe aufs neue, und unterstüzte seine Ansprüche

neuerdings durch eine Schrift, welche die Demoiselle Divion vorwieß; worinn der Bischof von Arras, ihr Liebhaber, sich als denjenigen angab, bei welchem die Zeßionsakten wären niedergelegt worden, welche der alte Graf von Artois zu Gunsten seines Sohnes Philipp und seiner Erben ausgefertigt hätte. Man hatte Zeugen, welche die Sache bekräftigten, und die mit dem großen Siegel versehenen Schriften, welche man schon lange vermißt hatte, wurden, wie man sagt, durch ein Wunder wieder gefunden.

Demoiselle Divion wurde beschuldigt, daß sie diese Schriften unterschoben habe, und weil die Züge derselben der Handschrift des Grafen von Artois so ganz ähnlich waren, so glaubte man nichts anders, als daß ihr der Teufel selbst die Hand dabei geführt habe. Man zog wegen dieses Betrugs die Theologen zu Rath; und diese, — sey es nun, daß sie durch eine glükliche List getäuscht wurden, oder daß sie die Rache des Königs wollten ausführen helfen, — versicherten, daß die Maitresse des Bischofs von Arras eine Hexe sey. Sie wurde lebendig zum Scheiterhaufen verurtheilt, und die Zeßionsakten wurden mit ihr auf denselben geworfen. Auch Jeannette, ihre Magd und Mitschuldige, wurde hingerichtet. Die Geistlichen, welche Theil an dem Betruge genommen, und sich zu falschen Zeugen hatten gebrauchen lassen, kamen mit einer Gefängniß-Strafe davon; aber wer das Unglük hatte, ein Laie zu seyn, der wurde an das Hals-Eisen gestellt, und mit einem Hemde bekleidet, das mit Teufelsköpfen bemahlt war.

Man wollte ferner wissen, in wie fern auch Robert von Artois Theil an diesem Verbrechen hätte, und bemächtigte sich in dieser Absicht des Bruders Sagebrand, seines Beichtvaters. Dieser Unglükliche wurde auf die Folter gespannt, und doch ließ er sich dadurch ein Geständniß nicht abdringen, das er für ein Geheimniß der Religion hielt: man bediente sich der Schmeicheleien bei ihm eben so vergeblich, als der Folter; zulezt nahm man auch seine Zuflucht zu der Theologie, und verschiedene Doktoren der Sorbonne bestätigten, daß der Bruder Sagebrand das Bekenntniß seines Beichtsohnes entdecken dörfe. Diese Entscheidung erschütterte den Beichtiger in seiner Standhaftigkeit; er hatte der Folter und den Schmeicheleien widerstanden, und ergab sich nun auf die Stimme derer, welche die Meister der Gottheit genannt wurden. Er gestand, daß er auf den Befehl Roberts ein wächsernes Bild getauft, daß er dieses Bild ins Herz gestochen, und daß Robert sich desselben dazu habe bedienen wollen, um den König, die Königin und ihren Sohn damit zu bezaubern, oder durch Hilfe der Magie in die andere Welt zu befördern.

Robert wurde durch den Trommelschlag in allen Kreuz-Straßen vor Gericht geladen. Die Pairs versammelten sich im Louvre, und verbannten ihn unter dem Vorsitz des Königs aus dem Reiche. Er floh als ein Kaufmann verkleidet nach England, und bließ daselbst das Feuer zu einem Krieg an, der

über hundert und fünf Jahre dauerte, und für Frankreich solche erbärmliche Folgen hatte.

Die Theologen von Paris, auf deren Wort bereits eine betrügerische Buhlerin war als eine Hexe verbrannt, und die Beichte eines Prinzen von Geblüt entdekt worden, säumten nun nicht, sich auch als Richter Johannes des 22ten aufzuwerfen. Dieser Papst, der bereits in das neunzigste Jahr gieng, hatte zu Avignon gepredigt, daß die Erscheinung der Auserwählten und die Strafen der Verdammten mangelhaft wären. Diese Meinung gereichte der theologischen Fakultät von Paris zu einem großen Aergerniß. Man erneuerte gegen diesen Papst nicht nur jene Lästerungen, womit man ihn bereits schon angeschwärzt hatte; sondern man beschuldigte ihn auch noch des Atheismus und der Hexerei.

Er sandte dennoch zween Nunzien nach Frankreich, welche die Untersuchungen hintertreiben sollten, womit man ihn bedrohte. Diese begaben sich nach Vincennes, wo sich die Theologen und Prälaten gerade versammlet hatten, um die Meinung Johannes des 22ten von den Auserwählten und Verdammten zu untersuchen, und erlebten, wie man sagt, die Schande, widerlegt zu werden. Philipp von Valois begab sich selbst nach Vincennes, um sich an dem Triumph seiner Theologen zu ergötzen; es ziemte aber, wie mich däucht, der Würde eines Königs nicht, metaphysischen Zänkereien mit beizuwohnen.

Die Theologen verfaßten ein Dekret wider die Meinung Johanns des 22ten; Philipp von Va-

lois übersandte ihm dasselbe, und gab ihm dabei zu verstehen, daß die französischen Doktoren viel gründlichere Theologen wären, als alle seine kanonischen Rechtsverständige zu Avignon. Dem Gutachten des Peter d'Ailly gemäß, fügte er noch hinzu: Wir werden alle diejenigen bestrafen, welche mit Euch gleichgesinnt sind; wir werden sogar machen, daß Ihr brennen müßt, wenn Ihr Eure Meinung nicht widerruft. — Eine solche Drohung scheint unglaublich zu seyn.

Johann der 22te, der nun in Frankreich Ge- 1333.
richt über sich gehalten, und sich verurtheilt sah, vermied die ihm aufgelegte Widerrufung dadurch, daß er sagte, er hätte seine Meinung blos als eine Streitfrage vorgetragen. Dieser Papst verachtete die theologischen Streitigkeiten und sogar die Theologen selbst; aber er hatte doch einige Achtung vor den Französischen, weil sie ihren König, Philipp von Valois, in der Gewalt hatten. Er, seines Theils, konnte wohl nicht wissen, was für eine Beschaffenheit es mit den Auserwählten und Verdammten habe; aber um desto besser waren seine Richter, unsere französischen Theologen, davon unterrichtet. Man täuscht sich so oft, selbst bei Sachen, wovon man ein Augenzeuge ist, daß es in Wahrheit immerhin sehr gewagt ist, wenn man über etwas entscheiden will, das man nicht sieht.

Zehentes Kapitel.

Von 1339, bis 1350.

Die Doktoren der Sorbonne bekommen Schläge. Die theologische Fakultät wird exkommunizirt. Ermahnung Clemens des 6ten an die Sorbonne.

Die Spizfindigkeiten, welche man heutzutage als geringfügig verachten würde, wurden damals sehr hochgeachtet: man kann dieses aus einem Streit abnehmen, welchen die Doktoren der Sorbonne mit den Stifts-Herren zu St. Genoveva hatten. Die beiden Theile kamen dahin überein, daß sie, um die Sache gütlich beizulegen, bei dem Abt von St. Genoveva eine Zusammenkunft halten wollen. Anstatt ihre Rechte auf eine friedliche Art darzulegen, vermischten die Doktoren ihre Gründe mit Verweisen und Beleidigungen. Man wurde aufgebracht, und bedrohte sich wechselsweise. Der Abt von St. Genoveva stand zu Paris in Ansehen; denn seine Stelle war mit einer großen Gewalt verbunden: die Sorbonnisten hingegen hielt man nur für Pedanten und Zänker, und nannte sie die Armen von der Sorbonne.

Die Diener des Abts wurden über den aufgeblasenen Ton unwillig, in welchem diese Armen mit ihrem Herrn sprachen, und nahmen Theil an den Händeln. Man befahl ihnen auf eine unsanfte Art,

stille zu schweigen, und sie beantworteten diesen Befehl der Doktoren von der Sorbonne dadurch, daß sie mit Stockschlägen über sie herfielen. Mehrere davon wurden gefährlich verwundet. Die Universität schritt zur Vertheidigung ihrer geschlagenen und aus St. Genoveva verjagten Theologen, und entzog dem Abt alle Vorrechte, welche er bei der Universität genoß. 1339.

Das allgemeine Interesse verband zwar die Sorbonne mit den übrigen Fakultäten, aber ihr Privat-Interesse trennte sie immer wieder von einander. Vergebens gab sich die Sorbonne bei ihren Entscheidungen das Ansehen der Oberherrschaft; vergebens versuchte sie es, entweder einerlei Ansehen mit dem Rektor zu behaupten, oder sich doch seiner Gebotmäßigkeit zu entziehen: sie blieb immer bei ihrer Abhängigkeit. Als Mitglied war sie verbunden, ihre Rechnungen vor ihm abzulegen; als theologische Fakultät, mußte sie oft Gesetze von ihm annehmen. Weigerte sie sich, ihren Beitrag zur Bezahlung eines Abgesandten nach Rom zu entrichten; so wurde sie von dem Rektor um Geld gestraft: sie klagte, schrie und bezahlte. Einige Jahre nachher wollte sie sich von den übrigen Fakultäten trennen, und einen besonderen Stand vorstellen; sie wollte hinfort nicht mehr für die verstorbenen Lehrer beten, und auch nimmer bei ihrer Beerdigung zugegen seyn; und der Rektor, obgleich ein Laie, erklärte die Theologen für exkommunizirt.

Die Fehden, welche die Sorbonne, der Dechant der Theologie, der Abt von St. Genoveva und der

Rektor mit einander hatten, beruheten auf Kleinigkeiten, und auf einer belachenswerthen Eitelkeit. Ich werde mich nicht länger dabei aufhalten: denn ich schreibe die Geschichte der Sorbonne nur, insofern diese Schule Einfluß auf die politischen Ereig-
1349. nisse hat; denn nur in diesem Gesichtspunkte hat sie etwas Merkwürdiges an sich.

Das Recht der Sorbonne, die neuen Meinungen zu beurtheilen, war nicht ausschließend: die übrigen Fakultäten der Künste, der Rechte und sogar der Arzneikunst, nahmen oft und wider ihren Willen mit ihr Theil an diesem Privilegium. Als der König den Flagellanten verbot, Frankreich zu betreten, und der Papst diesen unsinnigen und grausamen Aberglauben abschafte, so geschah dieses nicht auf ihr Gesuch allein; sondern sie waren nur diejenigen, welche als Redner, im Namen der Universität, zu dem Könige sprachen.

Zween Theologen verirrten sich sehr weit von ihrem vorgezeichneten Wege; der eine sprach von der Zukunft des Wortes ins Fleisch, und der andere von der Priester-Ehe. Dieser Leztere behauptete, daß dieselbe mit den weisen Absichten der Natur und mit den Gesinnungen eines vernünftigen Christenthums übereinstimme. Die Universität versammelte sich deswegen, und die Theologen bedienten sich des Rechts, ein entscheidendes Wort in dieser Sache zu sprechen; aber die anderen Fakultäten sagten ebenfalls ihre Meinung über die Zeugung des ewigen Wortes und über die Priester-Ehe.

Man wird sich noch lange darüber wundern, daß die römische Kirche ihren Geistlichen den ehelosen Stand zum Gesetz machte. Ihre Staatsklugheit erscheint dadurch in einem sehr nachtheiligen Lichte. Ihre Klerisei selbst nimmt dadurch augenscheinlich immer mehr ab, und sie wird sich in kurzem genöthigt sehen, ihre Priester eben so durch ein Gesetz zum Ehestand zu verpflichten, wie sie ihnen denselben bisher durch ein Gesetz verbot. Dieses ist sogar noch das einzige Mittel, wodurch sie sich gegen die Fortschritte der Aufklärung und der Philosophie vertheidigen kann.

Ehe noch die Theologen von der Sorbonne durch die Dienerschaft des Abts von St. Genoveva waren gepeitscht, und ehe sie noch von dem Rektor waren in den Bann gethan worden, hatten sie schon von dem Papst eine Zurechtweisung erhalten, welche bekannt gemacht zu werden verdient. Klemens der 6te, welcher in dem Limousin war geboren worden, hatte seine Jugend unter ihnen zugebracht, und alle die scholastischen Kinder-Possen mit angesehen, womit sie sich auf eine so ernsthafte Art beschäftigten. Von einem simpeln Doktor der Sorbonne schwang er sich bis zu der Würde eines Siegelbewahrers von Frankreich empor, wurde nachher Erzbischof zu Arras, alsdann zu Sens, erhielt den Kardinals-Hut, und hatte zulezt noch das Glück, den Stuhl des heil. Peters zu besteigen. Auf diesem Stuhl schrieb er an seine alten Kameraden, die Doktoren der Sorbonne: daß sie sich nicht mehr mit den

stachlichten und allzuspizfindigen Grübeleien beschäftigen sollen; denn solche Grübeleien geben nur zu Irrthümmern Anlaß. Niemals erhielt die Sorbonne eine nothwendigere Ermahnung; aber nie würkte auch eine Ermahnung weniger, als diese.

Eilftes Kapitel.

Von 1350, bis 1361.

Despotismus des Königs Johann. Staaten-Versammlung. Ausschweifungen der Theologen und Prediger.

Dieser König Johann, den man den Guten nannte, war weiter nichts, als ein unvernünftiger Tyrann. Seine Regierung war zwar nur kurz, aber sie war die Regierung des Despotismus, der Niederträchtigkeit und des Meuchelmords. Als er den Thron bestieg, war seine erste Regentenhandlung diese, daß er sich mit dem Blute des Reich-Feld-Marschalls Randolph befleckte, dem er den Kopf abschlagen ließ. Zu dem Schrecken und zu der Gefahr eines so abscheulichen Verbrechens, fügte er noch dieses hinzu, daß er sich auch nicht einmal der Form, oder auch nur des Anscheines einer Rechtspflege, dabei bediente. Ein König, der diesen Pfeiler der bürgerlichen Gerechtigkeit nicht achtet, ist weiter nichts, als ein gekrönter Henker.

Karl de la Cerda, ein Spanier, und König Johanns Liebling, erhielt nun die Würde Randolphs, und wurde so, wie dieser, ermordet. Karl von Evreux, der König von Navarra, war der Urheber dieses Mords; er rühmte sich desselben offentlich, und bot dem Könige Troz, dessen Eidam er war. Das Parlement erhielt den Befehl, Gericht über ihn zu halten, und der König fand sich selbst dabei ein. Der Navarrer erschien, hielt eine Rede an die Richter, und bat zwangsweise um Begnadigung; der König bewilligte ihm auch dieselbe, weil er sie ihm nicht abschlagen durfte.

Die Städte, welche durch Auflagen bedrückt wurden, waren zum Aufruhr bereit. Karl reizte einige davon zu Unruhen, und diese Unruhen sah man für eine strafbare Empörung an. Johann ließ sich durch seinen Muthwillen verleiten, sie an der Spitze von hundert Trabanten zu Rouven zu überfallen. Diese Reise glich mehr einem Ausfalle des Cartouche, als dem Marsch eines Königs. Der Herzog von Harcourt und mehrere Herren speißten mit dem Könige von Navarra zu Mittag; man bemächtigte sich ihrer, warf sie in Fesseln, und schleppte sie auf einem Wagen nach einer offenen Wiese; hier schlug man ihnen ohne weitere Umstände, und blos auf das Verlangen des Königs Johann, welcher ein Zeuge von diesem blutigen Schauspiel des Entsetzens war, die Köpfe ab. Der König von Navarra, welcher mit den übrigen war gefangen

worden, wurde von einem Kerker zum andern geschleppt, und beständig mit dem Tode bedroht.

Indessen drangen die Engländer bis ins Herz von Frankreich, zerstörten die Provinzen, und bedrohten Paris selbst. Johann war von Schrecken betäubt; er glaubte seinen Thron in Gefahr zu sehen, und versammelte seine Staaten. Diese Staaten wurden darüber entrüstet, daß der König Eduard von England die Krone von Frankreich an sich ziehen wolle, und begehrten von dem Lande die Stellung eines Heeres von vier und zwanzigtausend Mann, wozu sich dieses auch bequemte. Aber diese Staaten handelten damals so, wie noch keine Nationalversammlung gehandelt hatte: sie verordneten weise Gesetze; sie wollten Meister über die Staats-Einkünfte seyn, und ernannten besondere Verwalter, welche sie in Ordnung halten sollten.

Der König Johann hatte nur noch Gefühl für seine Thorheit; die Fortschritte des englischen Heeres sezten ihn in Furcht; er unterzeichnete alles, was man nur von ihm verlangte, und bestätigte durch Eid und Unterschrift die Rechte der Nazion. Die Staaten aber machten, ehe sie auseinander giengen, zween große Fehler. Der eine war dieser, daß sie diejenigen, welche ihre Repräsentanten seyn sollten, und welche zu Rathe zu ziehen der König sich verbindlich gemacht hatte, mit keiner ausübenden Gewalt bekleideten; und der andere, daß sie sich ihre Kriegsvölker nicht durch einen Eid verbindlich machten, und denenselben nicht größere Verbindlichkeiten

gegen das Vaterland auferlegten, von welchem sie bezahlt werden, als gegen den König, unter dessen Befehlen sie stehen, und welcher sich ihrer, entweder aus eigenem bösem Antrieb, oder auf den Rath anderer, unter allerlei Vorwand, zum Verderben des Vaterlands bedienen kann.

Jenes unglükliche Treffen bei Poitiers, in welchem der König Johann sich zu Fuß, ohne Helm, mit einer Streitaxt bewaffnet, und im ganzen Gesichte mit Blut und Wunden bedekt, nicht wie ein Held, sondern wie eine wilde Bestie herumschlug, und gefangen wurde, endigte seine grausamen Thorheiten, und öfnete eine Szene neuen Elends.

Für Frankreich hätte sich nichts glüklicheres ereignen können; man hätte die willkührliche Gewalt schon damals auf immer vernichten, und eine gemeinschaftliche Regierung, die einzige gesezmäßige, die einzige, die sich für ein Volk schikt, das nach einer langen Kindheit endlich das reife Alter der Vernunft erreicht hat, einführen können, wenn man die Umstände zu benutzen gewußt hätte. Aber es war eine allgemeine gleiche Gesinnung nöthig, um dieses große Werk zu Stande zu bringen, und damals stemmte sich das Privat-Interesse der drei Stände gegen das allgemeine Beste, gegen die allgemeine Wohlfahrt; es war nöthig, daß alle Provinzen sich durch ein gegenseitiges Zutrauen unter einander verbanden, um einen gemeinschaftlichen Widerstand leisten zu können; und auch dieses konnte nicht geschehen. Es fehlte über dieses noch an tugendhaften, weisen

und aufgeklärten Männern, welche fähig gewesen wären, die Schritte des Volks zu leiten, welche ihm keine andern als solche Handlungen gestattet hätten, worüber die Lasterhaften erzittert wären; so würden wir nur zween berüchtigte Straßen-Räuber gehabt haben, einen König von Navarra, welchem seine Verbrechen schon den Zunamen des Schlechten zugezogen hatten, und einen Marzell, grausam, blutdürstig, ungestümm und unersättlich in der Rachgier. Diese waren die zween Männer, welche das Volk zu unordentlichen Begierden reizten, und es frech und zügellos machten, ohne es in Freiheit zu setzen; auch beförderten sie die Trennung des Staatskörpers in keiner andern Absicht, als um ihre und die ministerielle Tyrannei vestzugründen. Dessen ungeachtet wollten die Franzosen frei seyn, und wußten nicht, es zu werden: denn sie hatten noch keine Philosophen, welche ihnen dieses Geheimniß enthüllt hätten.

Die Gefangennehmung des Königs Johann war das Zeichen zur Unordnung und Anarchie. Dadurch wurde in allen Provinzen der Keim zur Freiheit vollends entwickelt, welcher bereits unter den fünf lezten Regierungen war eingepflanzt worden, und der sich nun unter der Last von zwanzigerlei Unterdrückungen vollends emporarbeitete. Die Städte suchten ihre Privilegien und Freiheiten wieder zu erhalten, und fiengen an, sich zu bevestigen. Paris reinigte seine Gräben, und verbesserte seine Mauern; durch alle Straßen wurden Ketten gezogen; die Regierung

wurde dem Dauphin, einem Prinzen von zwanzig Jahren, übertragen, welcher zu seiner Sicherheit die Stände zusammenberief: aber alle Herzen eiterten, und alle Gemüther waren durch die Tyrannei seines Vaters erbittert. Man wollte anfänglich in Gegenwart seiner Commissarien keine Berathschlagungen mehr vornehmen, und beantwortete zulezt seine Ansinnungen durch die gerechtesten Klagen. Ehe die Stände irgend eine Auflage beschlossen, verlangten sie zuvor die Absetzung des Kanzlers und aller derjenigen, welchen die Verwaltung der Staats-Einkünfte war anvertraut gewesen; sie verlangten die Loslassung des Königs von Navarra, und zwangen den Dauphin, nur solche Leute zu Räthen anzunehmen, welche sie dazu ernannten. Diese Staaten sprachen und handelten ganz als souverain, und boten ein Heer an, welches aber in ihrem Sold und unter ihren Befehlen stehen solle. Paris und die Provinzen, das Volk und die Großen, alles war wider die höchste Gewalt bewaffnet; welches aber in Wahrheit dem königlichen Ansehen weniger, als dem abscheulichen Despotismus galt, welcher dasselbe herabgewürdigt und geschmälert hatte.

Der Dauphin erschrak über die neue Ordnung der Dinge, welche er werden sah; er ließ also die Staaten auseinander gehen, und das Unglück vermehrte sich. Die zurückgesandten Deputirten der Städte begaben sich in die Provinzen; sie wollten daselbst den Eifer nach Freiheit noch mehr anfachen, und erndeten dafür weiter nichts, als die bittern Früchte der Frei-

heit. Die Beamtungen und Stadthalterschaften, an welche der Dauphin sich wendete, um diejenige Hilfe von ihnen zu erhalten, welche die Staaten ihm verweigert hatten, schikten ihm, anstatt des Geldes, nichts als Beschwerden über den Mißbrauch der höchsten Gewalt und über die Kränkung der Gesetze zurük, und erklärten, daß sie hinfort nur von den Staaten Befehle annehmen werden. Paris grief zu den Waffen, es zeigte dem Dauphin sechzigtausend streitbare Männer, und zwang ihn, die Staaten aufs neue zu versammeln. Die Sitzungen nahmen ihren Anfang mit der Absetzung des Siegelbewahrers, der Verwalter der Staats-Einkünfte, und mehrerer Mitglieder des Parlements.

Karl der Schlechte, welcher immer noch gefangen gesessen hatte, brach aus dem Gefängniß, und kam in der Kleidung eines Kohlenbrenners nach Paris. Hier trat er aber, unter einer bewaffneten Bedeckung, plözlich als Monarch auf. Er sprach in Beiseyn des Dauphins zu dem Volke ungefähr auf eine eben solche Art, wie einst die Tribunen zu den Römern sprachen, und erhielt darauf Geld und einen sichern Aufenthaltsort in der Normandie. Er forderte Genugthuung im Namen derjenigen Herren, welche der König Johann hatte ermorden lassen, und man befahl, daß sie feierlich sollten begraben werden.

Während der Versammlung der Stände nahm die Unordnung immer mehr überhand, und der König begieng die Unvorsichtigkeit, daß er seine Truppen sich Paris nähern ließ. Die Staaten betrachteten dieses

Unternehmen eben so, wie die Nationalversammlung im vorigen Jahre, als einen Anschlag auf die Freiheit ihrer Berathschlagungen. Der gesellschaftliche Knoten schien dadurch aufgelöst zu seyn. Der König von Navarra, die Seele dieser Staaten, beorderte ebenfalls Völker dahin, und das Volk sah sich einmal um das andere bald von demjenigen in Anspruch genommen, welchen es einst rechtmäßigerweise zum König erhalten sollte, und bald von einem Prinzen, der es nicht zu seyn verdiente, und es doch werden wollte.

Während dieser Anarchie zeichnete sich alles mehr durch Frechheit als durch Freiheit aus. Simon von Langres, ein Doktor der Theologie, stellte sich vor den Dauphin, und drohte, daß er sich wider ihn empören, und die ganze Universität zum Aufruhr reitzen wolle. Baillet, ein königlicher Rath und Schazmeister von Frankreich, wurde von Peregrin Macé, einem Geistlichen, auf offener Straße ermordet.

Nach dieser Mordthat begab sich Macé unter die Sauvegarde der Heiligen in der Kirche zu St. Merry. Es war einer der abscheulichsten Mißbräuche jener abergläubischen Zeiten, daß man den Tempel der Gottheit für eine heilige Freistätte der Verbrecher hielt. Man holte den Macé aus dieser Freistadt ab, brachte ihn nach dem Chatelet, hieb ihm eine Hand ab, und erdrosselte ihn. Die Todesstrafe dieses Verbrechers war gerecht; aber die Geistlichkeit hielt sie für einen Kirchen-Raub, für einen Schimpf, durch welchen die Heiligkeit der Altäre

und die Ehre der Klerisei wären gebrandmarkt worden.

Das Uebel war nun aufs höchste gestiegen; die Universität grief nach dem weissen Hut, und gab dadurch das Zeichen zum Aufruhr. Die Doktoren der Theologie liefen in die Kirchen, und deklamirten, den Hut auf dem Kopf, von allen Kanzeln herab Aufforderungen zur Rache, und predigten von einer Freiheit, deren Genuß sie damals noch nicht verdienten.

Das Volk wurde von der Schmärmerei seiner Lehrer hingerissen, es grief zu den Waffen, und lief unter der Anführung des grausamen Marzells, welcher Handlungsvorsteher war, nach dem Pallaste des Dauphin. Marzell begab sich mit einem großen wilden Haufen, unter einem Wuthgeschrei, in denselben; Robert von Clermont, der Reichs-Feld-Marschall von Frankreich, Johann von Chalons, der Stadthalter von Champagne, welcher den Macé vom Fuß der Altäre hinweggenommen, und der Stadthalter Stanislaus von Paris, der ihn vor Gericht zum Tode verurtheilt hatte, wurden vor den Augen des Dauphin ermordet, und dieser bat, ganz mit dem Blute dieser Unglüklichen besudelt, um sein Leben. Marzell antwortete ihm ganz trocken, daß er nichts zu befürchten habe, nahm ihm den Hut ab, und sezte ihm dagegen einen weissen auf den Kopf.

Die Leichname dieser Herren wurden durch die Straßen geschleppt; der Bischof von Paris sprach den Bannfluch über ihnen aus, und man begrub sie nicht,

sondern gab sie der Wuth des Pöbels Preis; der Körper des Meuchelmörders Macé hingegen wurde vom Galgen herabgenommen, in die Kirche getragen, und prächtig begraben. Welch ein Fest des Triumphs und der Ehre war dieser Tag des Verbrechens und Entsetzens für die Priester und Aufrührer!

Ganz Frankreich war der Anarchie überlassen. Kriegerische Horden, welche weder abgedankt noch besoldet waren, und grösstentheils Edelleute zu Anführern hatten, verheerten die Provinzen, und fielen, wie Mezerai sagt, über die Landleute her, wie über die wilden Thiere. Aber die Wuth dieses Gewilds nahm einen plözlichen Ausbruch, und es kam nun aus den Höhlen und Wäldern hervor, worein es sich verkrochen hatte, so lange seine Scheunen geplündert, und seine Weiber und Töchter geschändet wurden. Sie rotteten sich in verschiedenen Haufen unter dem Namen von Jakobiten zusammen, und überschwemmten die Provinzen wie ein ausgetretener Waldstrom. Alle Schlösser, welche sie unterwegs antrafen, wurden entweder zerstört, oder verbrannt, und die Edelleute daraus verjagt. Sie waren die hauptsächlichsten Stifter des Hasses gegen die Tyrannei der Lehenträger, und es wäre um den französischen Adel geschehen gewesen, wenn die Städte mit diesem Haufen wüthender Bauern gemeinschaftliche Sache gemacht hätten.

Es werden Schlösser verbrannt.

Der Dauphin entfloh aus Paris, und die Staaten giengen auseinander. Er versammelte die Staaten der nordischen Provinzen, oder von Languedok, zu Compiegne, erhielt von denselben Unterstützung,

und kehrte zurück, in der Absicht Paris zu züchtigen, und sich zu unterwerfen.

In den ersten Augenblicken einer allgemeinen Bestürzung sandte man den Syndik der Sorbonne, verschiedene Doktoren der Theologie, und einige Mitglieder der übrigen Fakultäten, als Deputirte an ihn ab. Diese Leute waren gerade die unrechten; denn sie waren dem Dauphin verhaßt, welcher wohl wußte, daß der König von Navarra und Marzell sich ihrer bedienten, um Zwietracht in Paris zu stiften, und daß sie solche in ihren Predigten beständig zu unterhalten suchten. Sie baten im Namen der Schuldigen um Gnade, aber in jenem aufgeblasenen und pedantischen Ton, welcher immerhin beleidigt. Der Dauphin hatte sie gütig aufgenommen, aber er verließ sie nun mit Unwillen, und versprach ihnen nichts.

Sie kamen nach Paris zurück, und verbreiteten neuen Schrecken daselbst. Der König von Navarra wurde herbeigerufen, und zum General ernannt. Marzell wollte ihn zum König von Frankreich erklären, und Lecoq, der Bischof von Laon, ein ehrgeiziger, hirnloser und ungeschikter Kopf, sollte ihn krönen. Diese Verschwörung aber wurde entdekt, und ihr Urheber Marzell wurde mit einer Streit-Axt niedergeschlagen, als er eben den Engländern das Thor des heil. Antonius öfnen wollte.

Der König Johann starb in England, und der Dauphin wurde nun ohne allen Widerspruch als König anerkannt. Das Volk warf die weissen Hüte ins Feuer, und sezte dadurch alle die Herrschsüchtigen in

Furcht, welche es durch ihr Geschwätz von der Freiheit nur beunruhigten, anstatt es glücklich zu machen, zusamt seinen Doktoren der Theologie, welche im Namen Gottes zu ihm sprachen, und es erhizten, anreizten, und zum zügellosen Verbrecher machten, ohne es zu befreien.

Der Dauphin, welcher als Karl der 5te zum König von Frankreich ausgerufen wurde, reinigte dieses Land von allen den Räuberbanden, welche es beunruhigten. Er stellte die Ordnung und Ruhe durch abwechselnde Gnade und Strenge, und durch eine sehr geschikte Staatskunst wieder her; und die Theologen und Prediger blieben seine ganze Regierung hindurch in ihren gehörigen Schranken.

Zwölftes Kapitel.

Tollheit Karls des 6ten, oder des Vielgeliebten. Betrügerische Mönche werden verbrannt. Von 1380, bis 1402.

Karl der 5te nahm mit dem Titel eines Weisen auch noch den Haß seiner Unterthanen mit sich ins Grab. Sterbend ertheilte er noch den Befehl zur Verminderung der Auflagen: seine Schazkammern, welche seine Klugheit oder sein Geiz allmählig auf Kosten seiner Unterthanen anzufüllen gewußt hatten, erlaubten oder geboten vielmehr diese Erleichterung.

Aber diese Sätze wurden einem Haufen der mächtigsten Plünderer zur Beute, und die Geld-Erpressungen, welche unter dem König Johann verübt wurden, fiengen nun von neuem an. Mehrere Städte empörten sich, und Rouen wählte einen Krämer, Namens Legros, zu seinem Könige. Man führte ihn auf einem Triumphwagen durch alle Straßen, und sezte ihn nach diesem auf einen Thron, der mitten auf einem großen Platze errichtet war. Das Volk überreichte ihm knieend eine Bittschrift wegen der Auflagen, womit es bedrückt wurde, und dieser Ellen-König erklärte sie für abgeschaft. Dieser ganze Vorgang war weiter nichts, als eine Karnewallsbelustigung, wodurch das königliche Ansehen lächerlich gemacht wurde. Karl der 6te begab sich mit seinen Oheimen dahin, um diese Stadt zu bestrafen; eine weise Regierung aber würde die Sache niemals bis zu einem solchen Verbrechen haben kommen lassen.

Ein Krämer wird zu Rouen gekrönt.

Ein Schuhflicker u. ein Kräutel-Weib erregen zu Paris einen Aufstand.

Paris ahmte Rouen nach. Ein Schuhflicker hatte zwei- bis dreihundert Aufrührer zusammengerottet; sie zwangen einen Handlungsvorsteher, ihr Anführer zu werden, und giengen so zu dem Herzog von Anjou, welchem sie geradezu erklärten, daß sie hinfort keine Auflagen mehr bezahlen werden. Man schlug öffentliche Zettel an, und erklärte denjenigen für einen Feind des allgemeinen Besten, welcher nur von dieser Sache sprechen würde. Um dieses Ungewitter abzuleiten, hob der Hof die Steuern auf, sezte sie aber einige Tage nachher gleich wieder ein. Muß

nicht

nicht ein Volk durch solch eine grobe Täuschung zur Wuth gereizt werden?

Ein Steuer-Einzieher kam auf den Markt, um diese neue Taxe zu erheben, und ein Kräutel-Weib weigerte sich, einen Denier zu bezahlen, welcher ihr für ein Bündel Kreßich abgefordert wurde. Der Name dieses Weibs wird noch von der Geschichte aufbewahrt, sie hieß Peroet la Morelle, und versiegelte ihre Weigerung mit dem Tode des Steuer-Beamten. Dieser Mord war das Zeichen zu einer allgemeinen Empörung. Man verfolgte die Gehülfen der Steuer-Pächter in allen Schlupfwinkeln und in allen Kirchen; man ermordete sie sogar am Fuß der Altäre. Die Aufrührer bemächtigten sich viertausend eiserner Hämmer, welche in einem Stadt-Hause aufbewahrt wurden, und öfneten damit die Kerker. Aubriot wurde aus der Grube gezogen, worinn er, nach dem Urtheil eines fanatischen Bischofs, lebendig sollte begraben bleiben: die Aufrührer wollten ihn zu ihrem Oberhaupt ernennen, aber Aubriot war viel zu klug, als daß er einen solchen Auftrag angenommen hätte. Er überließ Paris seinem Schrecken, und bediente sich seiner Freiheit blos dazu, um sich in der Stille nach seinem Vaterlande Burgund zu begeben.

Aubriot wird eines Verbrechens beschul-

Das Verbrechen Aubriots bestand darinn, daß er, zu großem Mißfallen des Bischofs von Paris, der Sorbonne und der ganzen Universität zween Studenten in Verhaft nehmen ließ, welche den Leichenzug Karls des 5ten beunruhigt hatten. Man digt.

zog durch Späher noch die Nachrichten von ihm ein, daß er den Weibern, dem Wein und der Freude ergeben sey, und daß er sogar die Juden mit vieler Schonung behandle. Gedungene Zeugen gaben noch ferner an, daß er ein Hexen-Meister und ein Ketzer sey. Man bemächtigte sich seiner, und führte ihn in den Vorhof der Kirche zu U. l. Fr., wo ihm ein Doktor der Sorbonne eine sehr erbauliche Rede über den Wein, die Weiber, die Zauberkunst und über das Verbrechen hielt, dessen er sich dadurch schuldig gemacht habe, daß er die Rechte der Universität angrief, und zween geistliche Studenten gefangen setzen ließ.

Aubriot war ein guter Bürger, er führte einen untadelhaften Lebenswandel, und man konnte, ungeachtet aller Verbrechen welche man ihm aufbürden wollte, nicht läugnen, daß er ein rechtschaffener Mann sey. Seine Amtsführung zeichnete er dadurch aus, daß er Paris zu den gemeinnützigsten Denkmälern seiner Größe verhalf. Die Bastille, welche der kluge Mann zu einer Vestung bestimmte, woraus aber der verfluchte Despotismus sogleich ein Gefängniß machte, und deren Zerstöhrung das erste Werk unserer Freiheit war; die kleine Burg, die Brücke zu U. l. Fr., die Mauern des königlichen Pallastes, die unterirrdischen Kanäle sind alle das Werk dieses Statthalters. Zu Athen würde man ihm Ehrensäulen errichtet haben; aber zu Paris warf man ihn wegen den Vorfolgungen der Universität, und wegen falschen Angaben der Theologen,

ins Gefängniß. Das blinde Volk brannte vor Begierde, ihn lebendig als einen Zauberer verbrennen zu sehen; aber sein Wunsch wurde nicht befriedigt, denn Aubriots Richter hatten nicht Beweise genug von seiner Zauberei, und begnügten sich blos damit, daß sie ihn verurtheilten, den Ueberrest seiner Tage vollends zwischen vier Mauern in den Hallen der Vergessenheit, oder in den Gefängnissen des Bisthums zuzubringen.

Man ersieht hieraus, daß die Prälaten damals eine streitbare Gerichtsbarkeit, Gefängnisse und Trabanten unter ihren Befehlen hatten; auch waren sie mit Rädern, Zangen und allen zur Folter gehörigen Werkzeugen versehen. Hievon steht zwar in den vier Evangelisten nicht ein Wort geschrieben; aber ohne Zweifel erforderte es damals die Würde eines Bischofs.

Der Hof näherte sich nun gegen Paris, um die Aufrührer zu bestrafen. Ein allgemeiner Schrecken ergrief die Stadt; die Bürger stellten den Rektor der Universität und den Bischof an ihre Spitze, kamen vor den König, warfen sich ihm zu Füßen, und flehten um Gnade. Dieser Deputation folgte Goslin, ein Doktor der Theologie; er hielt eine Rede an den jungen König, welcher ihm Gnade für die Schuldigen versprach, und seine Befehle nur um so schneller vollstrecken ließ, um auch die Unschuldigen in den Kerker zu werfen.

Desmaret, der General-Advokat beim Parlament, ein friedlicher und sehr tugendhafter Mann, wurde mit noch zwölf andern sehr angesehenen Bür-

gern auf den Richtplatz geschleppt, und starb als ein Greis von achtzig Jahren auf dem Blut-Gerüste, den Tod der Empörer, welche er doch immer zu besänftigen gesucht hatte. Wann die Henker vom erdrosseln französischer Bürger ermüdet waren, so nähte man die übrigen in Säcke, und warf sie, ohne irgend eine rechtliche Untersuchung, des Nachts in die Seine.

Karl der 6te war damals nicht älter, als fünfzehen Jahre; das Volk nannte ihn den Vielgeliebten; er war aber weiter nichts, als ein alberner und grausamer Regent. Er hatte von Geburt eine sehr zärtliche Leibesbeschaffenheit, und sein Temperament war noch nicht ausgebildet, als er schon die ersten Eindrücke der Wollust auffieng, und sich derselben ohne Mäßigung überließ. Seine Nerven, welche durch eine lange Enthaltsamkeit und durch schikliche Leibesübungen hätten gestärkt werden sollen, wurden durch die Ausschweifungen der Weichlichkeit ausgetroknet. Die wenige Lebhaftigkeit, womit die Natur ihn beschenkt hatte, erlosch unvermerkterweise. Die Schwäche seiner körperlichen Werkzeuge vernichtete nach und nach seine Vernunft, und ließ ihm nichts als schlaffe Gesichtszüge und eine träge Seele. Sein wirklicher Zustand war eine natürliche Sinnlosigkeit, worinn er plözlich vom Zorn und sodann gänzlich von der Raserei überfallen wurde.

Clisson ermordet.

Peter von Craon, ein ehemaliger Günstling des Herzogs von Orleans, aber damals in Ungnade, ermordete, an der Spize von zwanzig Mitverbrechern, den Reichs-Feld-Marschall Clisson, den er

als die Ursache seiner Ungnade betrachtete. Seine Wohnung wurde zerstört, und der Grund derselben zu einem Kirchhofe gemacht, welcher dem St. Johann am Ufer geweiht wurde; seine Güter aber wurden dem Herzoge von Orleans überlassen. Craon floh nach Bretagne. Der Herzog dieser Provinz erhielt den Befehl, diesen Mörder auszuliefern, er weigerte sich dessen, und Karl der 6te marschirte mit einem Heer gegen Bretagne.

Karl der 6te wird zu einNarr;

Die Sonnenhitze, welche Karl auf dem Marsche durch ein Gehölz auszustehen hatte, brachte sein Blut, das durch die unzeitigen Ausschweifungen schon zu sehr verdorben war, noch mehr in Wallung. Die Fibern seines Gehirns, welche durch die schnellen Erschütterungen des Zorns, denen er sich zu überlassen gewohnt war, schon zu sehr zerrüttet waren, konnten die brennende Sonnenhitze nicht mehr ertragen. Er hielt die Bäume für Gespenster, und hieb in den ersten Anfällen der Raserei, welche dieser plözliche Schrecken hervorbrachte, beständig auf diejenigen zu, welche ihn umgaben. Vier von seinen Edelknaben starben an den Wunden, welche er ihnen beibrachte. Auf diese heftige Wuth folgte ein gänzlicher Verlust seiner Kräfte. Man bemächtigte sich seiner, und brachte nun den König, welchen man unbesonnenerweise den Vielgeliebten genannt hatte, als toll und wüthend auf einem Wagen gebunden nach Mans.

Er wird gefesselt,

Der Kopf Karls des 6ten kam wieder ein wenig in Ordnung; aber ein ausserordentlicher Zufall

zerrüttete ihn aufs neue. Es war die Vermählungs-Feier einer Hofdame der Königin; eine maskirte Gesellschaft kam als Wilde und Bären gekleidet auf den Bal; der Herzog von Orleans wollte einen von diesen Bären allzusehr in der Nähe betrachten, er brachte Feuer in seinen Anzug, und plözlich war der ganze Saal mit Rauch und Zetter-Geschrei erfüllt. Drei oder vier Bären verbrannten. Die Herzogin von **Berri** verbarg ihn zwar unter ihrem Schlender, aber er kam dennoch aufs neue von Sinnen.

Er wird exorzirt;

Vergiftungen und schwarze Künste waren damals zur Mode geworden; man glaubte anfangs, daß der König vergiftet, und zulezt gar, daß er bezaubert sey. Die Gemahlin des Herzoges von Orleans wurde für die Zauberin gehalten, weil sie die einzige Person war, welche er während seiner Tollheit zu sehen verlangte. Um ihn nun zu entzaubern, bediente man sich bald der Prozeßionen und bald der Exorzismen. Man gelobte ihn auch mehreren Heiligen; aber man weiß ja, daß diese weiter nichts, als die geringe Gewalt der Fürbitten besitzen; daher konnten sie dem Könige nur sehr kurze vernünftige Zwischenräume bewürken.

Es wird ein Zauberer zu Rathe gezogen.

In der Folge nahm man zu Markt-Schreiern seine Zuflucht, welche aber eben so wenig vermochten, als die Heiligen. Ein angesehener Zauberer wurde aus der Thälern von Guyenne nach Paris berufen. Dieser Mann war beinahe noch elender und noch verrückter, als selbst der Kranke, den er heilen sollte. Er rühmte sich, ein Buch zu besitzen, welches Adam von

Gott selbst erhalten habe, und welches den Titel Simogorad führte. Dieses Buch kam, man weiß nicht recht wie, aus dem Land Adams nach Guyenne. Der Zauberer versprach, durch ein einziges Wort aus seinen Formeln, den König wieder herzustellen; er sagte aber ihrer viele, und der König blieb nach wie vor verrückt.

Zween Mönche, ihres Handwerks Augustiner und Beutelschneider, kamen auch von Guyenne nach Paris, um ihre Geschiklichkeit an Karl dem 6ten zu versuchen: diese Provinz war damals als der Wohn-Sitz der Hexerei bekannt. Man wies ihnen eine Wohnung in der Bastille an, und wartete ihrer sehr wohl. Die Tränke, welche sie ihm zubereiteten, hatten keine gute Würkung; sie wagten es, ihm unter dem Hersagen gewisser Zauberworte einen Einschnitt an dem Haupte zu machen, und die Tollheit verdoppelte sich. Um das Murren zu stillen, welches sich am Hof und unter dem Volke wider sie zu erheben anfieng, klagten sie den Barbierer des Königes an, daß er ihn behext habe, und nach reiferer Ueberlegung der Sache gestanden sie auch noch, daß der Herzog von Orleans an dieser Beherung mit schuldig sey. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Mönche die Werkzeuge einer Parthie waren, welche darauf umgieng, diesen Prinzen zu stürzen; daß die Theologen, die Prediger und alle Mitglieder der Universität sich an den Herzog von Burgund verkauft hatten, und keine Gelegenheit versäumten, diesen Prinzen in einem gehäßigen Lichte darzu- 1397.

stellen, indem sie ihn für den Urheber des öffentlichen Elends erklärten.

Mönche werden öffentlich hinge= richtet.

Diese Mönche wurden des Betrugs, der Ausschweifung und der Verläumdung überwiesen, und der Herzog von Oleans ließ sie ins Gefängniß werfen. Man sezte ihnen Mützen von Papier auf die Köpfe, führte sie auf den Richtplatz, entsezte sie der Priesterschaft, und enthauptete sie. Ehe sie aber das Blut=Gerüste bestiegen, erlaubte man ihnen noch zu beichten. Sie waren die ersten in Frankreich, welchen vor ihrer Hinrichtung dieser lezte Trost noch gestattet wurde. Karl der 5te machte schon 1360 dem Parlamente deswegen einen Vorschlag, welchen es aber verwarf; von dieser Zeit an wurde es hingegen immer beobachtet.

Diese zween Beutelschneider in der Mönchs=Kutte hießen Peter und Cancelot; aber ihre Hinrichtung schrekte andere Betrüger nicht ab. Es meldeten sich wieder vier Nekromantisten, und versprachen, Karl den 6ten wieder herzustellen. Unter ihnen war auch ein Priester, welcher sich rühmte, daß er drei Teufel zu seinem Befehl habe. Ihre Beschwörungen waren vergeblich. Der Teufel konnte in ihrem Dienste dasjenige unmöglich vollbringen, wozu sich Gott nicht einmal durch die Fürbitten der Heiligen hatte bewegen lassen.

Die Fanatiker ließen diese Betrüger verbrennen; es wäre aber viel vernünftiger gewesen, wenn man sie eine Zeitlang eingesperrt hätte. Ehe der Scheiterhaufen angezündet wurde, versäumte man nicht,

der damaligen Gewohnheit nach, ihnen auch noch zu predigen, und es war ein Doktor der Sorbonne, welchem die Verrichtung dieses heiligen Werks, bei der Hinrichtung dieser Hexen-Meister, übertragen wurde.

Die Geschicht-Schreiber melden, daß man jemand nach Schottland abgeschickt habe, welcher daselbst den Teufel wegen dem Schiksal Frankreichs um Rath befragen sollte. Dieser Deputirte habe nach seiner Wiederkunft bezeugt, daß er gesehen habe, wie Salomon an der Küste von Raben sey zerhakt worden, und hieraus folgerte man, daß Frankreich noch lange in diesem Zustande bleiben werde.

Man wußte nicht, ob man mehr die Narrheit des Königs, oder das Elend, welches diese Narrheit über die Nation brachte, bedauern solle. Zulezt wurden gar noch die Juden beschuldigt, ihn vergiftet zu haben. Zu dieser Verläumdung, welche allein schon hinreichte, ihnen eine groſse Verfolgung zuzuziehen, fügte man noch dieses hinzu, daß sie an dem Charfreitag einen getauften Juden gekreuzigt hätten. Sieben von den Reichsten unter ihnen, wurden durch den Statthalter von Paris zum Feuer verurtheilt; das Parlement aber mäßigte dieses Urtheil, und begnügte sich damit, daß es sie drei Sonntage nach einander mit Ruthen streichen ließ, und den übrigen die Meidung des Reichs befahl.

Da die Wiederherstellung Karls des 6ten weder 1402.
dem Teufel noch den Heiligen gelang, und da auch Gott ihn, wie es schien, nicht wollte genesen lassen;

so nahm man zu Schauspielen seine Zuflucht. Die Brüderschaft von dem Leiden Christi wurde durch Privilegien bestätigt, und der König unter dieselbe aufgenommen. Jene geistlichen Schauspiele, gewöhnlich Misterien genannt, wurden durch Theologen und Priester vorgestellt. Eine Gesellschaft junger Advokaten beschäftigte sich mit moralischen Gegenständen, und bald erschien auch eine Bande von Lustigmachern, welche Zoten rieß. Alle diese heiligen und profanen Schauspiel-Arten wurden mit einander vermischt, und aus dieser Vermischung entstand das Spiel von den gestoßenen Erbsen. *)

Karl der 6te sah wechselsweise die Misterien, die moralischen Vorstellungen, die Zoten und das Spiel von den gestoßenen Erbsen vor sich aufführen; er blieb dennoch ein Narr, und bekam noch, zum grösten Unglück, jezuweilen bei seiner Narrheit vernünftige Intervalle. Frankreich war allen nur möglichen Lastern, Unordnungen und allem ersinnlichen Unglücke Preis gegeben. Ehre, Muth und Freiheit, mit einem Worte, jener ritterliche Geist,

---

*) Le jeu des poix pilés. Der Uebersetzer giebt hier den Wort-Verstand, und überläßt die sinnliche Erklärung dem Leser. Des poix pilés ist eine französische Redensart, deren Sinn aber nicht hieher zu passen scheint; denn es heißt eigentlich, Etwas Nichtiges. Ueberhaupt kann er sich auch keinen eigentlichen Begrif von diesen geistlichen Possenspielen machen, da so wenige Analogie in der Benennung selbst liegt. Anmerk. d. Uebers.

durch welchen die Franzosen so lange Zeit geglänzt hatten, wurde durch den Betrug, durch Gleißnerei und Niederträchtigkeit verdrängt.

Dreizehentes Kapitel.

Frankreich entsagt dem Gehorsam gegen den Papst. Benehmen der französischen Theologen. Von 1391, bis 1403.

Die Franzosen waren zu bedauren. Als Unterthanen standen sie unter einem verrückten König, und unter Prinzen, welche sie im Namen dieses Königs mit Strenge beherrschten und beraubten: als Katholiken hatten sie bald zween, bald drei Päpste, von welchen sie einer um den andern im Namen Gottes plünderte und in den Bann that. Bei dieser Verwirrung des Papstthums war es schwer zu wissen, welcher von diesen zween oder drei Päpsten eigentlich vom heil. Geiste geleitet würde. Wenn man nach ihren Handlungen urtheilt, so findet man weiter nichts, als daß sie sich blos der Leitung ihres Zornes, ihrer Rachsucht, und ihres gränzenlosen Geizes überließen.

Zu Ende der Regierung Philipps des Schönen wurde der Sitz des Papstthums nach Avignon verlegt. Dieser König, welcher die Frecheit Bonifaz

des 8ten nach ihrem ganzen Umfange hatte kennen gelernt, wußte die Nachfolger dieses Papsts dorthin zu ziehen. Diese Staats-Klugheit kam aber Frankreich theuer zu stehen: denn, um sie für das Opfer zu entschädigen, welches sie ihm dadurch gebracht hatten, daß sie Rom verließen, mußte man sie unterhalten, und mit ihrem heiligen Kollegium, gleichsam wie fremde Subsidien-Völker, besolden.

Im Jahr 1307 schlug Klemens der 5te mit seiner Maitresse, der Gräfin von Perigord, seine Residenz zu Avignon auf. Klemens der 6te kaufte diese Stadt von Johanna der 1sten, Gräfin von Provence, welche ihren Gemahl hatte heimlich ermorden lassen, und keineswegs berechtigt war, diese Stadt zu verkaufen. Er vermehrte in Frankreich die Bänke des Ablaß-Handels, oder der Sünden-Vergebung auf das zukünftige Leben, gegen ein Billet für drei oder vier Sous. Dieser Papst erfand auch noch die Expektanzen, die Mandate, die Reserven und Annaten; er eignete sich die Verlassenschaft der Bischöfe und Aebte zu, welche starben; die Gläubiger verstorbener Pfründen-Besitzer verloren alles, was ihnen diese etwa schuldig seyn mochten; die Einkünfte der Kapellen, Präbenden und Kanonikate wurden oft seinen Stall-Bedienten anstatt des Gehaltes angewiesen; seine Domestiken suchten sich in Frankreich jemand aus, der eine Pfründe zu vergeben hatte, und überreichten ihm mit der einen Hand den Befehl, nach welchem sie die erste leergewordene Pfründe besitzen sollten, und mit der andern ein Ermahnungs-

oder Bedrohungs-Schreiben, nach welchem er den Bann zu befürchten hatte, wenn er den Befehl nicht annehmen würde. Auf diese Art, sagt Pasquier, fielen alle unsere reichen Pfründen in die Schüsseln der Päpste, und die ärmeren, fügt Mezerai hinzu, wurden von der Dienerschaft des Papstes verschlungen. Der Handel mit dem Ablasse, mit Annaten und Expektanzen brachte das Geld aus den Provinzen nach Avignon. Dieser Betrug war zwar schändlich; aber die Franzosen verdienten ihn einestheils, weil sie ihn duldeten.

Das Uebel wurde immer schlimmer. Im Jahr 1381 waren zween Päpste, **Urban** der 6te und **Klemens** der 7te, welche die Kirche verstümmelten und entehrten. Der erste hatte seinen Sitz zu Rom, und wurde von den Herzogen von Anjou und Burgund geschützt; der zweite hielt zu Avignon sich auf, und hatte den Herzog von Orleans auf seiner Seite. Dieser leztere eignete sich die Hälfte der Einkünfte der französischen Kirche zu, um seine päpstliche Würde behaupten zu können. Die Simonie, oder der Handel mit geistlichen Sachen, wurde in seinem Pallaste öffentlich getrieben. Die Pfründen wurden dem Meistbiethenden überlassen. Es war ihm alles feil. Man kaufte bei ihm ein Priorat oder eine Pfründe, wie man in einer offentlichen Versteigerung ein Küchen-Geräthe erkauft. Mit diesem niederträchtigen Gewerbe verband sich auch bald die Betrügerei. Die Geheim-Schreiber Klemens des 7ten verkauften falsche Daten, oder veränderten dieselben in den Bul-

len um Geld. Die Abgesandten der apostolischen Kammer überschwemmten Frankreich; sie waren mit Bannflüchen bewaffnet, und stellten in verschiedenen Provinzen eigene Sammler auf, welche ihren geistlichen Raub auf eine eben solche Art einziehen mußten, wie heutzutage die Staats-Pfenninge eingezogen werden.

Das Parlement, welches bisher noch nicht zu Gegen-Vorstellungen berechtigt war, schwieg stille: die theologische und die übrigen Fakultäten der Universität hingegen, welche viel mehr Muth hatten, und denen vieles daran gelegen war, sich den Erpressungen des Papstes von Avignon zu widersetzen, verfaßten einen Schluß, nach welchem sie eine Kirchen-Versammlung begehrten. Johann von Roncé, ein Doktor der Sorbonne, war so kühn, diesen Schluß dem Könige zu überreichen, und so unverschämt, bei der Ueberreichung desselben wider den Herzog von Orleans, welcher gegenwärtig war, als wider den Beschützer des Papstes von Avignon, zu sprechen. Dieser Doktor der Sorbonne wurde gefangen gesezt; er entfloh aber aus dem Gefängniß, und begab sich, in Begleitung vieler von seinen Mitbrüdern, zu Urban dem 6ten nach Rom. Der Hof war über diese Flucht, welche nur die Spaltung der Kirche vergrößerte, sehr aufgebracht, und erklärte diesen Haufen theologischer Ueberläufer des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig.

Der Hof Karls des 6ten unterstüzte das Recht Klemens des 7ten beständig; aber seine Geld-treiber schränkten ihre Erpressungen nicht ein. Als man keine geistlichen Taxen mehr entrichten wollte, so verkaufte und verstaigerte man die geistlichen Gefässe, den Schmuck der Altäre, und die Bau-Materialien zu den Kirchen. Alle Geschicht-Schreiber derselbigen Zeit bezeugen diesen unglaublichscheinenden Unfug, wovon man einen ähnlichen, in den Tag-Büchern falscher Religionen, vergeblich aufsuchen wird. Er war für die wahre Kirche deswegen aufbehalten, weil Christus den Werth seiner Auserwählten durch die Niedrigkeit ihrer Stellvertreter erweisen wollte.

Erpressungen des Papstes.

Indessen erhob sich in dem Herzen von Frankreich eine allgemeine Stimme des Unwillens gegen Klemens des 7ten. Der Hof, welcher den Doktor Johann von Roncé gefangen gesezt, und als einen Verbrecher der beleidigten Majestät erklärt hatte, wurde der Erpressungen des Hofes von Avignon müde, und verlangte zu wissen, welcher von den beiden Päpsten, ob der an der Tiber, oder der an der Rhone, der wahre sey. Der Abt von St. Rikasius, ein Abgesandter des Leztern, erhielt den Befehl, in Zeit von drei Tagen das Königreich zu verlassen, und der Universität wurde ein Gutachten über die Mittel abgefordert, durch welche dieser Spaltung konnte ein Ende gemacht werden. Es fanden sich bei ihrer Versammlung zehentausend Mitglieder ein, und vier und fünfzig Doktoren der Sorbonne arbeiteten an dem Gutachten, welches aus den drei Arti-

keln bestand, 1) daß hinfort nur ein Papst seyn solle, 2) die Rechte dieser beiden sollen untersucht, und 3) eine allgemeine Kirchen-Versammlung gehalten werden.

1393. Clemengis, ein Doktor der Sorbonne, überreichte diese Artickel dem König, und sagte dabei: „Die Kirche ist zur Sklaverei und Verachtung herabgesunken; sie ist in Räuber-Hände gefallen. . . . Man befördert sittenlose Männer zu den Prälaturen. Wenn eine Kirchen-Versammlung gehalten wird, so muß man auch die Doktoren der Sorbonne dazu berufen, und sie den unwissenden Bischöffen an die Seite stellen.“ Peter de la Lüne, Kardinal und Legat Klemens des 7ten, drohte, daß er den Doktor Clemengis wolle ersäuffen lassen. Der Tod des Papstes, welcher gerade um diese Zeit vorfiel, schien das beste Mittel zu Endigung dieser Spaltung zu seyn; aber die Kardinäle von Avignon sezten die Tiare auf das Haupt eben des Peters de la Lüne, welcher den Doktor Clemengis mit dem Wasser-Tode bedroht hatte.

Es mißfiel zwar Frankreich, daß dieser gewaltthätige und verschlagene Mann, unter dem Namen Benedikts des 13ten, den Thron bestieg; aber er besänftigte es dadurch, daß er schwur, seine päpstliche Krone sey von keiner Bedeutung, und daß er bereit sey, sie abzulegen, sobald das Wohl der Religion es erfordere. Er nahm eben den Doktor der Sorbonne zum Geheim-Schreiber an, welchem er gedroht hatte, daß er ihn ins Wasser werfen

lassen

lassen wolle. Der Hof wurde durch seine verstellte Uneigennützigkeit getäuscht, und sandte den Peter d'Ailly, einen andern Doktor der Sorbonne, zu ihm, um die Aufhebung des päpstlichen Stuhls zu Stande zu bringen, welche Peter de la Lüne versprochen hatte. Die Herzoge von Berri, von Burgund 1396.
und von Orleans begaben sich in eben dieser Absicht nach Avignon. Diese Reise aber kostete viel, und nüzte nichts; man machte im folgenden Jahr neue, aber eben so vergebliche Versuche; Benedikt der 13te zeigte sich unerschütterlich. Bonifaz der 9te, welcher damals auf dem römischen Stuhl saß, war es nicht minder, und die Glaubigen, welche erwarteten, daß ihnen der Himmel durch ein Wunder bekannt machen werde, welcher von diesen beiden sein würklicher Stellvertreter sey, sahen sich einmal über das andere von den Geld-Erpressern dieser zween Päpste in Kontribution gesezt.

Die Universität, welche anfänglich wider die Wahl Benedikts des 13ten geschrieen hatte, schrie nun plözlich offentlich wider den Allein-Handel seines Hofes. Der Herzog von Burgund sezte diese Lärmenden durch seine Geschöpfe noch mehr in Eifer, und suchte den Staat dadurch in Unordnung zu bringen. Der Herzog von Orleans hingegen, welcher ihm in allem entgegen handelte, begünstigte heimlich den Papst, und sprach von den Doktoren der Universität nicht anders, als von einem Haufen plumper und ungestümmer Pedanten, welche dem Staate immer gefährlicher werden, je mehr sie sich bestreben,

ihre Absichten zu erreichen. Es kann seyn, daß sich dieser Prinz bei seinen Aussichten täuschte.

Wenn der Reichthum übermüthig macht, so bringt hingegen die Armuth Meuterei hervor: denn wer nichts hat, der murrt leicht. Uebrigens war es sehr natürlich, daß die Pfründen das rechtmäßige Erbtheil der französischen Theologen, und nicht der Gehalt der päpstlichen Bereuter waren.

Ein Doktor der Sorbonne, Namens Courte-Cuisse, wurde als Deputirter an den König gesandt, um ihm im Namen der Sorbonne den Vorschlag zu eröffnen, daß er dem Papste nicht mehr gehorchen, und ein Konzilium versammeln solle, welches über die Rechtmäßigkeit des avignonschen oder römischen Papstes entscheiden solle. Dieser Doktor fand Gehör, und die ganze französische Klerisei erhielt den Befehl, zu einer Kirchen-Versammlung nach Paris zusammen zu kommen. Man beschloß daselbst, we-
1398. der Benedikt dem 13ten, noch seinem Nebenbuhler zu Rom mehr zu gehorchen. Um diesen Schluß noch mehr zu bekräftigen, fügte der König demselben einen offenen Brief bei, worinn er sagt: „Wir, mit den Prinzen vom Geblüt und vielen andern, und zugleich mit Uns die Kirche Unseres Königreichs, die Geistlichen wie das Volk, kündigen hiemit dem Papste, Benedikt dem 13ten, und seinem Gegner zu Rom den Gehorsam auf . . . . wollen, daß man keine Abgaben mehr, weder an Benedikt noch an seine Sammler entrichte. Verbieten allen Unsern Unterthanen, ihm zu gehorchen. . . . . Man wird

einen andern Papst erwählen. Jeder, er sey ein Afrikaner, Araber oder Indier, wird Uns zu diesem Endzwecke willkommen seyn, wenn er nur dem Stuhl des heil. Peters keine Schande macht.“

Es wurde abermals ein Doktor der Sorbonne nach Avignon gesandt, um Benedikt dem 13ten zu bedeuten, daß er nicht mehr Papst sey. Dieser antwortete aber dem Deputirten: Ich habe mich Papst geschrieben, und werde es bleiben bis an mein Ende.

Der Marschall von Boucicaut erhielt den Befehl, sich Benedikts des 13ten zu bemächtigen. Aber Benedikt kam ihm noch zur rechten Zeit zuvor; er verschanzte sich in seinem Pallast, und rüstete sich, einen Sieg zu erkämpfen, welcher aber, durch die Dazwischenkunft des Herzogs von Orleans, sich in eine Blokade verwandelte. Die Kardinäle zerstreuten sich, und der König von Arragonien, auf dessen Hilfe Peter de la Lüne sich große Rechnung gemacht hatte, gab seinem Nunzius zur Antwort: Glaubt denn dieser Priester, daß ich, um seine Griffe zu unterstützen, mich mit Frankreich in eine Fehde einlassen werde?

Die französische Kirche war nun in ihre Rechte wieder eingetreten; alle Arten von Allein-Handel, welchen die Päpste aufgebracht hatten, hörten auf, und die Ersetzung der Pfründen wurde den Bischöffen übertragen: aber der Mißbrauch dieser Ersetzungen folgte der neuen Einrichtung auf dem Fuße nach. Der erste Gebrauch, welchen die Bischöffe von diesem

Rechte machten, war dieser, daß sie die Söhne ihrer Vereuter und Pächter damit versorgten. Die Universität fieng ein neues Geschrei an. Sie schien es noch viel lieber zu sehen, daß die Kardinäle von Avignon sich mit den französischen Pfründen mästeten, als daß die Diener unserer Prälaten solche verzehrten.

Peter de la Lüne pflog, während seiner fünfjährigen Verschanzung in dem päpstlichen Pallast, immer heimliche Unterhandlungen mit Karl dem 6ten, seinen Räthen, der Sorbonne und der Universität. Mit Hilfe des Herzogs von Orleans, des Doktors Gerson, und eines Dutzends Mitglieder der Fakultät der Künste, verließ er sein Gefängniß in den Kleidern eines Bedienten. Er bewilligte dem Könige die Erhebung des Zehenten von der Geistlichkeit, der Universität eine Liste, nach welcher die Pfründen sollten ausgetheilt werden, und dem Parlemente jene Irrotulationen, welche heutzutag Ablaß genannt werden. Diese Gefälligkeiten, mit welchen man sich wohl begnügen konnte, entwaffneten den Hof, das Parlement, die Sorbonne und die Universität. Seine Absetzung wurde widerrufen, und Frankreich kam wieder unter die päpstliche Gebotmäßigkeit. In dem Pallaste zum heil. Paul, welchen der König bewohnte, wurde ein Tedeum angestimmt, und von da begab man sich in Prozession nach der Kathedralkirche, um Gott für die Fesseln zu danken, womit man sich wieder hatte beladen lassen.

Eben derjenige Doktor d'Ailly, welcher mit einem so lobenswerthen Eifer auf der Verurtheilung Peters de la Lüne beharrt hatte, hielt nun in der Hauptstadt eine offentliche Rede über den Gehorsam, welchen man ihm schuldig sey. Er machte sich Hoffnung auf eine Pfründe und ein Bisthum, und erhielt auch beides. Das Betragen dieses Theologen und hundert anderer beweist, daß die Habsucht den Herrschbegierigen nur nach ihren Wünschen die Worte in den Mund lege. 1403.

Vierzehentes Kapitel.

Frankreich entsagt dem Gehorsam gegen den Papst aufs neue. Benedikt der 13te exkommunizirt Frankreich. Abgeordnete des Papstes auf dem Blut-Gerüste. Rede eines Doktors der Sorbonne. Von 1404, bis 1407.

Benedikt der 13te saß nun wieder auf dem Stuhl von Avignon, und hätte können glücklich seyn, aber er wußte nicht, es zu werden. Die Furcht hätte ihn klug machen sollen, aber er blieb bei seiner Unvernunft. Frankreich kehrte in die Sklaverei zurück, und wurde aufs neue von seinen Pressern überschwemmt. Er machte, durch seine Reserven und Expektanzen, die Listen der Universität und die

Irrotulationen des Parlements ungültig. Die französischen Obrigkeiten und Theologen verdienten diese Züchtigung, weil sie die Freiheit der Nazion um ein schales persönliches Interesse, um den elenden Vortheil dahin gaben, daß die einen eine Pfründe vergeben, und die andere sie besitzen durften.

Das Parlement von Paris ließ eine Schrift verbrennen, welche die Universität zu Toulouse zu Gunsten Benedikts des 13ten bekannt gemacht hatte; der König erklärte die Reserven und Expektanzen für ungültig, und man sprach aufs neue von der Abschüttlung des päpstlichen Joches. Man hielt zwei Jahre hindurch Versammlungen, ohne die Aufhebung dieser Spaltung, welche so wünschenswerth und so nüzlich gewesen wäre, zu Stand zu bringen, so sehr hieng man an Vorurtheilen und nichtswürdigen Gewohnheiten. Die Uneinigkeiten, welche in der Sorbonne herrschten, begünstigten diese Spaltung; einige Doktoren verlangten, daß Frankreich frei seyn, und andere, daß es seine Fesseln behalten solle.

1406. Die Sache kam in Gegenwart des Königes zur Untersuchung. Die Bischöffe, Staats-Beamten, Dommherren und Theologen erhielten den Befehl, sich nach dem Pallaste zum heil. Paul zu verfügen, und auch den Deputirten des Papstes wurde der Zutritt daselbst gestattet. Diese Sache, welche doch die Nazion eben so wohl als den Papst angieng, wurde auf eine widersprechende Art untersucht. Johann Petit und Johann Placet, zween Dok-

toren der Sorbonne, waren von der Parthie des Herzogs von Burgund; sie enthüllten die Ränke Benedikts des 13ten, und glaubten, ihn mit Gewalt zu zwingen, den Stuhl des heil. Peters zu verlassen. Der König war des Gezänkes überdrüssig, und schikte die Sache an das Parlement zurück. Johann Petit trat vor demselben als Kläger wider den Papst auf: er vermischte die vernünftigen Gründe, welche er vorbrachte, mit Plumpheiten, und wenn er sah, daß die Zuhörer darüber unwillig wurden, so sagte er: Ein jeder nach seiner Weise. Wenn es an mich kommt, so bin ich so rauh, und spreche so hitzig, als ob ich zornig wäre. Der Bischof von Poitiers unterstüzte diesen heftigen Redner, und sagte, daß endlich die Zeit gekommen wäre, in welcher Frankreich von der päpstlichen Tirannei müsse befreit werden. Die königlichen Minister wurden nun auch der Reihe nach angehört, und der General-Advokat, Juvenal von Ursins, machte den Schluß für die Gewalt des Königes.

Roheit des Doktors Johann Petit.

Die Anhänger des Papstes hatten die Freiheit, ihn zu vertheidigen. Der Doktor d'Ailly, einer von denen, welche den meisten Einfluß bei der Sorbonne hatten, sprach für seine Sache, und behauptete, daß das ganze Verfahren unregelmäßig sey. Der Erzbischof von Tour sprach ebenfalls für Peter de la Lüne, und sagte: dieser Papst ist aus dem Lande der Maul-Esel, welche sich lieber die Haut abziehen lassen, als daß sie wieder umkehrten.

Der Theologe Filatre, Dechant an der Kathedral-Kirche zu Rheims, behauptete, daß der König, seine Räthe, seine Prälaten und Madam Universität keineswegs einen Papst absetzen könnten, der mit unumschränkter Macht über das Zeitliche und Ewige gebiete. Dieser Doktor begieng die tolle Unverschämtheit, und vergliech Karl den 6ten mit dem Osius, welcher die Messe absingen wollte. Alle diese Versammlungen, welche entweder in dem Pallaste zum heil. Paul, oder in dem Parlemente waren gehalten worden, wurden mit einer allgemeinen Prozeßion beschlossen, wobei sich vier und sechzig Bischöffe und Aebte befanden.

Man versammelte sich sogleich wieder. Einer der ersten Schlüsse der Mitglieder war dieser, daß man eine Kirchen-Versammlung begehren, und alle die habsüchtigen Unternehmungen abstellen solle, deren der Hof zu Avignon sich bediente, um Frankreich auszuplündern, und daß überhaupt dem Peter de la Lüne auferlegt werden solle, dem päpstlichen Stuhle zu entsagen. Dieser Papst, welcher bisher voll Betrug und Ränke gewesen war, legte nun auf einmal die Maske ab, und antwortete den Deputirten, welche ihm das Absetzungs-Dekret überreichten: Ich habe mir weder von dem Könige noch von den Theologen von Frankreich etwas vorschreiben zu lassen, sondern sie sind diejenigen, welche Gesetze von mir annehmen müssen. Diesem zufolge schikte er den Gonsalva und Conseloux nach Paris ab, um eine Bulle dahin zu tragen,

welche die Prinzen, die Staats-Beamten, die Bischöffe, die Theologen und alle diejenigen in den Bann that, welche an seiner Absetzung mitgearbeitet hatten. Er that durch seine Bulle noch mehr; er entledigte die Unterthanen von dem Eid der Treue gegen den König, und verband alle französische Pfründen mit der avignonschen Kirche. Der Doktor Clemengis, welcher damals der Geheim-Schreiber des Papstes war, wurde beschuldigt, daß er diese Exkommunikations-Bulle ausgefertigt habe: sehr lange wagte er es nicht, sich in Frankreich sehen zu lassen, und er mußte zuvor eine förmliche Begnadigung erhalten haben, ehe er wieder daselbst erscheinen durfte.

Conseloux, welcher die Bulle an Karl den 6ten überbrachte, war einer von den Roßtäuschern aus dem päpstlichen Stalle. Zu einer aufgeklärten Zeit würde dieser Unfug eine gänzliche Trennung nach sich gezogen haben; wenn aber eine Nazion einmal hinreichend aufgeklärt ist, so ist sie selten so glüklich, solche unordentliche Päpste zu haben.

Der König begab sich in den Pallast, um einen Rechtstag zu halten; sein Thron wurde auf einem Gerüste mitten im Hofe desselben angebracht; diesem Throne gegenüber war eine Rednerbühne, welche der Doktor Courte-Cuisse bestieg. Dieser Redner bewies in zwölf Syllogismen, daß die Bulle ein Aergerniß und der Papst ein Schismatiker sey. Der Kanzler zerriß sie in zwei Stücke, und gab die eine Hälfte den Prinzen, welche sie zerfezten, und die andere dem Rektor der Universität, der sie mit einem

Feder-Messerchen durchlöcherte. Die Stückchen davon wurden zusammen gelesen und ins Feuer geworfen. Am nemlichen Tage wurde in allen Strassen offentlich angeschlagen, und bei Rührung der Trommeln bekannt gemacht, daß man den Papst nicht mehr anerkenne. Frankreich genoß einige Zeit das Vergnügen einer Freiheit, welche es beständig würde besessen haben, wäre seine Vernunft so weit gereift gewesen, daß es alle Vortheile davon eingesehen hätte.

Am 2ten Mai.

Corrario, oder Gregor der 12te, welcher auf dem römischen Stuhl saß, war wohl nicht klüger als Peter de la Lüne. Seine Kardinäle verliessen ihn; er that sie in den Bann, und sie sezten ihn ab. Die beeden Päpste ergriefen die Flucht: der eine begab sich nach Sienne, und der andere nach Perpignan. Die Kardinäle versammelten sich zu Pisa, und erwählten, unter dem Namen Alexanders des 5ten, den dritten Papst. Er hieß eigentlich Philargi, war ein geborner Grieche, und hatte sich in der Jugend vom Allmosen und Viehhüten ernährt. Den Antritt seines Papstthumes bezeichnete er damit, daß er eine Bulle zu Gunsten der Mönche erscheinen ließ, und daß er die französische Klerisei mit einem Zehenten belegte. Der König befahl aber, daß alle diejenigen des Landes sollten verwiesen werden, welche diesen Zehenten entrichten würden, und verbot den Pfarrern, daß sie in ihren Kirchen die Bettel-Mönche keine Beichte sollten hören lassen.

Balthasar Cossa vergiftete, wie man sagt, diesen Papst, und trat als Johann der 23te an seine Stelle; er betrug sich aber noch viel schlimmer, als seine Vorfahrer, und ganz Europa fieng plözlich an, wider ihn zu murren. Die Geschicht-Schreiber der Teufel haben behauptet, daß dieser Papst ein wahrer Teufel gewesen sey, welcher die menschliche Gestalt nur deswegen angenommen habe, um die Menschen zu verderben, so wie Christus sie annahm, um dieselben glücklich zu machen.

So groß die Frechheit der Päpste war, so war dennoch die Dummheit der Völker noch viel grösser. Es war aber äuserst nothwendig, daß sie es waren: denn in jedem anderen Zustande würden sie sich des nächsten Mittels bedient haben, welches ihnen zu Gebote gestanden wäre, um sich von den unsinnigen Anfällen derjenigen zu befreien, welche im Namen Gottes zu ihnen sprachen, und vernünftigerweise auf keine andere Art Glauben für die Wahrheit ihrer Sendung hätten verlangen können, als dadurch, daß sie die Tugend ausgeübt, und die Vernunft gepredigt hätten.

Die päpstlichen Diener, welche die Exkommunikations-Bulle nach Frankreich gebracht hatten, wurden in den Kerker geworfen. Man zierte sie mit papiernen Mützen, und einem schwarzen dalmatischen Mantel, auf welchen die Waffen ihres Herrn verkehrt gemalt waren, führte sie in einer Hürde aus dem Louvre in den Hof des Pallastes, band sie neben einem Marmor-Blocke an einen Pfosten, und

überließ sie hier den Mißhandlungen des Pöbels, der sie mit Koth und Speichel besudelte. Aus dem Pallaste wurden sie auf einem Mist-Karren vor das Thor zu U. l. Fr. geführt. Sie versprachen ein ansehnliches Lösegeld. Urban Talvando hielt ihnen eine erbauliche Katechisation über die Vermessenheit desjenigen, welcher sie abgeschikt hätte. Ausser dem Doktor Johann Petit, war kein Redner plumper und jähzorniger als dieser Talvando; er war so beredt, wie ein Fischweib. Einst legte er eine Rede ab, welche das Volk leicht zum Aufruhr hätte bewegen können; der Herzog von Bar unterbrach ihn aber, und scholt ihn einen Bauern-Hund.

Um begreiflich zu machen, wie sehr verabscheuungswürdig Benedikt der 13te sey, sagte dieser Redner offentlich auf der Kanzel: Quod anum sordidissimæ omozariæ osculari mallet, quam os Petro de Luna, daß er lieber den Heitern einer alten Kupplerin, welche die Hämorrhoiden habe, küssen wolle, als den Mund des Peters de la Lüne.

Dieser Grund in dem Munde eines Doktors der Sorbonne bewieß nicht sowohl, daß Benedikt der 13te ein unsinniger Kopf sey; als vielmehr, daß der Herr Doktor selbst ein Mann sey, der durch diese schmutzige und niedrige Grobheit zu erkennen gabe, daß er unter der Hefe des Pöbels sey erzogen und geboren worden.

Fünfzehentes Kapitel.

Die französischen Theologen verdunkeln durch ihre Rachsucht den Ruhm, welchen sie sich durch ihre Trennung vom päpstlichen Stuhl erworben hatten. 1407.

Die französischen Theologen genoßen nun auf jeden Fall den Ruhm, der Nazion gedient zu haben, und das Vergnügen, an dem Papste gerächt zu seyn, der sie verachtete. Die wieder erlangte Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche, war großentheils das Werk ihrer Thätigkeit und ihres Eifers, den sie durch ihre zwar plumpe, aber sehr nüzliche Sprache für die Wahrheit an den Tag gelegt hatten. Sie hatten eine hohe Stufe des Ruhmes erstiegen, und es ist traurig, daß man sagen muß, daß sie mit dem Guten, das sie bewürkten, eine sehr übelangebrachte Rachsucht verbanden.

Ein Doktor der Sorbonne unterstand sich, in einer Versammlung, wobei der König, die Prinzen vom Geblüt und die Ministers anwesend waren, den Vorschlag zu eröfnen, daß man alle diejenigen für Verbrecher der beleidigten Majestät erklären solle, welche es mit dem Papste gehalten haben. Dieser Redner sprach im Namen der Universität, und wurde von den Deputirten derselben unterstüzt, welche eine Liste von denjenigen überreichten, die man als solche

Verbrecher erklären sollte. Die Versammlung begieng die Thorheit, ihre Verbannung zu unterzeichnen. Fraiton und Gaudiak, zween Parlements-Räthe, welche eben gegenwärtig waren, wurden auf der Stelle in Verhaft genommen, und sogleich wurde auch ein Verhafts-Befehl wider den Bischof von Gaz, den Abt von St. Denis, den Doktor d'Ailly, welcher nun Erzbischof zu Cambrai war, und wider viele andere Personen ausgefertigt. Der Bischof von Rheims wurde auch vorgeladen; aber er antwortete, daß er keine andere Richter anerkenne, als den König und die Pairs, deren Demant er wäre.

Alle diese Gefangenen wurden in eben den Kerker geworfen, in welchem jene Abgesandten des Papstes gesessen hatten, welche die Exkommunikations-Bulle überbrachten. Ihre Angeber erhielten auch noch die Freiheit, die Kommissarien ernennen zu dörfen, welche ihren Prozeß einleiten sollten: aber diese Männer besaßen Klugheit genug, um einzusehen, daß die Universität und ihre Theologen allein von der Rachbegierde beseelt werden; sie besaßen zu vieles Ehren-Gefühl, um sich auf eine schändliche Art zu Werkzeugen derselben gebrauchen zu lassen; sie dachten gerade so, wie wir in vier Jahrhunderten nach diesen erbärmlichen Zeiten denken. Sie mißbilligten einestheils die verhaßte Verfolgung, wovon die Theologen sich zu Herolden aufwarfen, und lobten hingegen ihren Eifer, daß sie den Papst nicht mehr anerkennen wollen.

Man läßt den Theologen Gerechtigkeit widerfahren.

Es war ohne allen Widerspruch ein groſses Unglük für die Franzoſen, daß sie einen Papst hatten, welcher sie im Namen Gottes ausplünderte und in den Bann that; aber das Uebel war nicht geringer, daß sie nun der Herrschsucht von Prinzen überlassen waren, welche sie bald durch Auflagen unterdrükten, und bald im Namen eines schwachen Königes auf freiem Felde ermorden liessen.

Sechszehentes Kapitel.

Der Herzog von Orleans wird heimlich ermordet. Ein Doktor der Sorbonne hält eine Schuzrede für den Meuchelmord. Schiksal des Statthalters Tignonville. 1407.

Die Herzoge von Orleans und von Burgund stritten sich um die Oberherrschaft, oder hauptsächlich darum, welcher von ihnen Frankreich beherrschen, und demselben das meiste Uebel zufügen sollte. Dieß ist das Loos aller Staaten, welche keine vestgesezte Regierungsform haben; die Herrschsüchtigen treten an die Stelle der Gesetze, und alles muß sich nach der eigensinnigen Willkühr ihres Hasses oder ihres Geizes richten.

Der Herzog von Burgund war ein lasterhafter Prinz. Sein Vater war dadurch der Abgott

der Pariser geworden, daß er sich den Erpressungen der Unterhändler widersezte, dem Volke schmeichelte, und die Freiheiten der Universität schüzte; der Sohn hatte von allem diesem nichts an sich, aber er ahmte ihm doch, in der Art sich zu benehmen, nach. Er haßte den Herzog von Orleans, und verbarg eine lasterhafte Seele unter der Larve der Religion. Sein Mund sprach von der allgemeinen Glükseligkeit, und sein Herz wünschte den Aufruhr. Anstatt daß er in Flandern den Frieden und die Ausübung der Gerechtigkeit in ihrer Blühte hätte erhalten sollen, suchte er in Paris die Unordnung des Staats immer mehr zu vergrößern. Nicht sein Muth, sondern die empfehlende Art, womit er sich öffentlich darstellte, und der Ton, in welchem er sprach, machten, daß er Johann ohne Furcht genannt wurde, da er doch weiter nichts, als ein Mann ohne Treue und Ehre war.

Der Herzog von Orleans hingegen war ein liebenswürdiger Prinz, frei und edelmüthig; er besaß einen ausgebildeten Geist, und liebte die Weiber leidenschaftlich; er besang sogar einige von den verschiedenen Maitressen, die er hatte. Man ersieht aus der Geschichte, daß er ungefähr gerade um die Zeit, von welcher hier die Rede ist, mit jener Isabelle von Baiern ein zärtliches Liebes-Verständniß hatte, welche von dem Volke spottweise nur die große Gaurin genannt wurde. Dieser Prinz hatte sich gegen die Griffe des Herzogs von Burgund, gegen das Geschrei der Bürger und

Künstler

Künstler, gegen die Mönche, Prediger und Theologen zu vertheidigen.

Die Universität, welche sich vieles, entweder auf ihr zahlreiches Heer von Studenten, oder auf die Gewalt zu gute that, welche ihre Theologen über die Herzen des Volks hatten, beharrte darauf, Rache an dem Herzoge von Orleans für die verächtliche Begegnung zu nehmen, womit er einigemal ihre Deputirten empfangen hatte. Er sagte einst zu diesen: Gehet in eure Schulen zurück, und mischet euch nur in solche Sachen, welche euer Handwerk angehen. Diese Abgeordneten führten gewöhnlich etwas im Schilde; denn sie kamen nur in die Versammlungen, um Unruhen daselbst zu stiften. Die Prinzen, die Ministers, ja sogar die Könige selbst wurden oft durch ihre Reden mißhandelt, in welchen sie gemeiniglich die vernünftigen Gründe mit den gröbsten Beleidigungen, das Interesse des Himmels und des Staats mit dem Interesse ihrer lächerlichen Eitelkeit vermischten.

Die Mönche ihrerseits schienen es dem Herzoge von Orleans nicht vergeben zu können, daß er zween Augustiner als Verläumder zum Scheiterhaufen hatte verurtheilen lassen. Einer von den Ordens-Brüdern der verbrannten, schilderte in einer offentlichen Rede alle Verbrechen, welche er entweder würklich oder nur dem Gerüchte nach mit der Königin sich solle schuldig gemacht haben, um ihn nur dem Volke recht verhaßt zu machen. Dieser Prediger nannte sich Jakob la grand Oßa: man bedrohte

ihn mit dem Wasser-Tod, aber der Bruder Jakob verdoppelte seine Unverschämtheit, und erfrechte sich, den König in einer andern offentlichen Rede mit einer Revolution zu bedrohen, wenn er den Ausschweifungen des Herzogs von Orleans nicht Einhalt thun würde. Der schwache Karl der 6te, welcher noch dazu von dem Herzoge von Burgund geleitet wurde, brach in Lobsprüche über den Eifer dieses Redners aus.

Der Herzog von Burgund benuzte die Erbitterung, welche in den Gemüthern gegen den Herzog von Orleans herrschte. Der grösste Theil von den Doktoren der Sorbonne hatte sich an ihn verkauft; er versicherte sich auch noch des Rektors der Universität, welcher in einem Augenblicke dreißigtausend bewaffnete Studenten aufbieten konnte, verließ Paris, und traf bald wieder an der Spitze eines kleinen Heeres daselbst ein.

Von dem Bischof Johann ohne Mitleiden.

Dem Heere Johanns ohne Furcht folgte der Bischof Johann ohne Mitleiden in Uniform, und mit einem Haufen von tausend Mann. Die Lütticher hatten diesen Bischof, wegen seiner unerhörten Grausamkeit, aus ihrer Stadt vertrieben, und ihm diesen Zunamen gegeben.

Das Gemetzel begann in Paris eben so groß zu werden, als es in Lüttich gewesen war. Der friedliche Herzog von Berri und der brave Herzog von Bourbon traten ins Mittel, und versöhnten die beeden Prinzen wieder. Der Bischof Johann ohne Mitleiden beabschiedete seinen Trupp, und der Her-

zog Johann ohne Furcht erhielt die Hälfte der Oberherrschaft.

Die Wiederversöhnten begaben sich in die Augustiner-Kirche, sie hörten eine Messe mit einander, und legten vor einer geweihten Hostie den Eid der Versöhnung ab. Hierauf theilten sie diese Hostie, kommunizirten sich damit, und unterzeichneten zulezt noch in einer besondern Akte ihr brüderliches Einverständniß. Eine Verbindung durch Ehre und Religion; welch ein heiliger Bund! — Zween Tage nachher tranken sie zusammen in Beiseyn des Königes; am folgenden speiste Johann ohne Furcht mit dem Herzoge von Orleans zu Mittag, und umarmte ihn noch beim Abschiede.

Dieser Johann ohne Furcht war ein verfluchter Betrüger. Zu eben der Zeit, da er diese Komödie spielte, ließ er achtzehen Meuchelmörder dingen, welche den Prinzen mit Dolchstichen niederstossen sollten, den er umarmt hatte. Es war schon ein Haus gemiethet, worinn sich diese Meuchelmörder sollten verborgen halten. Es war bereits ein königlicher Laufer bestochen; ein normännischer Edelmann, Namens Octonville, war gehörigermasen unterrichtet, wie er den entsezlichen Mord an dem Herzoge von Orleans veranstalten und ausführen solle. Der Prinz befand sich in der Straße von Barbette in der Gesellschaft der Königin, welche eine Wöchnerin war, und mit der er zu Nacht gespeist hatte. Es kam ein Laufer, welcher ihm sagte: Monseigneur, der König läßt Sie bitten,

daß Sie unverzüglich zu ihm kommen möchten. Er befahl, sein Maulthier vorzuführen, bestieg es, und begab sich singend auf den Weg zu dem Könige.

Am 23ten October 1407. Kaum hatte er sich etwas von dem Hotel entfernt, als plözlich die Meuchelmörder mit Aexten, Dolchen und Keulen von allen Seiten über ihn herfielen. Er schrie: Ich bin der Herzog von Orleans! — „Desto besser!“ antwortete einer der Mörder. Die Laufer ergriefen die Flucht. Ein einziger Berittener, welcher Jakob hieß, bedekte den Herzog mit seinem eigenen Körper, und wurde zugleich mit ihm erstochen. Die Mörder warfen Fuß-Angeln in die Straßen, zündeten das Haus an, das ihnen zum Hinterhalte gedient hatte, und zerstreuten sich. Der ermordete Prinz wurde in die Blancs-Manteaux getragen, und am folgenden Tage bei den Cölestinern begraben. Die Prinzen begleiteten seinen Leichenzug, und der Herzog von Burgund war einer von denen, welche das Leichentuch hielten, und Thränen vergossen.

Schmerz und Bestürzung herrschten in Paris. Der Statthalter erbat sich, auf Veranlassung des Staatsraths, die Erlaubniß, in dem Pallaste der Prinzen Nachsuchungen anstellen zu dörfen. Der feige Johann ohne Furcht wurde durch dieses Gesuch ausser Fassung gebracht, und gestand dem Könige von Sizilien und dem Herzoge von Berri, daß ihn der Teufel in Versuchung geführt hätte. Des Staatsrathes bemächtigt sich ein allgemeiner Schrecken, der Verbrecher verläßt ihn, nimmt die

Post, und empfiehlt sich der heil. Jungfrau. In sechs Stunden erreicht er des Nachmittags um ein Uhr seinen Grund und Boden zu Bapaume. Aus Dankbarkeit heiligt er diese Stunde durch ein tägliches Angelus der heil. Jungfrau, welche ihn wahrscheinlicherweise auf seiner Reise weniger gefördert hatte, als seine Pferde.

Wie Crevier sagt, fehlte es ihm nicht an Theologen, welche ihn mit seinem Gewissen wieder aussöhnten, und ihm anlagen, sich wieder nach Paris zu begeben, wo er schon durch seine vorherige Freigebigkeit die Universität und die Sorbonne sich eigen gemacht hatte, deren Theologen und Prediger den Hof und das Volk durch ihre Beredsamkeit bald dahin zu bringen wußten, daß niemand es wagte, ihm seine offentliche Rechtfertigung abzuschlagen.

Die Pariser empfiengen ihn, wie ihren Erlöser, mit einem allgemeinen Freuden-Geschrei. Der Pöbel besang die Ermordung des Herzogs von Orleans in lustigen Gassen-Liedchen. Die Prediger ihres Theils zogen, wie Pasquier sagt, mit ihrem Geschwäz gegen die armen Kinder des Herzogs von Orleans zu Felde, und betäubten die Ohren ihrer Zuhörer mit Lobeserhebungen, auf den Heldenmuth des Mörders ihres Vaters: sie verglichen diesen Verbrecher mit dem beherzten Phineas, welcher mit einem Stoße den Zambi und die schöne Madianitin Cosbi niedermachte, als sie sich gerade in den Armen lagen.

Auſſer den Doktoren der Sorbonne trat auch noch Johann Petit auf. Dieſer gelehrte Mönch gehörte zu dem Orden des heil. Franziskus; ſein Vaterland war die Normandie, wo er lange Zeit in der tiefſten Niedrigkeit herum gekrochen hatte; das Haus von Burgund unterſtüzte ihn durch Allmoſen, und ließ ihn erziehen, und er lebte damals eigentlich von dem Gnaden-Gehalte deſſelben, als er die Vertheidigung des Herzogs von Burgund übernahm. Es wurde eine Verſammlung in dem Pallaſt des heil. Pauls zuſammenberufen, zu welcher auch die Notabeln mit eingeladen wurden. Der König, der Dauphin, die Prinzen vom Geblüt, und alle Offiziers der Krone fanden ſich dabei ein. Am 8ten Merz 1408. Der Meuchelmörder Johann ohne Furcht erſchien zitternd vor derſelben. Ihn begleitete der Doktor Johann Petit, welcher die Redner-Bühne beſchritt, und ſeine Schuzrede für den Meuchelmord in zwölf Beweiſe eintheilte. Jeder dieſer Beweiſe war einem von den heil. Apoſteln gewidmet. Nachdem er das Andenken des Herzogs von Orleans von allen Seiten geſchändet hatte, fügte er noch hinzu, daß die Ermordung eines Tyrannen eine tugendhafte Handlung ſey, viel verdienſtlicher für einen Kavalier als für einen Stallmeiſter, und noch verdienſtvoller für einen Prinzen, als für einen Kavalier.

Die Prinzen ſtaunten und ſchäumten, aber keiner hatte den Muth, der verfluchten Moral dieſes Fanatikers zu widerſprechen. Eben dieſes wurde auch noch in der Kirche zu U. l. Fr. gepredigt.

Die Hallen waren alle mit Priestern, Mönchen, Theologen, Bürgern und Künstlern angefüllt, und alle schienen die Lehre des Doktors Johann Petit durch ihr tiefes Stillschweigen zu billigen. Der Herzog von Burgund wurde dadurch dreuste gemacht; er verlangte eine schriftliche Verzeihung, und man wagte es nicht, dieselbe einem Meuchelmörder zu versagen, welcher Truppen zu seinem Befehl, und den größten Theil der Theologen in seinem Solde hatte.

Bald darauf wurde der Statthalter Tignonville von Paris zur Verhaft gezogen, weil der Herzog von Burgund und die Universität es verlangten. Der Herzog, weil er vom Staatsrath die Erlaubniß begehrte, den Pallast der Prinzen durchsuchen zu dörfen, und ihn dadurch zwang, sich als den Urheber der Ermordung des königlichen Bruders zu bekennen. Die Universität, weil er drei Tage früher, mit Hilfe der Kommissarien des Parlements, zween Geistliche hatte aufknüpfen lassen, welche des Straßenraubs und Meuchelmords waren überwiesen worden.

Er wurde der Universität übergeben, welche denjenigen an ihm bestrafte, der sie in ihren Freiheiten angegriffen hatte. Sein Urtheil war, daß er die Statthalterschaft von Paris verlieren, daß er die Füße und den Mund an den Kadavern der zween Geistlichen küssen solle, welche er hatte aufknüpfen lassen; daß er selbst sie von dem Galgen ablösen, und an der Seite des Henkers bis zu den Brüdern von der Erlösung begleiten solle, wo

Am 17ten Mai.

sie beerdigt wurden, und wo man auf einem Kupfer-Bleche noch die Abbildungen dieser zween tonsurirten Meuchelmörder mit einem Strick um den Hals und eine Innschrift sehen konnte, welche von ihrem Stand und Namen Nachricht gab, und Tignonvill's Strafe für ungerecht erklärte. Man war damit noch nicht zufrieden, daß dieser Richter die zween Gehängten vom Galgen abnahm, und sie küßte, er mußte noch dazu die Meister der Theologie, so wie alle Universitäts-Bürger und Studenten um Verzeihung bitten.

Als diese zween hingerichteten Geistlichen beerdiget waren, forderten die Priester auch noch ihre Besoldung, und der Herzog von Burgund gab ihnen hundert goldene Kronen, welche so unter sie vertheilt wurden, wie man unter den Jagdhunden das Wildrecht von einem Hirsche austheilt, welchen sie gejagt haben.

Sobald das Todes-Urtheil an diesen zween Geistlichen vollzogen war, wurden alle Schulen der Künste, und sogar die der Theologie geschlossen, und der Syndik befahl den Predigern, daß sie die Kanzeln so lange nicht besteigen sollten, bis man sich an dem Statthalter von Paris würde gerächt haben. Welch ein Glük, wenn diesen Rednern damals der Mund auf immer wäre geschlossen worden! aber das Volk, welches schon so lange Zeit her dem Aberglauben anhieng, war noch nicht fähig, den ganzen Werth dieses Stillschweigens einzusehen.

Der Doktor Johann Petit war der einige, welcher nach sechs Monaten das Vergnügen hatte,

die Kanzel wieder zu betreten. Die Absichten des Herzogs von Burgund erforderten es durchaus, daß dieser Doktor Nachahmer in seinen Predigten und in seinem Eifer finden mußte. Nachdem Tignonville bestraft war, fieng auch die Universität die Fortsetzung ihres Unterrichts wieder an, und die Theologen und Prediger wetteiferten nun in den Kirchen und Schulen mit Lobsprüchen auf den meuchelmörderischen Prinzen und auf die Moral des Doktors Johann Petit.

Besonders merkwürdig ist noch dieses, daß dieser Redner in seiner Schuzrede für den Meuchelmord alle diejenigen Mordthaten, welche die Hebräer im Namen Gottes verübten, als Beweggründe anführte, nach welchen der meuchelmörderische Prinz verdiene, auf eine eben solche Art belohnt zu werden, wie weiland Monseigneur St. Michael, als er den Teufel erstach.

Die abscheuliche Gewohnheit, die Meuchelmorde der Hebräer zur Rechtfertigung unserer Mordthaten und Grausamkeiten anzuführen, währte eine sehr lange Zeit. Welch ein großes Verdienst erwarb sich die Philosophie dadurch um die Menschheit, daß sie diese elenden Fanatiker ihres Ansehens beraubte, welche die jüdische Geschichte zur Hilfe nahmen, um die Ermordung der Franzosen dadurch zu rechtfertigen!

Siebenzehentes Kapitel.

Von 1407, bis 1413.

Die Parthieen der Orleanisch- und Burgundisch-Gesinnten. Von den Theologen unter diesen Parthieen. Von den Cabochianern und ihrem Doktor.

Die schändliche Ermordung des Herzogs von Orleans erzeugte in Frankreich zwo unversöhnliche Parthieen, nemlich die Armanaks, oder die Orleansche, und die Burgundische. Ein jedes Haupt dieser Parthieen hatte Geister-Beschwörer, Meuchelmörder und Theologen in seinem Solde. Die einen wahrsagten ihnen nichts als Gutes für die Zukunft; die zweiten erwarteten nur ihren Wink, um das erste Schlachtopfer zu überfallen, welches ihre Rachsucht verlangte; und die dritten waren immer bereit, sie wieder zu absolviren, oder das Volk dadurch irre zu führen, daß sie, mit dem Kreuz in der Hand, von Gott, von der Religion, von dem Paradies und von der Hölle zu ihm sprachen.

Der verbrämte Friede.

Zween Doktoren der Sorbonne, Johann Petit, von dem ich schon gesprochen habe, und Peter Cauchon, von welchem ich bald sprechen werde, waren die zween hauptsächlichsten Theologen, welche die Parthie des Herzogs von Burgund unterstüzten. Die Kinder des Herzogs von Orleans waren unfähig, sich zu rächen, und boten also die Hände zur

Versöhnung mit dem Mörder ihres Vaters. Sie giengen mit ihrer Mutter nach Chartres, wo sie den Herzog von Burgund und die Häupter seiner Parthie fanden, bestiegen ein Gerüste, welches mitten in der Kathedral-Kirche errichtet war, hörten eine Messe, empfiengen das Nachtmahl, und umarmten sich. Man gab ihnen jenes kleine silberne Instrument zu küssen, welches man den Frieden nennt, und weil es mit einer kleinen Verbrämung eingefaßt war, so nannte man nachher die Aussöhnung dieser Prinzen den verbrämten Frieden. Er war es auch würklich; denn man war nicht sobald in dem Stande, sich schlagen zu können, als man ihn wieder zerriß.

Die Orleansche Parthie hatte den Herzog von Berri an ihrer Spitze, und fieng den Krieg an. Sie wollte dem Herzoge von Burgund die Oberherrschaft entreissen, deren er sich bemächtigt hatte, und vermittelst welcher der König, der Dauphin und der Hof zu Paris in seiner Gewalt waren: Der König, welcher damals einigermasen bei Sinnen war, bemühte sich, sie zufrieden zu stellen, und man errichtete in dem Schlosse zu Bicetre ein neues Friedens-Gebäude, welches aber, weil es über einem schlechten Grunde war aufgeführt worden, sogleich wieder zusammen stürzte. Die Orleansche Parthie fieng abermals den Krieg an. Da es an Geld zu einem Feldzuge fehlte, da das Volk bereits durch allzuviele Auflagen entkräftet war, so suchte man sich schleunigst dadurch zu helfen, daß man seine Zuflucht

zu einer ausserordentlichen Steuer nahm, mit welcher die Klerisei und die Universität belegt wurden.

Der Doktor Gerson predigt Aufruhr.

Die Priester und die Klerisei, welche ihrem Privat-Interesse noch viel stärker anhiengen, als dem Herzoge von Burgund, erfüllten Paris mit einem Gelärm, und mit aufrührerischen Klagen. Der Doktor Gerson, welchen das Haus Burgund in seiner Jugend erhalten und beschüzt hatte, hielt es nachher mit der Orleanschen Parthie. Er war der Rath und Beichtvater der Wittwe des ermordeten Prinzen. Er begab sich in den Pallast, und hielt eine Rede an den König, worinn er sehr über die Beraubung der Staats-Einkünfte schmähte, und die Steuer, mit welcher die Klerisei und die Geistlichkeit waren belegt worden, einen Kirchenraub und Greuel nannte; er sprach von verschiedenen Königen, welche entweder als Tyrannen, oder als schwache Prinzen wären vom Throne geworfen worden. Diejenigen, welche diesen Gerson sprechen hörten, glaubten, er wolle dadurch sagen, daß endlich die Zeit gekommen sey, in welcher man den König des Throns entsetzen werde. Der Kanzler Arnold von Corbie, ein tugendhafter neunzigjähriger Greis, scholt ihn einen Aufrührer, und es wurde eine Kommißion niedergesezt, um die Lehre Gersons zu untersuchen, welcher die Prinzipien zugiebt, und die Folgerungen läugnet. Diese Kommissarien waren von der juridischen Fakultät, und einem Theologen keineswegs abgeneigt, welcher kein größeres Verbrechen begangen hatte, als daß er die Freiheiten der Uni-

versität vertheidigte. Ihr Gutachten lautete so, daß er zwar Thatsachen angeführt, aber keine Grundsätze vestgesezt habe. Und doch werden die Grundsätze aus keiner andern Absicht aufgestellt, als um Schlüße daraus herzuleiten, und wer bei der Anführung von Thatsachen die Grundsätze hinwegläßt, der spart nur die Worte, aber er sagt dennoch alles, was er zu sagen sich vorgenommen hatte.

Als Frankreich uud seine Kirche sich von dem Gehorsam gegen den Papst befreien wollten, so widersezte sich Gerson, und wäre als Privatmann deswegen strafbar gewesen; aber er hielt es damals mit dem Herzoge von Orleans. Als hernach dieser Prinz durch das Schwerd der Meuchelmörder gefallen war, so blieb er zwar seiner Wittwe und seinen Kindern getreu; aber er änderte seine Sprache und sein Betragen gegen Benedikt den 13ten. Bei 1409.
der Kirchen-Versammlung zu Pisa behauptete er, daß die Kirche das Recht habe, die Päpste abzusetzen, und schrieb eine Schrift, de auferibilitate papæ ab eccleſiæ. Als Gerson zu dem Könige sprach, so mag ihn jenes Freiheits-Gefühl belebt haben, wovon er auch damals durchdrungen war, als er dieses Buch schrieb, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Doktor, welcher aus reifer Ueberlegung behauptet hatte, daß man einem Papste die Thiare abnahmen dürfe, zu einer unruhigern Zeit und bei wenigerer Ueberlegung sich beigehen ließe, zu behaupten, daß man auf eine eben solche Art auch einen König vom Throne stoßen dürfe.

1411. So viel ist gewiß, daß das unruhige Volk, entweder auf Antrieb der Oberhäupter der Parthieen, oder wegen Gersons Grundsätzen, von der Wahl eines anderen Königes sprach. Der Hof gerieth hierüber in die größte Unruhe, und rief in der ersten Furcht den Herzog von Burgund zur Hilfe herbei. Er kam mit zweitausend Reutern und sechshundert Engländern heran, und schlug die Orleaner zurück, welche, als ein undisziplinirter und unbesoldeter Haufen, überall wo sie durchmarschirten, Spuren ihrer unerhörten Räuberei hinter sich ließen.

Das erste, was der Herzog von Burgund that, war dieses, daß er die Theologen versammelte. Sie erhielten den Auftrag, die Orleanisch-Gesinnten mit dem Banne zu bestrafen; welchen sie auch auf eine sehr feierliche Art erfüllten. Sie machten den Anfang damit, daß sie eine alte Bulle gegen sie schleuderten, welche einst Urban der 5te wider die Räuberbanden, welche Frankreich beunruhigten, ausgesandt hatte.

1412. Die beeden Parthieen, welche der Verbrechen und des Plünderns müde waren, versöhnten sich aufs neue; aber diese nothgedrungene Versöhnung war weiter nichts, als ein Friede unter Betrügern; sie dauerte nur wenige Monate, während welchen man sich unaufhörlich herumbalgte, um zu entscheiden, welche Parthie der andern zu gehorchen hätte. Alle Stände des Staats wurden durch den Herzog von Burgund im Namen des Königs, — der nur eine Puppe war, welche der Herzog bald dem Volke

zur Schau ausstellte, und bald wieder vor demselben verstekte, — in den Pallast zum heil. Paul zusammenberufen. Das Wohl des Staates war 1413.
zwar sein äußerlicher Vorwand; aber sein innerlicher Beweggrund war dieser, alle diejenigen verhaßt zu machen, welche an der Administration Theil genommen hatten, um sich des Staatsruders gänzlich zu bemächtigen.

Ein Theologe that damals für die **Burgundische** Parthie das, was in einer andern Versammlung **Gerson** für die **Orleansche** gethan hatte. Nach einem weitläuftigen Gemählde von dem allgemeinen Verderben, sprach er von der Nothwendigkeit einer Reform im Parlement und im Rathe des Königs. Der Redner war sogar so frech, alle die Herren zu nennen, welche man zu entfernen hätte, um die Absetzung des Kanzlers **Arnold von Korbie** und **Dasseſſarts**, des Verwalters der Staats-Einkünfte, zu verlangen.

Die zahlreichen Deputirten der Universität, wiederholten diese Beschwerden und Bitten mit vielem Ungestümm. Ein Herr, welcher über die Verwegenheit des Redners und über den Lärm der Deputirten aufgebracht wurde, stand auf, und sagte: daß es ungeräumt wäre, wenn Leute, welche nur für die Schulen bestimmt seien, ihr Ansehen von denselben bis auf die Regierung des Reichs ausdehnen wollen. Diese Apostrophe bewürkte nichts Gutes, und mehrere von den Angeklagten wurden zur Verhaft gezogen.

Schon seit jener Rede, welche Gerson im Jahr 1411 gehalten hatte, sprach man von der Wahl eines neuen Königs, und nach der Deklamation dieses Theologen, der sich Eustach von Pavili nannte, empörten sich die Fleischer zu Gunsten des Herzogs von Burgund. Johann von Troyes, ein Wund-Arzt, und ein Pferdeschinder, Caboche, waren die Häupter der Aufrührer, welche sich Cabochianer nannten, und zu zwanzigtausend an der Zahl nach den Waffen griefen.

Von den Cabochianern u. ihrem Theologen.

Die Bastille wurde gestürmt, und Dessessarts, welcher sie im Namen des Dauphins vertheidigte, daraus vertrieben; eben so ergieng es dem Pallaste des Königs und dem Hotel des Dauphin. Verschiedene Herren und Damen wurden daraus hinweggeschleppt, und Karl der 6te wurde gezwungen, seinen Kanzler, Arnold von Korbie, abzudanken. Fünfzig Personen, welche es mit dem Dauphin hielten, kamen ins Gefängniß, und unter den vielen Gefangenen, war auch Ludwig von Baiern, der Bruder der Königin, und der Herzog von Bar, ein Enkel Karls des 5ten, und ebenderselbe, welcher den Prediger Talvande einen Bauernhund gescholten hatte. Die Fleischer verurtheilten zween Freunde des Dauphins zum Tode, und schlugen den Finanzminister Dessessarts den Kopf ab.

Der Pöbel wurde durch den Eustach von Pavili, einen Doktor der Sorbonne, und Mitverschwornen der Fleischer, deren Theologe und Redner er war, durch Versprechungen des Paradieses noch mehr in

seinen

seinen Ausschweifungen gestärkt. Er half ihnen das Hotel des Dauphin bestürmen, und als Johann von Troyes dem Prinzen den weissen Hut aufsezte, so sagte Eustach zum ihm: durch Ausschweifungen hat sich Ihr Vater, der König, die Narrheit, und der Herzog von Orleans den Tod zugezogen; werden Sie es machen wie diese, und werden Sie keinen bessern Lebenswandel führen, so wird man Sie der Krone berauben.

Achtzehentes Kapitel.

Die Lehre des Johann Petit wird verdammt. Seine Leiche wird wieder ausgegraben und verbrannt. Gerson bei der Kirchen-Versammlung zu Konstanz. Von 1413, bis 1417.

Die Orleaner sezten ihre Theologen den Theologen ihrer Gegner mit gutem Erfolg entgegen. Dieses bewürkte in dem Staate eine sehr glückliche, aber auch sehr kurze Veränderung. Gerson schrieb, schmiedete Intriken, und predigte. Die abscheulichen Schilderungen, welche er auf der Kanzel und überall, wo er sich nur befand, von den Ausschweifungen der Cabochianer und Burgunder machte, sezten ihre Parthie bald ausser Ansehen. Man wollte ihn heimlich ermorden. Sein Haus wurde geplun-

dert, und er selbst mußte sich einige Tage lang in den kleinen Kellern zu U. l. Fr. verstecken, um der Wuth seiner Feinde zu entgehen.

Der Hof war so vieler Verbrechen müde, und rief die Orleaner wieder zurück. Gerson hatten nun nichts mehr zu fürchten, er kam also wieder zum Vorschein, und verlangte, daß man die Lehre des Johann Petit verdammen solle. Der Dienst, den er dadurch dem König und dem Staate erwies, war groß, und man muß es ihm Dank wissen, er mag es nun aus Vaterlandsliebe oder aus Rachsucht gegen diejenigen gethan haben, welche ihm sein Haus plünderten.

Nur wenige Sorbonnisten wollten sich mit dem Doktor Gerson verbinden; die einen dachten auf gut Glück, wie der Doktor Johann Petit; und die andern waren durch den Herzog von Burgund dazu besoldet, diese Lehre zu unterstützen. Man hielt verschiedene geistliche Versammlungen, bei welchen die Theologen von beiden Parthieen sich gröblich beleidigten. Die mehresten behaupteten mit Johann Petit, daß man die Tyrannen unter Liebkosungen ermorden dörfe, und daß diese Lehre ein Schuz-Brief der öffentlichen Freiheit sey.

Das Parlement befahl zwar, daß man diese Lehre abschaffen solle; aber es gab zugleich auch die Weisung, daß man sie vor allem der Untersuchung der Sorbonne unterwerfen solle. Vier und zwanzig Doktoren und sechzig theologische Backalauren erklärten sie für höchstverwerflich. Sie wurde

auch noch über dieses der Untersuchung des Bischofs Johann von Montaigu von Paris unterworfen. Das Blut des Bruders dieses Bischofs schrie gegen den Herzog von Burgund um Rache, welcher ihn durch Kommissarien zum Tode hatte verurtheilen lassen. Der Bischof berief also seinen Klerus zusammen, und zog die theologische Fakultät dazu, nicht um ihre Meinung zu hören, sondern nur daß sie bezeugen solle, daß die Lehre, welche man untersuche, eben diejenige sey, welche Johann Petit in ihrer Gegenwart vorgetragen hatte. Nach einem langen Streite wurde sie endlich verworfen, und die Schuz-Rede auf den an dem Herzoge von Orleans verübten Meuchelmord wurde in eben den Hallen zu U. l. Fr. verbrannt, wo sie vorgetragen und beklatscht worden war. Man veranstaltete plözlich ein neues Am und prächtiges Leichenbegängniß zu Ehren des schon 3ten Hor-vor sieben Jahren ermordeten Prinzen. Der Leich- nung, nam des Doktors Johann Petit, welcher 1411 zu 1414. Heisden gestorben war, wurde wieder ausgegraben, auf einen Scheiterhaufen geworfen, und seine Asche zerstreut. Vierzig Doktoren der Sorbonne oder Universitäts-Bürger wurden aus Paris verjagt, und der Friede kam wieder auf einige Zeit dahin zurück.

Das Unglück wollte es, daß der Bischof Johann von Montaigu auf einer Reise nach Artois zu Arras von einer Krankheit überfallen werden mußte. Die aus Paris vertriebenen Theologen begaben sich sogleich dahin, und die Verdammung der Lehre des Johann Petit, woran man mit so großem Eifer gearbeitet,

welche man mit so vieler Mühe zu Stande gebracht und so feierlich bekannt gemacht hatte, wurde nun mit vielem Pompe durch die Theologen von der Parthie des Herzogs von Burgund widerrufen.

Gerson befand sich damals an der Spitze der französischen Theologen schon zu Konstanz, wo sich ein Konzilium versammelte. Die Geschicht-Schreiber waren so gefällig, uns die Anzahl der Bischöffe, welche sich daselbst befanden, und der Höflinge, welche dahin kamen, zu hinterlassen; sie sprechen von einem Bal, welcher gegeben wurde, und von den Streitigkeiten, welche dieses Konzilium untersuchte: ich aber werde hier nur dasjenige mit einfließen lassen, was auf die französischen Theologen einen Bezug hat.

1415. Gerson erschien daselbst als bevollmächtigter Gesandter des Königs von Frankreich. Eine der ersten Entscheidungen der Väter, welche man hauptsächlich für ein Werk dieses Theologen halten kann, ist diese, daß vestgesezt wurde, ein Konzilium sey über den Papst. Nach diesem Schlusse wurde Johann der 23te, welcher zuerst von der Seeräuberei Profession gemacht hatte, abgesezt. Er entwich in den Kleidern eines Stallknechts, wurde zu Gotelben eingezogen, unterschrieb seine Entlassung, und gestand noch, indem er schrieb, daß er nicht einen glücklichen Tag erlebt habe, so lang er Papst gewesen sey.

Die tiefste Erniedrigung für diesen abgesezten Papst war noch dieses, daß er mit dem Johann Huß, welchen er hatte gefangen nehmen lassen, in einen Kerker geworfen wurde. Ihr Schicksal war

aber dennoch sehr verschieden. Johann der 23te wurde des Atheismus, der Zauberei, der Gottes-Lästerung, des Kirchenraubs, der Vergiftung, der Simonie, der Sodomiterei u. s. w. beschuldigt, und die Väter des Konziliums begnügten sich damit, daß sie ihn absezten: Johann Huß hingegen hatte zu einer Zeit, da ganz Europa eine Reform der Kirche in ihrem Oberhaupt und allen ihren Gliedern verlangte, wie es kaum erweislich war, wider die römischen Simonien, wider die Aergerniß und Ausschweifungen der Klerisei geschrieben, und wurde 1416. verbrannt.

Noch rauchte sein Scheiterhaufen, als schon wieder ein zweiter für seinen Schüler, den **Hieronymus von Prag**, angezündet wurde. Man stimmt darinn völlig überein, daß dieser Hieronymus, ein vollkommen tugendhafter Mann, durch seine Aufklärung weit über sein Jahrhundert erhaben gewesen sey. Der Lehrer und sein Schüler starben so ruhig, wie einst Sokrates. Der athenische Philosoph entschlief sanft in Gegenwart seiner Freunde, welche Thränen um ihn vergoßen; Johann Huß und Hieronymus von Prag aber starben mitten unter tausend Henkern im Chorrock, welche dem Himmel noch für ihre Aufopferung dankten.

Der Doktor **von Ailly**, ein Theologe von der Fakultät zu Paris, welcher sich aus der Tiefe des Elends bis zum Kardinal und Erzbischofe von Cambrai empor geschwungen hatte, war einer ihrer Kommissarien. Crevier, dieser Geschicht-Schreiber

der Schule, ist nicht immer der zuverläßigste Gewährmann. Ich stimme nicht darinn mit ihm überein, daß die Verurtheilung des Johann Huß ein gutes Werk gewesen sey, aber ich muß ihm doch glauben, daß Gerson vieles zu seiner Verurtheilung mit beigetragen habe. Crevier rechnet ihm dieses als ein Verdienst an, und ich lege es ihm als das schändlichste Verbrechen zur Last: denn es ist nur zu wahr, daß er diesem Unglücklichen schon lange Zeit nach dem Leben getrachtet hatte. Schon im Jahr 1410, also sechs Jahre nach seiner grausam feierlichen Verbrennung, schrieb er an den Erzbischof von Prag, und lag ihm an, daß er den Johann Huß exkommuniziren, und den Arm der weltlichen Obrigkeit wider ihn aufrufen solle. In seinen Reden an die Kirchen-Versammlung zu Konstanz, läugnete er die Unordnungen der römischen Kirche nicht; er gab zu, daß eine große und schnelle Reform sehr nothwendig sey; aber er behauptete auch zu gleicher Zeit, daß es diesem Johann Huß, einem böhmischen Backalauren, keineswegs zukomme, dieselbe zu predigen.

Wenn es darauf ankam, daß zween tugendhafte Männer verbrannt werden sollten, so stimmte alles dazu überein, und kein Prälat, und kein Theologe suchte ihnen das Leben zu erhalten; sobald aber eine verwerfliche Lehre verdammt werden sollte, so war das Konzilium getheilt. So gieng es auch mit der Lehre, welche der Doktor Johann Petit in der Kirche zu U. l. Fr. gepredigt hatte. Er bemühte

sich zu erweisen, daß ein Todtschlag, den man aus einer guten Absicht ausübe, kein Laster sey, und daß man mit gutem Gewissen einen tyrannischen Prinzen ermorden dörfe; und mehrere Väter behaupteten, daß seine Schrift von Verdienst wäre. An der Spitze der Bischöffe, welche dieser Meinung waren, stand Peter Cauchon. Dieser Mann war unter der Hefe des Pöbels erzeugt worden, und hatte sich zum Doktor der Sorbonne empor geschwungen. Der Herzog von Burgund hatte ihn zum Beichtvater angenommen, zum Bischofe von Arras, zum Vizdum von Amiens gemacht, und nun in der Folge als seinen Geschäftsträger zum Konzilium nach Konstanz abgesandt. Peter Couchon verschwendete im Namen seines Beichtsohnes Geld und Versprechungen: mit dem Gelde des Herzogs, und mit der Hilfe der Bettel-Mönche, welche die Lehre ihres Mitbruders Johann Petits vertheidigten, brachte er zwar viele Väter und Theologen auf seine Seite; aber auch Gerson wußte sie durch das Uebergewicht seiner Gründe zu gewinnen.

Der Beichtvater Peter Cauchon.

Mitten unter einem Haufen von Priestern und Mönchen, welche den Todtschlag für ein verdienstliches Werk hielten, fürchtete Gerson für sein Leben; er erhielt eine Wache, welche ihn durch die Straßen begleiten mußte, und konnte es in Wahrheit nicht dahin bringen, daß die Schuzrede auf den Meuchelmord des Herzogs von Burgund wäre verbrannt worden. Kaum konnte er mit vieler Mühe erlan-

gen, daß dezidirt wurde, man könne unter dem Vorwand der Tyrannei niemand umbringen.

Gerson war zwar mit Ruhm gekrönt; aber er wagte es nicht, wieder nach Paris zu gehen: denn
1418. diese Stadt war damals nur ein Schauplatz der Wuth des Herzogs von Burgund. Wer es nicht mit ihm hielt, wurde ein Opfer seiner Rache. Zweitausend Personen, Edelleute, Priester, Bürger und Soldaten wurden niedergemetzelt. Kinder wurden in dem Leib ihrer Mütter ermordet. Die einen warf man halbtod ins Wasser, und die andern wurden vor ihren Häusern aufgeknüpft. Der Graf von Armagnak, der Kanzler und sechs Bischöffe, wurden oben von dem Chatelet auf die Erde herabgestürzt, wo man Soldaten hingestellt hatte, welche sie an den Spitzen von langen eisernen Picken auffangen mußten.

Gerson, der theologische Ambassadeur des Königs von Frankreich, irrte lange als Pilger in Tirol umher, und lebte vom Allmosen. Von da gieng er nach Lyon, und verbarg sich dort bei den Cölestinern, bei welchen sein Bruder Prior war; aber dieser Bruder starb, und der Ambassadeur des Königs von Frankreich mußte, um leben zu können, ein Schulmeister werden. Sein eigentlicher Name war Charlier; den Namen Gerson oder Jarson hatte er von einem Dorf in Frankreich entlehnt, wo er von Bauersleuten war gezeugt worden. Er war Kanzler zu U. l. Fr. zu Paris, und bevollmächtigter Minister zu Konstanz; aber was nützen der Name, das Vaterland, und die Würden eines

großen Mannes! — Er diente Frankreich; dieß ist sein eigentlicher Ruhm! — Man wirft ihm viele Fehler vor; aber der wahre Ruhm, den er sich erwarb, bedeckt sie alle. Er lebte noch zehen Jahre zu Lyon in der strengsten Verborgenheit, und starb in der Armuth: dieses war das Loos mehr als eines Mannes, der sich um sein Vaterland verdient gemacht hatte.

Neunzehentes Kapitel.

1419. Der Herzog von Burgund wird durch Meuchelmörder getödtet. Der Dauphin, Karl von Frankreich, wird vor das Parlement geladen, und des Reichs verwiesen. König Heinrich der 4te von England, wird als König von Frankreich anerkannt.

Der Herzog von Burgund war weiter nichts, als ein aufrührerischer Vasal. Man hatte ihn verschiedenemal für einen Feind des Staates erklärt, und eben so oft die Oriflamme von St. Denis entfaltet, um diesen offentlichen Feind zu befehden. Die Engländer welche man nach Frankreich berufen hatte, die verheerten Felder, die abgebrannten Dörfer, die Empörung der Cabochianer oder Schlächter, welche er heimlich begünstigte, und der Aufruhr

des Henkers Capület, den er seinen Freund nannte, alles dieses zeugte wider ihn. Er hatte sich dadurch zum Staats-Verbrecher gemacht, daß er die Königin Isabelle von Baiern von der Gefangenschaft befreite, welche man in den Armen ihres Buhlen Bourdon angetroffen hatte. Das Blut von sechstausend Franzosen, welche in den Mauern von Paris waren niedergemetzelt worden, das Blut des Kanzlers, des Reichs-Feld-Marschalls und der sechs Bischöffe, welche von der Höhe des Chatelets waren auf die Straße herabgestürzt worden, floß mit dem Blute des Herzogs von Orleans zusammen, und schrie gegen ihn um Rache. Man hatte ihm zwar den Meuchelmord dieses Prinzen vergeben, weil man ihn nicht bestrafen konnte; aber die Gesetze hatten ihn noch nicht davon freigesprochen.

Man wirft dem Herzoge von Burgund noch ferner vor, daß er die Orleanschen Kinder ebenfalls habe wollen ermorden lassen; aber der Mann, welchem er sich anvertraut hatte, entdeckte dieses Geheimniß, und die jungen Prinzen retteten sich durch die Flucht. Er schmiedete einen neuen Entwurf wider sie, wobei ihm ein Geistlicher, Namens d'Orgemont, an die Hand gieng; aber eine Bürgersfrau entdeckte auch diesen. Ferner beschuldigt man ihn, daß er den König und die Königin mit ihrem Sohne, dem Dauphin Karl, entzweit habe. Er bestärkte das Volk in dem Hasse gegen diesen Dauphin, welcher Liebe verdient hätte, und er war derjenige, welcher für sein Geld in den Kirchen

Bannflüche auf diejenigen herniederschleudern ließ, welche ihm getreu wären. Es wurden Wachskerzen angezündet, welche man zum Zeichen der Verdammung unter dem Trauer-Geläute der Glocken umkehrte, und mit den Füßen auslöschte. Die Standarten des Herzogs von Burgund wurden sogar an den Füßen der Altäre aufgesteckt, und ihm zu Ehren wurden die Bildsäulen der Heiligen bewaffnet, und mit seiner Scherpe geziert. Alles dieses verkündigte, daß der Himmel und die Erde sich zu Gunsten des Herzogs von Burgund wider den Dauphin zusammen verschworen haben. Wer es mit dem Dauphin hielt, der wurde nicht begraben, und seine Kinder wurden nicht getauft.

Der Herzog von Burgund wird heimlich ermordet.

Dessen ungeachtet trennte sich der Herzog von Burgund von den Engländern, welche er herbeigerufen hatte; er verlangte eine Aussöhnung mit dem Dauphin, und ließ sich zu einer Zusammenkunft auf der Brücke von Monterau bewegen. Der Tag dieser Zusammenkunft kam herbei, und er fürchtete sich, zu erscheinen: sein Gewissen warf ihm allzuviele Verbrechen vor, als daß er nicht hätte mißtrauisch werden sollen. Die Maitresse, mit welcher er die Nacht zugebracht hatte, wollte ihn abhalten, in den Schranken zu erscheinen; und kaum war er zwischen dieselben getreten, so wurde er auch schon mit Dolchstichen überfallen. Man kann nicht behaupten, daß dieser Ueberfall eine Schlinge gewesen sey, welche man ihm gelegt habe, noch daß der

Dauphin, welchem man noch kein Verbrechen aufbürden konnte, an diesem Morde Theil genommen habe.

Der Tod des Herzogs von Burgund war unrechtmäßig, weil das Gesez denselben nicht über ihn verhängt hatte; im Grund aber war er weiter nichts, als die Hinwegräumung eines sehr verschuldeten und mächtigen Verbrechers. Die Nachricht von seiner Ermordung sezte Paris in Furcht, und man stiftete ein Bündniß wider seine Meuchelmörder. Die Prinzen vom Geblüt, die Herren und die Notabeln wurden in den Pallast zum heil. Paul zusammen berufen, und der erste Präsident begab sich mit einigen vom Parlemente ebenfalls dahin. Johann Carcher, ein Doktor der Sorbonne, und Organ seiner Mitbrüder, trat an der Spitze der Deputirten der Universität als Ankläger des Dauphins auf. Nikolaus Rolin verfaßte den Schluß wider ihn und alle seine Anhänger, und man lud das ganze häßliche Verbrechen auf ihn, woran er doch unschuldig seyn konnte. Er wurde mehrere Tage nach einander durch den Trommelschlag und an einer Marmor-Tafel vor Gericht geladen, und zulezt erklärte ihn das Parlement, nach vielen Weitläuffigkeiten, als seiner Ansprüche auf den Thron verlustigt, und zur Meidung des Reiches verdammt. Sein Vater, Karl der 6te, enterbte ihn, und vergab seine Tochter Katharine, zusamt seinem Königreich, an den König von England.

Karl der 6te konnte Frankreich eben so wenig an England abtreten, als der König von Schweden

Ostgothland dem Groß-Türken überlassen kann; hundert Beispiele können dieses Recht nicht erweisen. Man kann über ein Königreich nicht so schalten und walten, wie man es etwa in einem Testamente über eine angekaufte Maierei kann. Ein König, der mit seinen Unterthanen unzufrieden, oder ihrer überdrüßig, oder zu schwach ist sie zu beherrschen, der kann sagen: „Wir gewinnen nichts mit einander; meine Sorge für euer Wohl bringt mir mehr Verdruß als Vortheil: mag euch also beherrschen wer da will; nehmet die Gewalt wieder zurück, welche ihr mir zu eurer Sicherheit anvertrauet habt, und wählet euch einen solchen Herrn, den ihr für euch schicklich findet.“

Jeder Vernünftige kann einsehen, daß während diesen grausamen und blutigen bürgerlichen Unruhen, weder von Oekonomen, noch von Encyklopädisten, noch von Philosophen die Rede war. Man kannte damals sonst nichts als die Herrschbegierde, die Rachsucht und die Theologen, und richtete durch diese drei Furien entsezliche Dinge aus. Diejenigen, welche im Schooße des Ueberflußes und der Schwelgerei über die gegenwärtigen Zeiten klagen, sind fade Ignoranten, welche von den Schrecknissen der damaligen Zeiten nichts wissen. Das Jahrhundert der Philosophie ist noch viel besser, als das Jahrhundert der Burgunder und Armagnaks. Oft brachte die Herrschsucht die Bürger aus einem Lande, aus einer Stadt, so gegen einander auf, daß sie sich mit Säbelhieben untereinander niedermachten; die

Philosophie hingegen sagt ihnen, daß sie ihre Wuth bezähmen, und auf die Stimme der Vernunft hören sollen, welche ihnen räth, wie sie auf eine schickliche Art die Fehler der vergangenen Zeiten verbessern sollen.

Karl der 6te starb, und alle Stände des Reichs erkannten den König, Heinrich den 4ten von England, für ihren rechtmäßigen Beherrscher. Das Parlement, die Universität, die Sorbonne schwuren ihm den Eid der Treue, und Karl der 7te irrte als ein Flüchtling in seinen eigenen Staaten umher.

Zwanzigstes Kapitel.

Von 1419, bis 1429.

Gemählde von Paris, nach dem Tode Karls des 6ten. Johanne d'Arc wird von sehr angesehenen Damen als eine reine Jungfrau erfunden, und von der Theologie als eine Inspirirte anerkannt.

Die Uneinigkeit unter den Parthieen währte lang, und hatte für Frankreich grausame Folgen: seine Provinzen waren ein düsteres Gemählde der Plünderung und Verwüstung; die mehresten Gegenden des Landes waren verheert und mit Blute getränkt worden, und lagen nun verlassen und öde. Die unglücklichen Bewohner derselben zogen hauffenweise nach dem

Ausland, um dort den Unterhalt zu suchen, welchen ihr eigenes Vaterland ihnen versagte.

Der Britte war überall Sieger, und schrieb uns, vom Thron unserer Könige herab, seine Gesetze vor. Zehen Jahre lang irrte Karl der 7te, den sein Vater enterbt, und das Parlement des Reichs verwiesen hatte, mit einem Gefolge von Weibern und Günstlingen von einer Provinz in die andere; er sog sein Vergnügen aus der vollen Flasche, und vergaß darüber eine Krone, welcher er unwürdig schien. Die Pariser weigerten sich, ihm die Thore der Hauptstadt zu öffnen; sie nannten ihn den Dorf-König, und er verdiente wohl auch keinen bessern Titel. Täglich quälte man ihn, seine Maitresse, seinen Hof mit Spott-Gedichten und epigrammatischen Nadelstichen. Mitten im Elend und Verderben lernte man jene Scherze und witzigen Einfälle bewundern, wodurch sich nachher die Zeiten der Ligue, der Fronde und der Thorheiten des Jansenismus auszeichneten.

Wer weiß nicht, wie Karl der 7te den braven de la Hire empfieng, als dieser gestiefelt, bespornt, und vom Wind und Regen zerstört, zu ihm kam, und ihm eine gute Nachricht von einer gewissen Kleinigkeit brachte, welche aber in seinen Augen immer an Werth die wichtigste Begebenheit aufwog? — Der Monarch befand sich am Arme der Agnes Sorel mitten unter seinen Damen, und fragte: „Nun, la Hire, wie gefällt dir dieses Fest?“ — „Sire!“ antwortete dieser in einem

kühnen und strengen Ton: „noch nie gab es einen König, welcher seine Krone so frölich verscherzte.“

Orleans war der Ort, welchen man hauptsächlich zu erhalten suchen mußte; denn sein Verlust schien über das Schicksal von ganz Frankreich zu entscheiden. Salisberi hatte es belagert; alle haltbaren Oerter, im Umkreise von zehen Meilen, waren entweder geschleift, oder von den Engländern besezt. Sowohl von der Seite von Beauce als von Sologne waren um die Stadt her Batterien, Vestungswerke und Thürme angebracht, und es war beinahe keine Hoffnung mehr zu ihrer Rettung. Karls Truppen wurden in der Häringsschlacht geschlagen, und das Maaß der allgemeinen Bestürzung wurde dadurch vollendet. Der König bebte, er wollte sich nach Dauphiné zurückziehen; aber diesem schändlichen Rückzuge widersezte sich nicht nur die Königin, sondern auch Agnes Sorel, welche damals bei dem königlichen Hof an jenem Posten stand, der zwar von dem Evangelium verdammt, aber von der Staats-Kunst geduldet wird, wenn seine Besitzerin ihr Ansehen zu guten Handlungen gebraucht.

Nun erschien ein Mädchen aus Bar, und sogleich gewannen die Sachen eine ganz andere Gestalt. Es war die berühmte Amozonin, die große Johanne d'Arc, mit der wunderthätigen Helden-Seele: Die Geschichte nennt sie einzig, und das Heidenthum hätte sie vergöttert.

Sie wurde zu Domremi in Champagne an dem Gestade der Meuse geboren. In ihrer frühen Ju-

gend

gend verrichtete sie starke und schwere Feld-Arbeiten. Die gewöhnlichen Unterhaltungen dieser jammervollen Zeiten waren die Quelle von jenen Erscheinungen, welche Frankreichs Wohl gründeten, aber auch die Fackel zu Johannens Scheiterhaufen waren. Man sprach gewöhnlich in den Städten, und noch mehr auf dem Lande, von nichts, als von dem unglücklichen Frankreich, welches die Engländer in einen Aufenthalt des Elends verwandelt hätten; und sprach man nicht von den Engländern, so unterhielt man sich von Gespenstern, von Engeln, von Féen und Teufeln. Es war kein Hirte, welcher sich nicht ein wenig auf die Zauber-Kunst verstand, und keine Hexen gesehen hatte; es war kein Todten-Gräber und kein Küster, welchem nicht Gespenster erschienen, und kein Idiot, welcher nicht mit Engeln Umgang pflog.

Johanne gieng schon ins sieben und zwanzigste Jahr, und hatte jene periodischen Ausleerungen noch nicht bekommen, welche die Säfte ins Gleichgewicht bringen, und die Gesundheit erhalten. Man kennt die Unordnungen, welche entstehen, wenn dieses Blut zu stocken anfängt, und in seinen Gefässen in Gährung geräth; die Lebensgeister des Gehirns werden dadurch erhizt, und erregen jene nächtliche Unruhen, welche von Frömmlern so oft für wirkliche Erscheinungen gehalten werden.

Bei diesem Mädchen nun brachte die Würkung des Bluts auf die Fibern des Gehirns, — welche um so heftiger erschüttert wurden, je gröſser die

Masse des Bluts war, — im Traume die lebhaftesten Vorstellungen von denen Gegenständen wieder hervor, über welche sie den Tag hindurch hatte sprechen gehört. Ihre Unwissenheit erklärte die Hirngespinste ihrer kranken Einbildungskraft für etwas Wirkliches; sie hielt sich für inspirirt, und war doch nur eine Träumerin. Ich glaube nicht, daß sie eine Betrügerin war; denn sie ist nicht das einzige Weib, welches seine Sinnen getäuscht haben. Ich hörte zärtliche und andächtige Seelen ihre Unterhaltungen mit den Engeln so treuherzig und so aufrichtig erzählen, daß man sie zur Zeit der Unwissenheit gewiß würde für verrückt gehalten haben, und daß es für einen betrügerischen Beichtvater sehr leicht gewesen wäre, sich ihrer mit großem Vortheile zu bedienen.

Johanne, welche von ihrer Einbildungskraft irre geführt, und durch den Mönch Richard, welcher ihr Beichtvater war, sie kommunizirte, und Wunder thun lehrte, noch mehr in ihren Irrthümmern bestärkt wurde, hatte nicht viele Mühe anzuwenden, um die Leute, unter welchen sie lebte, zu bereden, daß sie des Nachts von dem heil Michael und der heil. Margaretha besucht werde. Der schwache Köhler-Glaube an Erscheinungen, hatte diese Leute dazu vorbereitet. Johannens Vater hatte ebenfalls Erscheinungen, und wollte einst im Traume gesehen haben, wie seine Tochter mit Kriegern zu Felde zog. Dieser Traum, welchen Johanne dadurch selbst verursacht hatte, daß sie beständig von

einer Niederlage der Engländer sprach, betrübte den guten Vater aufs äuserste: er erzählte ihn seinen Kindern, und sezte hinzu, daß er ihre Schwester lieber ersäuffen, als in einem solchen Aufzuge vor sich sehen wolle.

Johannens Ruf breitete sich immer mehr aus; er wanderte aus ihrem Dorf in alle Dörfer der Nachbarschaft, und einige meinten gar, daß sie mit dem Himmel in Verbindung stünde. Ihr Beichtvater Richard bekräftigte diese Meinung: andere hingegen behaupteten, daß sie mit Féen Umgang habe; denn es stand wirklich nahe bei Danprés ein Féenbaum. Johanne hingegen versicherte ihre Gespielen, daß sie nichts mit den Féen zu thun habe, sondern daß sie von der heil. Katharina, der heil. Margaretha und dem heil. Michael besucht werde.

In ihrem zwanzigsten Jahre gieng sie zu Neuburg in Lothringen als Wirthsmagd in Dienste; hier verkleidete sie sich als Reuter, kam in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre zu ihrem Vater zurück, träumte mehr als jemals, und hielt sich für berufen, alle das Elend an den Engländern zu rächen, worein sie ihren König und ihr Vaterland gestürzt hatten. Sie sprach immer davon, daß sie das Schicksal dieses unglücklichen Königs ändern wolle: denn sie hatte den Haß gegen die Britten mit der Mutter-Milch eingesogen. Alle ihre Gedanken, Wünsche und Vorsätze zielten auf kriegerische Unternehmungen. Dieser ausserordentliche Muth war die Folge

der starken Leibesbeschaffenheit dieses Bauernmädchens, den es durch die anhaltende Feld-Arbeit und durch die schweren Geschäfte in den Pferde-Ställen erlangt hatte, welchen es in Lothringen fünf Jahre lang vorstand.

Johanne that eine Wallfahrt zum heil. Nikolas nahe bei Nanci: diese devote Wanderung, und die Neugierde, mit welcher der Herzog von Lothringen sie zu sehen und zu sprechen verlangte, vollendeten ihren Muth und die Verwirrung ihrer Einbildungskraft. Nachdem sie von dieser Wallfahrt zurück kam, zeigte sie sich auch zum zweitenmal und ohne Vorwissen ihres Vaters dem Kommandanten Baudrikourt zu Vaukouleur.

Bei ihrer ersten Aufwartung hatte dieser Befehlshaber sie für verrückt gehalten; nun aber glaubte er gar, daß sie vom Teufel besessen wäre. Ueberzeugt, daß sie durch das Gebet der Kirche wieder hergestellt werden könne, schickte er sie zu einem Pfarrer, welcher sie exkommuniziren sollte. Der Pfarrer war aber so vernünftig, und sezte sie nicht auf diese Probe. Zulezt wurde Baudrikourt von ihren anhaltenden Bitten überwogen; er wollte sich nichts vorzuwerfen haben, und gab ihr also Manns-Kleider, Waffen, und zween Edelmänner zur Begleitung. Als sie sich in diesem Aufzuge von ihm beurlaubte, sagte er: Geh hin; es entstehe auch daraus, was nur wolle!

In diesem männlichen Ornate gieng Johanne d'Arc mit ihren Begleitern gerade nach Chinon,

wo sich der Hof über die Fortschritte der Feinde in der größten Bestürzung befand. Man zweifelte, ob man diese Abendtheuerei vorlassen solle, und die Höflinge stießen bei ihrem Anblick ein höhnisches Gelächter aus. Ihre Fassung machte sie schweigen. Der König hatte sich unter der Menge verloren, sie erkannte ihn aber sogleich; so sehr hatte sie sich das Bild Karls des 7ten eingeprägt, welches sie nur auf einigen damaligen Münzen gesehen hatte. Edler Dauphin, redete sie ihn an, ich nenne mich Johanna die Jungfrau; der König des Himmels sendet mich dir zur Hilfe, wenn es dir anders gefällt, mir deine Krieger anzuvertrauen; durch die Gnade Gottes und mit Hilfe der Waffen will ich Orleans von der Belagerung befreien, und dich, des Feindes ungeachtet, nach Rheims zur Krönung führen.

Sie beantwortete alle die häuffigen Fragen des Königs, der Prinzeßinnen und der Höflinge, mit jener Bescheidenheit, durch welche man Wohlwollen erwirbt, und mit jenem Enthusiasmus, welcher hinzureissen pflegt. Sie nannte sich eine Jungfrau; aber ihr ehemaliger Stand als Pferde-Magd, ihre Wanderungen, ihre Pilgerzüge, und die Ritter, welche sie begleiteten, machten, daß der Hof, — bei welchem ohnedies die Liebe und Galanterie herrschten — ihre Jungfrauschaft sehr bezweifelte. Man entschloß sich daher, ihre Unschuld der genauesten Prüfung zu unterwerfen. Die Königinnen von Frankreich und Sizilien, die Frauen von Gau-

kourt, von Fiennes und andere unterzogen sich diesem Geschäfte, und giengen dabei mit einer solchen genauen Vorsichtigkeit zu Werke, als ob das Glück des ganzen Reiches von der Unbeflecktheit dieses Bauernmädchens abhienge. Ihr Bericht gab an: Johanne sey eine wahre und unangetastete Jungfrau.

Man war aber damit noch nicht zufrieden, daß sie eine Jungfrau war; sondern man wollte auch noch von der Göttlichkeit ihrer Sendung überzeugt seyn, und führte sie also von dem Richterstuhl dieser angesehenen Damen, vor das Tribunal der Priester. Die Bischöffe und die Doktoren der Sorbonne wurden versammelt, und diese befragten Johannen über ihre Entzückungen und über ihren Umgang mit der heil. Margaretha und dem heil. Michael. Es kam hauptsächlich darauf an, daß man sich gegen den König gefällig bezeugte, und die Prälaten und Theologen erklärten sie also ohne weiteres für eine Inspirirte.

Das kleine Parlement zu Poitiers war etwas spizfindiger als die Bischöffe, und verfuhr bei ihrer Prüfung mit einer Strenge, welche die Doktoren der Theologie für unnüz gehalten hatten. Der General-Advokat nahm sie zu sich ins Haus. Johannens Antworten waren edel und vernünftig. Ein Rath verlangte, als einen Beweis ihrer Offenbarungen, ein Wunder von ihr, und sie antwortete: Ich bin nicht nach Poitiers gekommen, um Zeichen zu wirken. Diese kluge Antwort, welche sie

den Parlements-Räthen mit vielem Nachdruck ertheilte, machte, daß diese bald ihre Meinungen änderten. Sie gestanden, daß sogar die Person Johannens etwas Wunderbares an sich habe. Es war auch wirklich nicht anders; nur daß es jenes Wunderbare war, welches gemeinen Seelen immerhin den Kopf zu verrücken pflegt.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Thaten der Johanne d'Arc. Sie wird zur Kriegs-Gefangenen gemacht. Die Sorbonne will sie getödtet haben. 1429, und 1430.

Der König, seine Kriegs-Helden, die Damen, die Höflinge, die Ministers, die Bischöffe und die Theologen waren alle von Johannens Ethusiasmus überwunden, und wer es nicht war, der schien wenigstens es zu seyn. Sie löste ihr Panier, und jeder bestrebte sich, demselben zu folgen. Man gab ihr Waffen, Stallmeister, Pagen, einen Hofmeister, einen Kapellan und eine vollkommene Rüstung. Sie wollte keinen andern Degen führen, als denjenigen, welchen sie auf dem Grab eines Ritters gefunden hatte, welcher in der Kirche der heil. Katharina zu Fierbois begraben lag.

Die Belagerung von Orleans aufgehoben.

Sie stand nun vor einem Heer von sechstausend Mann, und war bald Feld-Herr und bald Mißionär; denn jezt predigte sie, und jezt nahm sie Waffen-Uebungen vor. Sie wünschte sich einen geweihten Heerhaufen, und sogleich liefen alle Geistlichen aus Blois und der umliegenden Gegend herbei, und traten hinter ihre Fahne. Sie marschirten unter einer Bedeckung in Prozeßions-Ordnung, und sangen Hymnen. Die Feld-Herren, die Priester und die Soldaten waren alle von Johannens Heldenmuthe gleich stark beseelt. Der Trupp dieser Priester im Chorrock hatte ein ehrwürdiges Aussehen; sie marschirten gegen Orleans wie zu einem entschiedenen Siege.

Johanne wurde niemals müde, ihre Leute zur Tapferkeit aufzumuntern, und warf sich unter diesen anhaltenden Aufmunterungen in die Stadt: der brave la Hire und der starke Dünois waren ihr zur Seite. Die Orleaner hielten dieses Bauern-Mädchen für eine unmittelbare Abgesandte des Himmels, und zweifelten keineswegs an dem glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen. Johanne stritt zwar für den König und für ganz Frankreich; aber sie wollte doch die Kriegs-Manier dabei nicht vergessen. Es wurden zween Waffen-Herolde abgesandt, um den Engländern zu bedeuten, daß sie sich zurückziehen sollen: aber der eine wurde in Ketten geworfen, und der andere mit einem schmähligen Briefe zurück geschikt. Dennoch ließ Johanne noch zwo andere Bothschaften an die Engländer gelangen:

die leztere geschah durch einen Brief, welcher an einen Pfeil bevestigt war. Die Engländer antworteten nur durch ein wüthendes Gebrülle, und scholten sie die Hure der Armagnaks.

Nach diesen Formalitäten gaben Johanne, la Hire und Dünois den Befehl, die feindlichen Schanzen anzugreifen, und eine nach der andern wurde erobert. Die Engländer fochten anfangs muthig: aber nach und nach überwand sie der Schrecken; sie meinten, daß sie es mit einer Zauberin zu thun hätten, und liefen aus den Gräben und Schanzen davon. Johannens Heldenmuth schlummerte keinen Augenblik; sie war immer mit ihrer Fahne an der Spitze der Angreifenden; sie wurde an der Kehle verwundet, gieng zurück, verband sich, und gieng sogleich wieder mit erneuertem Muth ins Treffen. Es war Zeit, daß sie kam; denn die Soldaten, die Offiziers, Dünois selbst, waren durch ihre Abwesenheit muthlos geworden, und sprachen von einem Rückzuge. Johanne führte sie zum Angriffe zurück, und pflanzte ihre Standarte an dem Fuß eines Vestungswerks auf, das durch fünfhundert auserlesene Engländer vertheidigt wurde. Nach einem langen Widerstande wurde es endlich erobert; die Engländer hielten sich für behext; sie gaben die Belagerung auf, und zogen ab. Ihr Rückzug geschah in der größten Unordnung; die Kranke, das Gepäcke, die Lebensmittel, die Munition, das schwere Geschütz und alles fiel in die Hände der siegenden Franzosen. Der Angriff der Vestungswerke bei Monstrelet

dauerte drei volle Tage, und kostete die Engländer siebentausend Mann. Der Herzog von Bedford schrieb an seinen Hof, diese Flucht wäre die Würkung einer abergläubischen Furcht vor einem Weibe, welche eine wahre Schülerin des Teufels und aus dem Koth der Hölle gebildet sey.

Johanne und Dünois, — ein Bastard aus dem Hause von Orleans, welcher ihr nicht mehr von der Seite wich, — giengen nach Coches, wo der Hof die Entscheidung der Sache erwartete. Der König empfieng sie als seine Rächerin: und doch war man, dieses großen Vortheils ungeachtet, noch unschlüßig, was man nun thun sollte. Johanne warf sich Karl dem 7ten zu Füßen, sie umfaßte seine Knie, und sagte: Edler Dauphin, berathschlagt euch doch nicht so lang, und kommt nach Rheims! Sie sah bei dieser unmöglichscheinenden Reise keine weitere Hindernisse, als den Feind, wie er, von Schrecken durchdrungen, vor ihrem Feld-Zeichen floh.

Jargeau. Ihr muthvoller Eifer riß den gutmüthigen König und seine Räthe mit sich hin. Die Hofdamen empfahlen ihm ihre Männer, und man zog auf neue Eroberungen aus. Der Herzog von Alencon marschirte mit sechstausend Mann, an deren Spitze Johanne sich gestellt hatte, gegen Jargeau. Die Engländer erboten sich, diese Stadt innerhalb fünfzehen Tagen zu verlassen; man verwarf aber dieses Anerbieten, und blies zum Angriffe. Johanne focht die ganze Schlacht hindurch, im Angesichte des

Herzogs von Alencon, und rief ihm von Zeit zu Zeit zu: Fürchte dich nicht, edler Herzog; ich habe ja deiner Frau versprochen, dich wieder zu ihr zu bringen! Man legte die Sturmleitern an, und mitten unter einer Kugel-Saat bestieg Johanne die allererste, und pflanzte ihre Standarte auf eine Bresche. Sie stieg die Sturmleiter wieder glücklich herab; dieses wohlgelungene Unternehmen hatte ihren Muth erhöht, und sie rief: Auf, auf, ihr Freunde! unser Herr hat die Engländer verdammt. Die Franzosen wurden durch diesen feierlichen und heldenmüthigen Zuruf angefeuert; nichts widerstand ihrem Ungestümm, und die Stadt wurde mit Sturm erobert.

Meün u. Beaugenci wieder erobert.

Von Jargeau marschirte man nach Meün, welches nicht widerstehen konnte, und von da nach Beaugenci, welches kapitulirte. Die Engländer flohen beim ersten Anblick dieser Helden. Talbot, dieser muthvolle und tapfere Britte, scharmuzirte mit ihnen in einer Ebene vor Beauce; man berathschlagte sich, ob man ihm ein Treffen liefern solle, und fragte auch Johannen deswegen: Im Namen Gottes! gab sie zur Antwort, man muß wider die Engländer fechten, und sollten sie auch in den Wolken hangen. Man blies hierauf zum Angriffe. Fastol, der Sieger in der Härings-Schlacht, verlor den Muth, und floh. Talbot begab sich nach Xaintrailles. Die Niederlage der Engländer war vollkommen; sie verloren ihr Gepäcke; zweitausend

Schlacht bei Palai.

und fünfhundert blieben auf dem Wahl-Platz, und zwölfhundert wurden zu Gefangenen gemacht.

Alle Plätze waren nun in der Gewalt der Orleanerin, und das Land war gänzlich gesäubert. Während daß man zu Felde zog, um sich für Karl den 7ten aufzuopfern, vertrieb sich dieser zu Coches die Zeit mit seinen Hofdamen: wozu hatte er denn das Mädchen von Orleans in seine Dienste genommen! Man berathschlagte sich, was man nun ferner zu thun hätte, und war der Meinung, sich nach der Pickardie zu begeben: denn diese Provinz war von Truppen entblöst; Johanne aber rieth, daß man nach Rheims gehen solle. Dieser Marsch schien eine unverzeihliche Verwegenheit zu seyn; man hatte eine Strecke von achtzig Meilen Landes zurückzulegen, oder vielmehr zu erobern, hatte sich zwanzig Städte zu unterwerfen, und im Nothfalle nirgendsher Hilfe zu erwarten. Der Szepter, die Hand der Gerechtigkeit, und der ganze königliche Ornat waren in den Händen der Engländer. Die Pairs hielten sich zu ihnen, oder erwarteten in ihren Schlössern die Erneuerung dieses Krieges.

Dennoch folgte man dem Rathe der Johanne d'Arc, so unausführbar er auch schien. Es fehlte an Lebensmitteln, an Munition, an Soldaten und am Gelde; aber das Schicksal, welches Frankreich das Geld und die Soldaten entzog, gab ihm dafür große Feld-Herren, welche den König und das Vaterland liebten, und beide zu erhalten wußten; es gab ihm eine Menge Bastarde, welche ihren

Ruhm in den Waffen suchten, und einen Haufen Abentheurer aller Art, welche sich nur durch den Raub zu bereichern suchten. Der Adel, welcher von diesem Zuge Nachricht erhielt, begab sich zu dem Könige, und jeder Edelmann machte diesen abentheuerlichscheinenden Zug mit.

Auxerre weigerte sich, seine Thore zu öffnen, und verlangte eine Neutralität, welche ihm auch zugestanden wurde. Troyes rüstete sich zum Widerstand: der König fragte Johannen darüber um Rath; sie gab ihm, im Tone der Prophezeihung, die Versicherung, die Stadt sollte in drei Tagen unterworfen seyn. Es stand nicht so lang an, als Karl der 7te in eben der Stadt schon als Sieger einzog, in welcher zehen Jahre zuvor sein närrischer Vater und seine unbarmherzige Mutter, mit König Heinrich dem 4ten von England, die Schrift unterzeichnet hatten, welche ihn vom Thron ausschloß.

Chalons überschickte seine Schlüssel. Auch Rheims folgte dem Beispiel so vieler Städte, und ließ den König durch Abgeordnete seiner Unterwerfung versichern. Man machte schon bei seinem Einzuge die Vorbereitungen zu seiner Krönung, und salbte ihn gleich am folgenden Tage mit dem Oel aus der heil. Flasche. Diese Falsche hat die Gestalt einer kleinen Phiole: man gab ehmals vor, sie wäre durch einen Engel aus dem Himmel gebracht worden; es glauben aber heutzutage nur noch einige wenige Idioten aus Champagne an das Wunder dieser Phiole und an die Kraft ihres Oeles. Die gegenwärtigen Zei-

ten, — worinn wir die alten Vorurtheile verschwinden sehen, wie im Herbst das Laub von den Bäumen fällt, — verlangen, daß man diesem schändlichen Aberglauben entsage, daß man bei der ehrwürdigen Krönungsfeier unserer Könige sich eines frischen Oeles, anstatt dieses romzigten bediene, welches weiter nichts, als ein Beweis frommer Betrügereien der Mönche aus dem sechsten Jahrhundert ist.

Während der Salbung und Krönungsfeier Karl des 7ten stand die Heldin, Johanne d'Arc, an der Seite des Altars, und ihre Hand hielt jene Fahne, welche viel größere und mächtigere Wunder gewürkt hatte, als nur jemals die Oriflamme, diese für heilig gehaltene Standarte, von welcher die Mönche behaupten, daß sie auch aus dem Lande der heiligen Flasche herabgekommen sey.

Der König war nun gesalbt, und Johannens Sendung vollendet. Sie vergoß zu seinen Füßen die Thränen der reinsten Freude; in dieser demüthigen Stellung bat sie aber auch zugleich, daß man sie nun entlassen möchte; man widersezte sich ihrer Bitte, und Johanne gab zu ihrem Unglücke nach.

Der bisher schwache Karl wurde nun plözlich zum Helden, und seine Thätigkeit und der Arm Johannens ersezten in kurzem dasjenige wieder, was er seit ganzen Jahren her, im Schooße der Weichlichkeit versäumt hatte. Die Glückskette hatte sich an Orleans bevestigt, und hörte noch nicht auf. Die englischen Besatzungen verließen entweder die Städte von selbst, oder sie wurden daraus vertrie-

ben. Der Feind verbarg sich, und man suchte ihn auf. Alles floh von den Gränzen von Champagne nach den Thoren von Paris. Das kleine französische Heer rückte vor die Mauern dieser Stadt, und versuchte einen Angriff. Von der Höhe des Montmartre herab, beobachtete der König die Tapferkeit seiner Feld-Herren, und Johanne feuerte sie an, durch Wort und That.

Dessen ungeachtet blies man zum Rückzug, und Johanne, welche sich immer am Fuße des Walles befand, bestand hartnäckig auf der Ausfüllung eines Grabens. Sie wurde am Schenkel verwundet, verlor vieles Blut, gab ihr Unternehmen auf, und wollte doch nicht weichen: aber der Herzog von Alencon suchte sie auf, und zwang sie, im Namen des Königs, daß sie sich nach St. Denis begab. Hier bat sie neuerdings um ihre Entlassung; aber der König konnte ihren Arm noch nicht entbehren, und verweigerte ihr solche wieder. Er sandte sie nach Nivernois, zu der Belagerung von St. Pierre le Moutier. Auch diese Eroberung war das Werk ihrer Tapferkeit. Die Belagerer wurden zurückgeschlagen, und wichen. Ein Edelmann, Namens Dolon, war Zeuge von einem Gefecht, welches sie mit sechs Bewaffneten zugleich auf das tapferste bestand. Ihre Unerschrockenheit feuerte die Franzosen wieder an; man gab das zweite Zeichen zum Angriff, und der Ort ergab sich. Hiemit beschloß sich dieser Feldzug, eine Ketten-Reihe von Wunderthaten der Tapferkeit.

Belagerung von Compiegne.

Das erste, was die Burgunder und Engländer im folgenden Jahr unternahmen, war die Belagerung von Compiegne. Die Amazonin Johanne und la Hire warfen sich in diesen Ort, und wagten noch am nemlichen Tage einen Ausfall. Der Feind gerieth zwar dadurch in Unordnung; aber er war an Mannschaft überlegen, und zwang Johannen zum Rückzuge. Sie führte den Nachtrab, deckte den Rückzug, und man konnte ihr nichts anhaben. Die lezten Züge waren in guter Ordnung eingerückt, man schloß das Thor, und Johanne war noch zurück. Ein englischer Bogen-Schütz stürzte sie vom Pferd, und sie ergab sich als Kriegs-Gefangene an einen Bastard des Vendome, Namens Lyonnel.

Ein über Frankreich entscheidender Sieg hätte nicht mit größerem Jubel können gefeiert werden. Die Engländer sandten Eilbothen nach allen Städten, und ließen ihnen melden, der Himmel hätte ihnen nun die furchtbare Zauberin in die Hände gegeben, durch welche Karl über sie gesiegt habe. Viele Engländer fürchteten sich, eine französische Hexe zu bekriegen, und verließen das Heer; als sie aber von ihrer Gefangennehmung hörten, so baten sie um die Erlaubniß, wieder nach Frankreich zurückzukehren, und in ihre Stellen eintreten zu dörfen.

Die Pariser sangen, auf die Veranlassung ihrer Priester, ein Tedeum. Die Universität besang diese denkwürdige Begebenheit in barbarischen Versen. Die Prediger lästerten auf eine niederträchtige Art, die Unschuld und Religion dieser unglücklichen

Johanne,

Johanne, welche doch so tapfer für ihren König und für ihr Vaterland gestritten hatte.

Mit Ketten beladen, dem Gelächter und der Verhöhnung der gemeinen Soldaten Preis gegeben, wurde diese unglückliche Amazonin aus einem Kerker in den andern geschleppt, und zulezt gar zu Krotoi in der Pickardie, in einen Thurm geworfen. Man handelte um ihr Leben, wie die Seeräuber um eine maltheſiſche Sklavin handeln. Lange währte dieſer Handel, und zulezt verkaufte ſie Lyonnel an den Herzog von Luxemburg.

Sie hatte ſich auf Diskretion an Lyonnel ergeben, und ſein Ehrenwort erhalten, daß man ihr mit aller einer Kriegs-Gefangenen ſchuldigen Achtung begegnen werde. Aber zween blutdürſtige Prieſter von großem Anſehen, ſtritten ſich um ſie, wie ſich zween Geier um ein Täubchen ſtreiten, das ſie verzehren wollen. Der eine davon war der Glaubens-Inquiſitor, Bruder Martin: er befahl, kraft ſeines Amtes, dem Grafen von Ligni, daß er ſie an ihn ausliefern ſolle, damit er gehörig wider ſie verfahren könne; denn ſie ſchiene ihm nach Ketzerei zu riechen, odorantem hæreſin.

Peter Cauchon, ein Doktor der Theologie, welcher ſich durch ſeinen Ketzer-Eifer und ſeine Niederträchtigkeit von dem verworfenſten Stand bis zum Biſchof von Beauvais emporgeſchwungen hatte, verlangte auch, daß Johanne an ihn ausgeliefert werden ſoll, weil ſie in ſeinem Sprengel ſey zur Gefangenen gemacht worden. Heißt diß nicht, eine

ungerechte Forderung auf eine schändliche Lüge gründen? — Er war ein Betrüger; die Leute aus seinem Sprengel waren Karl dem 7ten getreu, und hatten ihn von sich gejagt. Mit Schimpf beladen, begab er sich hernach unter das Gefolge der Engländer.

Der Graf von Ligni Luxemburg wollte Johannen weder an den Inquisitor Martin, noch an den Bischof von Beauvais, noch an die Engländer verkaufen, wenn ihm gleich diese eine große Summe anboten. Die tugendhafte Gemahlin dieses Herrn erkannte in ihr nur eine Heldin, und widersezte sich diesem schändlichen Handel.

Die Sorbonne befürchtete, Johanne möchte entweder entfliehen, oder sie möchte um Geld nicht feil seyn, und schrieb also an den Grafen von Ligni, an den Herzog von Burgund, und an den Herzog von Bedfort; sie überreichte sogar dem Könige von England eine Bittschrift, und ersuchte diesen und jene, daß man Johannen entweder an den Inquisitor Johann Martin, oder an den Bischof Cauchon von Beauvais, ausliefern möchte. Nach langen Unterhandlungen wurde sie endlich an den Herzog von Bedfort verkauft, und der Bischof von Beauvais brachte es durch eine Kaution von zehentausend Thalern dahin, daß er bei dem Gerichte präsidiren durfte, vor welches sie nun gezogen wurde.

Das Schreiben der Sorbonne an diesen Herzog enthält: Sie haben Ihr hohes Ansehen verwen-

det, um die Dirne in Ihre Gewalt zu bekommen, welche sich eine Jungfrau nennt . . . . . und es wäre eine unverzeihliche Beleidigung der göttlichen Majestät, wenn Sie ihr die Freiheit schenkten. Die Sorbonne schrieb ferner an eben denselben: daß diese gemachte Prise ihren ganzen Werth verlöre, wenn ihr dasjenige nicht widerführe, was sie verdient hätte. In verschiedenen von ihren Briefen liest man: daß Gott durch diese Dirne über die maßen beleidigt, der Glaube ausserordentlich verlezt, und die Kirche sehr stark sey entehrt worden. Sie sprach von nichts, als von den unzählbaren Missethaten der Johanne. Man hätte die Sorbonne wohl fragen können, wodurch denn dieses Mädchen Gott beleidigt habe? Ob dadurch, daß sie ihr Leben für die Rettung ihres Vaterlands wagte, welches sie, die Theologen, auf eine niederträchtige Art betrügen, indem sie eben so vielen Eifer und Unverschämtheit anwenden, um wider den König zu predigen, als sie Heldenmuth anwendete, um ihn zu vertheidigen? — Man hätte sie ferner fragen können, wodurch denn Johanne d'Arc den Glauben verlezt habe? Ob dadurch, daß sie einen Helm statt einer Haube, ein Kollet statt einer Juppe trug? dadurch konnte sie wohl das Herkommen, aber nicht den Glauben verletzen. — Die Briefe, welche von der Sorbonne und der Universität zu Paris erlassen wurden, um Johannen auf den Scheiterhaufen zu bringen, sind Denkmäler ihres schlechten Ge-

schmaks und ihrer Grausamkeit; sie sind alle in einerlei Schreibart abgefaßt, und haben alle das Gepräge der gröbsten Unwissenheit, und des rohesten Aberglaubens.

Die Bittschrift der Sorbonne an den König von England, beweist eben die Beharrlichkeit, sie zu verderben: sie ersucht Se. Königl. Hoheit, um der Ehre Christus willen zu befehlen, daß man diese Dirne plötzlich in die Hand der geistlichen Gerechtigkeit überliefern solle. Sie erhielt auch was sie verlangte, und die Kriegerin Johanne kam aus der Hand des Herzogs von Bedfort in die Hand des Bischofs Cauchon. Einen ungerechteren Richter hätte sie nicht erhalten können: denn man nannte ihn nur den unwürdigen Priester, den unwürdigen Bischof, den unwürdigen Franzosen.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die französischen Theologen bringen es durch ihre Verfolgungen dahin, daß Johanne vor Gericht gezogen, und lebendig zum Scheiterhaufen verurtheilt wird. 1431.

Nun war das Blut Johannens an die Engländer verkauft. Man brachte sie nach Rouen, und überlieferte sie daselbst in die Hände des schlechtesten Mannes, als ihres Richters; in die Hände eines aus seinem Sprengel verjagten Bischofs, eben des Peters Cauchon, von welchem ich noch mehr sprechen werde. Die Domherren hatten damals noch keinen ernannten Erzbischof, und erlaubten ihm also, Johannen zu besorgen, oder besser, sie zu verurtheilen. Der Bruder Martin verlangte, als Glaubens-Inquisitor ebenfalls unter die Zahl ihrer Richter aufgenommen zu werden, und dieser fanatische Mönch verdiente es auch. Die Bischöffe von Lizieux und Koutance, wurden auch zu ihren Richtern erwählt, und endlich lud man noch die Sorbonne als Beisitzerin ein, welche sechszehen von ihren Doktoren und sechs Lizenziaten dazu beorderte, zu welchen sich noch sechs Advokaten gesellten.

Johann Benedizité, ein Doktor der Theologie, wurde zum Promotor dieses Blut-Gerichtes ernannt. Während man sich mit diesen Anordnungen beschäf-

tigte, wurde ein Abgeordneter nach Domremi gesandt, um Nachrichten von den Sitten und der Religion dieser Johanne einzuholen; dieser berichtete aber bei seiner Rückkunft, daß er nichts als die ehrenvollesten Zeugnisse von ihrer Rechtschaffenheit erhalten habe. Cauchon belud ihn mit Schimpfreden. Es waren Zeugnisse vorhanden, daß ihr ein englischer Herr während ihrer Kriegsgefangenschaft habe Gewalt anthun wollen. Johanne beklagte sich wegen dieser schändlichen Beschuldigung vergebens vor ihren Richtern. Man ernannte Frauen, welche untersuchen sollten, ob sie mit Männern Umgang gepflogen habe. Der Herzog von Bedfort wollte ein Zeuge bei dieser Untersuchung seyn: welch eine unanständige Neugierde für einen Mann von Ehre! — Johanne wurde als eine Jungfrau erfunden; wenn man gleich eine sehr große Neigung blicken ließ, sie um diese Ehre zu bringen.

Die Richter hielten sechszehen Sitzungen, und Johanne erschien vor diesen Ungeheuern jedesmal mit Ketten beladen. Sie bat um eine gelindere Behandlung; man schlug ihr aber dieses unbarmherzigerweise ab. Bei dem ersten Verhör forderte man einen Eid von ihr, daß sie die Wahrheit gestehen wolle; sie wollte aber nur einen bedingten Eid schwören. „Sie könnten ja, sagte sie zu ihren Richtern, mich über etwas befragen, das ich ohne einen Meineid nicht entdecken dürfte.“ Man forderte weiter von ihr, sie solle beschwören, daß sie niemals entfliehen werde; aber auch dieses that sie

nicht, und sagte: „Wenn ich mich rette, so kann man mich nicht für wortbrüchig erklären, weil ich euch mein Wort nie gab.“

Man fragte, ob sie als Kind schon gewünscht habe die Burgunder zu bekriegen? und sie antwortete: „Ich habe immer gewünscht, daß mein König seine Freiheit wieder erhalten möchte.“

— Ob dieser König auch Erscheinungen habe? — „Geht hin, und fragt ihn selbst.“

Man wollte mit Zwang das Geständniß von ihr erpressen, ob es recht gehandelt sey, daß sie die Engländer an dem Tag der heil. Jungfrau angegriffen habe? und ihre Antwort war: „Es ist recht, daß man die Feiertage beobachtet, und wenn ich mich dadurch versündigt habe, so muß mich mein Beichtvater darüber absolviren.“

Man fragte sie ferner, ob die Heiligen ihr versprochen haben, sie zu befreien? und sie antwortete: „Dieses gehört nicht in meine Rechtssache; Ihr verlanget, daß ich wider mich selbst sprechen soll.“

— Ob das Gerücht wahr sey, daß sie einen Todten auferweckt habe? — „Man hielt das Kind für todt, man trug es in die Kirche, und es gab einige Zeichen des Lebens von sich: dieses Wunder hat nur Gott bewürkt.“

— Ob sie ihre Fahne habe benediziren lassen? — „Niemals habe ich sie mit besonderen Ceremonien benediziren lassen.“

— Warum sie die Namen Jesus und Maria in dieselbe habe sticken lassen? — „Die Geistlichen lehrten mich, diesen Gebrauch von diesen Namen zu machen.“ — Ob sie Féen gesehen habe? — „Niemals; ich hörte nur davon sprechen, und glaube sie nicht.“ — Habt Ihr, fragte sie Johann Benedizité, auch Allraun? — „Ich habe keinen, ehrwürdiger Vater! denn er ist eine verbotene Sache.“

Dieser Doktor machte nicht eine Frage an sie, welcher er nicht jedesmal hinzugefügt hätte: „Antworte du ketzerische Johanne, du verworfene Johanne, du verbuhlte Johanne! die Fragen liefen zulezt auf eine kindische Neugierde hinaus, denn man fragte sie: ob sie sich in ihren Kinder-Jahren niemals gerauft, ob sie sich niemals habe erhängen wollen, und ob die Heiligen französisch sprächen? der Bischof von Beauvais legte ihr unanständige Fragen vor, und sie gab ihm zur Antwort: „Das ganze Gericht mag entscheiden, ob sie zu meiner Rechtsache gehören, und wenn dieses ist, so werde ich darauf antworten.“

Mehrere Doktoren befragten sie über Glaubens-Sachen. „Ehrwürdige Väter, war ihre Antwort, nur eines nach dem andern!“ Sie gebrauchten auch feine theologische Griffe, um sie schuldig zu finden, und konnten ihr doch nicht zu nahe kommen. Man bestand darauf, daß sie ihre Meinung von dem Papst zu Avignon sagen solle; man wollte sogar wissen, was sie von der streitenden und siegenden Kirche dächte, und das gute Bauern-Mädchen gerieth da-

durch in Verwirrung. Der Bruder Isembrand rieth ihr, sie solle antworten, daß sie sich hierinn auf den Papst und auf die Kirche beziehe. „Schweigt, ins Teufels Namen, Bruder!“ schrie der Bischof von Beauvais, und ließ den Aktuar diese Antwort nicht niederschreiben. Johanne wurde darüber aufgebracht, und sagte: „Ihr schreibt wohl das, was wider mich, aber nicht auch das, was für mich ist.“

Wenn man sie fragte, ob sie verlangt habe, daß man ihre Fahne für glückbringend halten solle? so antwortete sie: „Ich erhob sie, ich sagte den Soldaten mit Zuversicht, daß sie sich kühn mitten unter die Engländer stürzen sollen, und war immer die erste, welche dieses that.“ Man hielt ihr vor, daß sie der Salbung mit ihrer fliegenden Fahne beigewohnt habe: „Es war billig, antwortete sie, daß diejenige, welche Theil an der Erkämpfung des Sieges nahm, auch Theil an seiner Verherrlichung hatte.“

Verlangte man von ihr zu wissen, ob die Heiligen nackend wären; so sagte sie: „denkt ihr denn, daß Gott keine Kleider für sie habe?“ und fragte man, woran sie die heil. Katharine erkenne? so sagte sie: „an der Art, wie sie ihre Verbeugung macht.“ Diese höhnische Antwort gab sie blos deswegen, um die Richter ihre ganze Schwäche empfinden zu lassen. Man fragte sie sogar, ob die Heiligen auch Ohren-Gehänge trügen? und sie antwortete dem Bischof von Beauvais: „Sie haben mir eines genommen, geben Sie mir es wieder.“ Sie sah

ihren Tod voraus, und sagte: „Ich weiß wohl, daß die Engländer mich ermorden werden; aber, Goddem, sie werden dieses Königreich nicht besitzen.“

Dieses Protokoll wurde noch andern zur Untersuchung vorgelegt, die zwar keinen Theil an der Kommißion hatten, welche man aber doch gerne mit in die Sache verwickelt hätte; aber sie schäumten über diesem Gewebe von Unbilligkeit, und verweigerten ihre Stimme.

Man nahm ein neues Verhör vor, und versuchte neue Handgriffe. Man gab ihr einen Priester, Namens l'Oiseleur, zum Beichtvater; und dieser verschloß sich mit ihr ins Gefängniß. Die fromme Heldin ließ sich durch diesen Betrüger täuschen, den sie für einen Gefangenen hielt, und beichtete ihm; zween andere Schurken hatten sich hinter eine spanische Wand gestellt, und ihre Beichte niedergeschrieben; aber man fand nichts, wornach man sie hätte verdammen können.

Als auch der Kirchen-Rauh nichts fruchtete, so nahm man seine Zuflucht zum Gifte. Der Bischof von Beauvais hatte zwar den Engländern versprochen, daß er sie zum Scheiterhaufen befördern wolle; aber er hielt es für eine ehrenvollere Handlung, wenn er sie vergiftete. Man beschuldigte ihn in Wahrheit damals offentlich dieses Verbrechens. Johanne, welche durch das Gift am Verstande Noth litt, und durch die grausamen Zurüstungen zur Folter, welche sie machen sah, in Furcht gesezt

war, widerrief nachher alles dasjenige, was man durch Qualen von ihr herausgepreßt hatte, und diese Widerrufung entwaffnete den Bischof und sein Tribunal.

Der Verfolg dieser Untersuchung wurde der Universität von Paris aufgetragen, welche sich auch zu diesem Endzweck bei den Bernhardinern versammelte. Die Theologen entschieden, daß Johanne eine Ketzerin und Schismatikerin sey, und mit diesem Schlusse stimmten auch die Fakultäten der Künste und der Rechtsgelehrsamkeit überein. Sie unterstüzten ihn mit zween Briefen an den König von England und an den Bischof von Beauvais, und baten in beiden, daß man die Ketzerin schleunigst verbrennen möchte.

Man las ihr das Protokoll vor, und sie beklagte sich, wiewohl vergeblich, daß ihre Aussagen verfälscht wären. Man errichtete zwei Gerüste auf dem Kirchhofe zu St. Ouen; das eine bestiegen der Bischof von Beauvais, der Inquisitor und alle Theologen, zu welchen sich auch noch der Kardinal von Wincheſter und der Bischof von Norwich gesellten, und auf dem andern erschien Johanne unter der Last ihrer Ketten.

Auf einer kleinen Bühne neben ihrem Gerüste stand der Doktor Wilhelm Eberhard, welcher ihr eine Predigt halten sollte. Seine Rede war ein Strom der heftigsten Beschimpfungen wider Johannen. Du bist es, schrie er, zu welcher ich spreche, und welcher ich sage, daß sie eine Ketzerin,

eine Schismatikerin sey. Darauf lästerte er die Religion des sogenannten Königs Karl. Dieser Schandfleck, welchen er der Religion seines Königs anhängte, erwekte Johannens Liebe gegen denselben, und sie schrie dem frechen Prediger zu: Bei meiner Ehre, ich habe alle Ehrfurcht vor euch; aber mein König ist der edelste unter den Christen. Karl der 7te mochte auch wirklich der edelste unter den Christen gewesen seyn; aber der grosmüthigste, der erkenntlichste war er gewiß nicht: denn er schien diese Heldin, welche ihm doch zur Krönung verholfen, und durch ihren Eifer ein Drittheil seines Königreichs wieder verschaft hatte, ganz dem Fanatismus der Theologen überlassen zu haben.

Der Doktor Eberhard verlangte, daß Johanne abschwören solle; sie verstand die Bedeutung dieses Wortes nicht, und sagte, daß sie sich dabei auf die allgemeine Kirche berufe. Schwöre ab, schrie der menschenfreundliche Doktor, oder du mußt brennen! Johanne gab nach; man las ihr eine Formel vor, nach welcher sie versprach, daß sie hinfort keine Waffen mehr tragen, die Manns-Kleider ablegen, und ihre Haare wachsen lassen wolle. Ohne daß sie es aber sah, unterschob man gegen diese ihr vorgelesene Schrift, eine andere, worinn sie sich als eine Hure, Heidin, Hexe, Aufrührerin u. s. w. angab. Sie siegelte dieses unglückliche Lügen-Blatt mit einem Kreuze, und wurde auf der Stelle zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt. Johann Piaßiou hieß derjenige, welcher sich zu dieser Be-

trügerei gebrauchen ließ, und es nachher selbst eingestand.

Die Engländer, welchen man versprochen hatte, Johannen zu verbrennen, waren mit diesem Urtheil unzufrieden: denn es war wirklich nicht so, wie der Bischof von Beauvais und seine Beisitzer es versprochen hatten. Der Graf von Warwich war ganz wüthend. Ein Doktor suchte ihn zu besänftigen, und sagte: Ereifern Sie sich nicht; wir werden sie wohl noch erhaschen! und dieses geschah auch wirklich am andern Tage nach diesem Auftritte.

Man hatte Johannen wieder in ihren Kerker zurückgebracht, hatte ihr Weiber-Kleider gegeben, und indem sie schlief, solche wieder gegen Manns-Kleider ausgetauscht. Nach ihrem Erwachen bat sie um die Kleidung, welche sie zu tragen versprochen habe, und man verweigerte ihr solche, wenn sie gleich vorstellte, daß der Tod sie bedrohe, sobald sie wieder Manns-Kleider anziehen würde. Die Furcht vor dem Ungehorsam machte, daß sie bis um Mittag im Bette blieb; endlich aber wurde sie durch natürliche Bedürfnisse genöthigt, es zu verlassen, und bedekte sich also mit Manns-Kleidern. Die mehresten von ihren Richtern hatten ihr aufgelauert, und traten in dem Augenblick herein, und führten ein Protokoll über den Zustand, in welchem sie sie angetroffen hätten. Der Bischof von Beauvais kam herbeigelaufen; der Anblick ergözte ihn sehr, und er rief dem Grafen von Warwich, welcher eben auch dazu kam, entgegen: Nun wird sie

uns nicht mehr entrinnen! Er hielt aufs neue Gericht über sie; Johanne wurde der Sünde des Rückfalls beschuldigt, und exkommunizirt. Man sezte ihr eine große papierene Mütze auf, an welcher die Worte: Ketzerin, Abtrünnige, Heidin, zu lesen waren, und führte sie unter einer Bedekung von fünf und zwanzig Mann, nach dem Richtplatze.

Vor ihrem Scheiterhaufen stand auf einer breiten Tafel mit großen Buchstaben, folgende Innschrift geschrieben: Johanne, die sogenannte Jungfrau, eine Gotteslästerin, Lügnerin, Wahrsagerin, Teufelsbannerin, Unglaubige, Heidin, grausam und zügellos, eine Anbeterin des Teufels, eine Abtrünnige, eine Schismatikerin und Ketzerin. Rechts und Links neben ihrem Scheiterhaufen waren zwo Terassen angebracht, wovon Peter Cauchon und sein Klerus die eine, und der Stadt-Richter von Rouen mit seinen Beisitzern die andere betraten.

Nikolaus Midi, welchen auch Villaret für einen Fanatiker und Gleißner erklärt, hielt eine sehr scheinheilige Rede an sie, und schloß mit diesen Worten: Gehe hin im Frieden, die Kirche übergiebt dich dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit; der Bischof von Beauvais sprach einen Bannfluch über sie aus; der Stadt-Richter von Rouen hingegen hatte nicht Stärke genug, ihr Urtheil auszusprechen, und begnügte sich mit den Worten: nehmet sie hin.

Johanne hatte oft dem Tode getrozt, aber nun zitterte sie vor den Zubereitungen zu demselben: aber der Tod, welchen sie an der Spize des französischen Heeres verachtete, war ehrenvoll; dieser hingegen war schändlich. Sie weinte, — verzeihliche Schwachheit eines Weibs! — sie wendete sich an das Oberhaupt der Mordbrenner, an den Bischof von Beauvais, und sagte: Du bist schuld an meinem Tode; du versprachst, mich in den Schoos der Kirche zurückzuführen, und überlieferst mich meinen Feinden.

Nach diesen wenigen Worten, welche sie ohne Beleidigung und ohne Bitterkeit ausgesprochen hatte, warf sie sich auf die Knie nieder, hob ihre mit Ketten beladene Hände gegen den Himmel, flehte zu Gott um Gnade, und bat die Zuschauer, welche nach und nach erweicht wurden, um ihr Mitleiden. Auch hier sprach sie noch von dem Könige, den sie liebte, den man verkannte, und der sie ihrem Schicksal Preis gab; sodann gieng sie auf die Terasse, wo der Scheiterhaufen ihrer wartete. Sogar der Henker war gerührt; er stekte ihn unter Thränen mit zitternder Hand in Brand. Johanne sagte darauf den zween Dominikanern, welche ihr Beistand geleistet hatten, daß sie sich zurückbegeben möchten; und plözlich wurde dieser grausenvolle Auftritt zu einem rührenden Schauspiel. Auf das dumpfe Stillschweigen, welches bisher geherrscht hatte, folgten nun schluchzende Seufzer, und ein mürrisches Geschrei wider den Bischof von Beauvais, wider den

Inquisitor, und wider die ganze Mörder-Bande im Priesterkragen und Chorrocke.

Ihr Scheiterhaufen war noch nicht ausgelöscht, als schon viele Laien, welche bei Gerichte gesessen hatten, ihr Urtheil zu bereuen anfiengen. Wir sind alle verloren und entehrt, daß wir dieses unschuldige Weib verbrannt haben, schrie einer von dem Stadt-Gerichte zu Rouen. Selbst der bleiche Henker warf sich zu den Füßen seines Beichtvaters, und bat Gott unter Thränen um Verzeihung, daß er dieses heilige Mädchen hingerichtet habe.

Der unschuldige Henker bat seinen Beichtvater um Verzeihung wegen diesem Verbrechen, und die Theologen von Paris brüsteten sich damit. Die Sorbonne und die ganze Universität dankten Gott, daß er sie diese ruchlose That habe vollstrecken lassen. Als Johanne vor Kompiegne gefangen wurde, so sang man ein dankbares Tedeum; und als sie ihren Heldengeist in den Flammen ausgehaucht hatte, so feierte die Universität diese Schandthat durch Hymnen, durch Knittel-Verse, durch Reden voll Unsinns, und durch eine große Prozession nach St. Martin-des-Champs. In dieser Kirche hielt ein Dominikaner-Mönch eine Schuzrede auf die Doktoren, welche Johannen verdammt hatten. Er bewies, daß alle Thaten dieser Heldin Werke des Teufels wären; er verband mit dem Fanatismus der Religion, auch noch den Fanatismus seines Ordens, und verlangte, daß man einen Franziskaner bestra-

fen

fen solle, welcher an dem St. Noelstage Johannen dreimal kommunizirt hätte.

Doch kann ich auch dieses nicht verschweigen, daß alle, welche an dieser Hinrichtung Theil genommen hatten, so lang sie lebten, der Gegenstand des allgemeinen Hasses waren. Sehr oft mußten sie die Verachtung der angesehensten Leute empfinden; man wies mit den Fingern nach ihnen, und floh sie, wie man einen erklärten Verbrecher flieht. Man erinnerte sich ihrer nicht, ohne sie nicht auch zugleich zu verfluchen. Je aufgeklärter man werden wird, desto abscheulicher wird man das Gewebe von Bosheit finden, welches vor und nach dem Tode Johannens, der Befreierin von Frankreich, zusammengezettelt wurde. Alle Arten von Lastern und Verbrechen vereinigen sich darinn: Grausamkeit, Uebertretung der Gesetze, Treulosigkeit, Lästerung, Betrug, Gewaltthätigkeit, Kirchenraub und Gift.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Petronelle wird verbrannt. Ehrenrettung der Johanne d'Arc. Falsche Jungfrauen.

Während sich der grausame Peter Cauchon und der unmenschliche Bruder Martin über dem Flammen-Tode Johannens herumzankten, traten in Pa-

ris zwo Frauen auf, Petronelle und Katharine, welche den Muth hatten, sie zu vertheidigen. Sie waren ihre Gespielen gewesen; sie hatten eben den Bruder Richard zum Beichtvater gehabt, welcher selbst Wunder that, und wie ich schon gesagt habe, auch Wunder würken lehrte. Auf die Anzeige der Späher des Inquisitors, Bruder Martin, wurden sie zur Verhaft gezogen. Katharine nahm ihre Vertheidigung zurück, sie ließ sich in den Hallen zu U. l. Fr. eine Predigt halten, und wanderte nach dem Gefängniß.

Petronelle nannte sich zwar keine Jungfrau, aber sie wollte Erscheinungen haben; es war ihr ein weißgekleideter Engel mit einem rothen Nacken erschienen, und hatte ihr verkündigt, daß Johanne d'Arc eine Jungfrau sey, und daß Gott sie abgesendet habe, um die Engländer zu besiegen, und den König krönen zu lassen.

Ihr frommer Eifer erhizte ihre Einbildungskraft; sie hielt sich für eine Inspirirte, und glaubte, daß Gott ein Wunder thun werde, um Johannen, zu retten, da er doch keines gethan hatte, um ihre Gefangennehmung zu verhindern, welches für den König von Frankreich von großem Nutzen gewesen wäre. Sie behauptete vor dem geistlichen Gerichte und auf der Folter, die Unschuld ihrer Freundin und die Wahrheit ihrer Sendung. Es fehlte dieser Petronelle nur im Kopf, und man hätte sie durch eine vernünftige Behandlung leicht wieder herstellen können; aber die Theologen, die schlechtesten Aerzte

für die Einbildungskraft, hielten ihre Krankheit für unheilbar, und trugen darauf an, daß sie lebendig sollte verbrannt werden.

Der damaligen Gewohnheit nach, wurde sie vor der Hinrichtung auf einem Gerüste zur Schau ausgestellt, und eine Predigt auf sie gehalten. Man glaubte ohne Zweifel, daß es für eine Person, welche für den Scheiterhaufen bestimmt sey, und denselben bereits vor sich erblickte, ein großer Trost wäre, wenn sie einen barbarischen Priester, auf das Geheiß anderer Barbaren, von der Gnade Gottes zu sich sprechen höre. Dafür herrschten aber auch damals die Zeiten der Theologie oder der vollkommenen Verkehrtheit des menschlichen Verstandes, und sie würden noch herrschen, wenn nicht das Licht der Vernunft sie erhellt, oder besser, wenn die Philosophie nicht die Theologie vom Throne gestoßen hätte. Am September 1430.

Man sprach damals wenig von Petronellens Schicksal, denn man war allzusehr mit Johannens Scheiterhaufen beschäftigt; und sobald dieser einmal angezündet war, so wurde die Heldin der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung: in den Städten und auf dem Lande sprach man nur von ihren Thaten und von ihrem Tode, welcher einen neuen Glanz über ihr Leben verbreitet hatte; jeder rechtschaffene Franzose sprach ihren Namen mit einer Art von Verehrung aus, und man sezte sie im Himmel unmittelbar neben die heilige Jungfrau. Die Messen der heil. Genoveva, welche ihrem Vaterlande keine so große Dienste geleistet hatte, wurden auch ihr

zu Ehren gelesen. Ihr Bild wurde in vielen Kirchen aufgehängt. Man verewigte ihr Angedenken durch Münzen. Alle diese Ehrenbezeugungen zeugten aufs äuserste wider die Richter, welche sie verurtheilt hatten.

Die Todes-Strafen dieser Heldin und ihrer Vertheidigerin, machten noch mehrere Würkung auf die Einbildungskraft der Landleute und Bauernmädchen; mehrere hielten sich für berufene Propheten, und man sah Ackersleute ihren Pflug verlassen, und hinter die Fahnen treten, um die Soldaten anzufeuern, daß sie die Engländer recht tapfer bekriegen möchten. Xaintrailles wollte auch einen Wahrsager in seinem Gefolge haben; dieser war ein Pater Wilhelm, voll Feuer-Eifer und Einfalt. Auf seinen Rath wurde Rouen von dem Marschall von Boussak, und von dem Reichs-Kanzler, Reinhold von Chartres, belagert. Talbot überfiel die Franzosen, und jagte sie in die Flucht; Xaintrailles und sein Bauern-Prophet fielen ihm in die Hände; er entließ jenen ohne Lösegeld, und warf diesen in Fesseln.

Talbot besaß den wahren Muth eines Britten, aber es mangelte ihm an der grausamen Seele eines Abergläubischen. Er begnügte sich damit, diesen Wilhelm im Gefolge Heinrichs des 4ten mit zu führen, und durch ihn seinen Einzug in Paris zu verherrlichen; nach diesem behielt er ihn noch einige Zeit in der Gefangenschaft, und vollendete damit die ganze Strafe an dem Propheten des Xaintrailles.

Ungefähr um eben diese Zeit gieng das Gerücht, daß Johanne d'Arc noch am Leben sey; einige behaupteten, sie wäre wieder von den Todten auferstanden, und andere, man hätte nur ihr Bildniß verbrannt. Die erste, welche ihre Rolle zu spielen übernahm, war ein Lothringer-Mädchen; sie war beherzt und stark, besaß ihren Eifer und ihre Gestalt. Sie kam nach Orleans, und wurde daselbst als die Retterin der Stadt empfangen. Ein junger Edelmann aus dem Hause von Armoise heurathete sie, und zeugte Kinder mit ihr.

Während daß diese falsche Johanne einen lothringischen Edelmann hintergieng, welcher sich wahrscheinlich gern hintergehen ließ, suchte eine andere den König zu betrügen. Sie wurde ihm vorgestellt, und nannte sich die auferstandene Jungfrau. Herzlich willkommen, liebstes Mädchen! sagte Karl der 7te zu ihr. Ihre Aehnlichkeit mit Johannen kam ihr auf einige Augenblicke zu statten; aber sie widersprach sich in ihren Antworten. Sie warf sich dem Monarchen zu Füßen; er verzieh ihr diese Lüge, und bestrafte dagegen diejenigen, welche ihr dazu Gelegenheit gemacht hatten.

Es erschien noch eine Abentheuerin, von welcher sich die Orleaner einige Tage täuschen ließen; aber ihre Rolle währte nicht lang: sie war so unklug und gieng nach Paris, wo man sie auch in Verwahrung nahm. Das Parlement verurtheilte sie, daß sie an einen Marmor-Block geschmiedet werden soll, welcher sich unten an der Treppe des Pallastes befand;

wären aber die Theologen ihre Richter gewesen, so hätte sie einen Holzstoß zu fürchten gehabt. Die Parthie eines Königs ergreifen, welchen sie betrogen, hieß bei ihnen eben so viel, als einen Bund mit dem Teufel machen; ein Verbrechen, welches von jeher unmöglich war.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Von 1440, bis 1455.

Von der Mode der Scheiterhaufen. Von einem Doktor der Sorbonne, welcher als ein Hexen-Meister verurtheilt wurde.

Nach dem Tode der Heldin Johanne d'Arc, beschäftigten sich die Bauern und Bäuerinnen mit Wahrsagen, und die Theologen mit Verbrennen; je-mehr man aber Wahrsager und Hexen-Meister ver-brannte, desto verrückter wurden die Köpfe, und die Mode sich verbrennen zu lassen, wurde eben so stark, wie man zu unseren Zeiten es zur herrschen-den Gewohnheit werden sah, daß man sich wegen jansenistischen Grillen aus dem Lande verjagen, ins Gefängniß werfen und verfolgen ließ.

Diese Mode wanderte von einem Theil Europens nach dem andern; ich aber werde hier nur von Frankreich, und von unserem ehemaligen Unglück sprechen. Ein Bauer, Namens Berland, welcher

in seiner Jugend die Ochsen gehütet, mit dem Karch gefahren, und durch Gleißnerei oder Rechtschaffenheit, oder auch durch die Schwäche seiner Gönner, sich bis zum Bischof von Bourdeaux empor geschwungen hatte, ließ eine große Anzahl von Personen in Verhaft nehmen, welche ihm als Hexen-Meister waren angegeben worden. Viele wollten sich lieber vergiften, als das Urtheil dieses dummen Barbaren abwarten; wer sich aber nicht selbst vergiftete, der wurde an einem offentlichen Orte mit vieler Feierlichkeit verbrannt, und jedesmal traten in Guyenne nach einer solchen Feierlichkeit, noch mehrere Hexen-Meister und Zauberer auf, als zuvor gewesen waren.

Der Bischof von Bourdeaux hatte alle Hände 1440.
voll zu thun, um nur diejenigen verbrennen zu lassen, welche sich unter den Handwerkern, Bedienten und Taglöhnern befanden. Der Bischof von Nantes hingegen weidete die Augen seiner Heerde an der Hinrichtung eines der berühmtesten Zauberer der damaligen Zeit, an dem Tode des Herrn von Raiz, eines Marschalls von Frankreich. Dieser Herr hatte bei mehreren Gelegenheiten Beweise von seiner Tapferkeit gegeben; aber er stand nicht in der Gnade des mächtigen Herzogs Philipp von Burgund.

Der Bischof von Nantes suchte sich bei Philipp zu empfehlen, und fordete also den Marschall von Raiz vor seinen Richter-Stuhl. Zeugen gaben an, daß er Zauberer in seinen Diensten habe, um aufgehobene Gelder durch sie zu entdecken, und daß er

sich zu diesem Endzweck des Bluts junger Mädchen bediene, welche er erdrosseln lasse. Man verurtheilte ihn, lebendig verbrannt zu werden. Sein Holzstoß wurde auf einer Wiese nahe bei der Stadt zugerichtet. Der Herzog von Burgund war ein Zeuge dieser grausamen Handlung, und äuserte, wie die Geschicht-Schreiber sagen, sehr vieles Menschen-Gefühl für diesen Marschall, dessen Tod er verlangt, befördert und vielleicht auch erkauft hatte. Er ließ ihn sogar noch erdroßeln, ehe der Scheiterhaufen angezündet wurde; wie mild machte ihn nicht sein Menschen-Gefühl!

Diese grausamen und abergläubischen Handlungen widerlegen alle diejenigen, welche gegenwärtig den Biedersinn unserer Voreltern rühmen, und die vergangenen Zeiten zurück wünschen. Man fieng damals Hexen-Meister zusammen, wo sie sich nur fangen ließen, und fand sogar einen unter den Doktoren der Sorbonne, bei welchen man doch heutzutage gewiß keinen finden würde. Dieser angebliche Hexen-Meister nennte sich Wilhelm Edelin, und war Prior zu St. Germain-en-Laye. Er war ein vernünftiger Prediger zu einer Zeit, da es wenige vernünftige gab; er predigte, daß alles, was man von den Hexen spräche, nur dumme und gefährliche Erdichtungen wären, und der Stoß, welchen er dadurch den anerkannten Vorurtheilen, den Predigten und den Schlüssen der Sorbonne beibrachte, war gewaltig. Edelin dachte nicht allein vernünftig in Ansehung der Hexen-Meister, sondern er war

auch noch dazu ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter. Er verehrte insgeheim eine sehr angesehene Dame, und lachte in den Armen dieses Weibes über die Irrthümmer seiner theologischen Mitbrüder. Zum Unglück wurde sie schwanger; welch ein Aergerniß! Sie glaubte ihre Ehre dadurch zu retten, wenn sie vorgäbe, daß der Doktor Edelin sie behext habe. In einem gewissen Verstande war dieses immer wahr; eine junge Dame erlaubt niemand keine Gunstbezeugungen, wenn er sie nicht zuvor schon durch die Liebe sehr stark behext hat. Eine junge behexte Wittwe.

Zu den Zeiten des Heidenthums schrieb man die Schwachheits-Sünden auf die Rechnung der Götter: was war gewöhnlicher, als daß eine Gottheit eine Reise nach der Erde machte, um die Mädchen zu überschatten, und Kinder mit ihnen zu zeugen! — Die Bastarte des Alterthums hatten gemeiniglich einen Gott zum Vater; aber in den unglücklichen Zeiten der Finsterniß, von welchen ich hier spreche, war die Sache ganz anders. Die Götter kamen nicht mehr aus ihrem Reich hernieder; sondern die Teufel stiegen von der Hölle herauf, nahmen Menschen-Gestalt an, und giengen unter verschiedenen Masken mit den Weibern zu Bette. Man sprach von nichts, als von obsiegenden und unterliegenden Teufeln. Wer sich mit galanten Abentheuern abgab, der hatte den Verdacht der Zauberei zu befürchten; selten wurde eine verliebte Intrike ohne Hilfe des Teufels ausgeführt, und diesem Vorurtheil zertrat der Doktor Edelin den Kopf. Die Schwanger-

schaft seines Liebchens war ein Beweis von seiner Zauber-Kunst. Er konnte leicht sagen, daß er keine Hexen glaube, denn er hatte ja wider diejenigen gepredigt, welche das Volk in seinem Glauben an die Hexerei bestärkten; dieses that er aber, wie seine Feinde sagten, nur deswegen, um die Menschen desto mehr zu täuschen.

Edelin wurde in einen Kerker der Offizialität zu Evreux geworfen; man verlangte in Gegenwart eines Glaubens-Inquisitors von ihm, daß er sein Verbrechen eingestehen solle, und versprach ihm Gnade, wenn er sich als einen Hexen-Meister angeben würde. Um sein Leben zu retten, gestand er, daß er Gott entsagt habe, daß er des Sonntags auf einem Besen reite, daß er den Teufel in der Gestalt eines Bocks gesehen, angebetet und auf den Hintern geküßt habe: Leo renunciaviſſe, diabolum hirci figura viſum adoraſſe & podici ejus oſcula dediſſe. a)

Diese Lüge, welche ihm die Folter und die Furcht vor dem Tode abgedrungen hatten, entriß ihn dem Feuer, und der Bischof von Evreux, sein Richter, war so barmherzig, daß er ihn am heil. Abend (pridie natalis) zu einer immerwährenden Enthaltsamkeit und zu einer lebenslänglichen, unterirrdischen Gefangenschaft verurtheilte.

Die Jesuiten Delrio, Bodin und andere Geschicht-Schreiber des Teufels, behaupten, daß Edelin

---

a) Hiſtoriæ de ſpectris.

ein wahrer Zauberer gewesen sey. Das Ansehen dieser Schriftsteller verdient allerdings Achtung; dennoch aber halte ich dafür, daß dieser Doktor nicht nur kein Hexen-Meister, sondern vielmehr der Aufgeklärteste unter seinen Mitbrüdern gewesen sey; daß er ein gewisses Verdienst besessen habe, welches damals verfolgt wurde; daß er sich dadurch verhaßt machte, daß er die Menschen aufklären wollte, weil er die Wahrheit sagte, und weil er in Ansehung der Hexen, mit der Sorbonne nicht einerlei Meinung hatte: dieß war das Verbrechen, welches ihn zum Schlachtopfer des Fanatismus und der Dummheit des Bischofs von Evreux machte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das Bisthum der Narren. Das Bisthum des Esels. Das Papstthum der Hahnreihe. Das Königreich der Geschwärzten. Ein toller Schluß der Sorbonne, in Ansehung des Teufels und der Hexen-Meister. 1444.

Jedes Volk hatte ehemals und hat auch noch seine gottesdienstlichen Gebräuche, und es würde schwer seyn, wenn man bestimmen wollte, welches von Indo bis zur Gold-Küste, und von dieser bis nach Kalifornien, dieselbe am meisten übertrieben habe.

Die Religion ist heilig, und jedem wahren Verehrer derselben muß es wehe thun, wenn er sieht, wie man den heiligen Gottesdienst durch dumme Liturgien und abgeschmackte Ceremonien verunstaltet. Man hat immer gesagt, die Menschen wollen um ihres Besten willen getäuscht seyn; sage man aber lieber, daß man sie weder jemals getäuscht habe, noch jezt täusche, als um ihren Geist durch Irrthümmer und Lügen zu nähren, um ihnen ihr Geld abzuschwatzen, und, um die Ehrfurcht vor der Religion in ihnen auszurotten. Die Wahrheit allein und ein vernünftiger Unterricht reichen hin, um sie tugendhaft zu machen.

Die Kapelle zu Loretto.

Eines der albernsten Märchen, welche man dem Christenthum aufbürdete, und von welchem Italien so große Vortheile zog, ist die Wallfahrt nach dem Hause der heil. Jungfrau. Wenn die Italiäner sich bereden ließen, daß diese jüdische Hütte durch die Wolken aus Palästina nach Loretto herüber gekommen sey; so war es auch nicht schwer, den Veronesern weiß zu machen, daß die Eselin, auf welcher Christus seinen Einzug gehalten habe, von der Waide bei Jerusalem hinweggelaufen, und zu Fuß durch das Meer an die Küste des adriatischen Golfo herüber gekommen sey. Ein Irrthum zieht immer mehrere nach sich, und der Pöbel, welcher immer nur nach dem Wunderbaren hascht, läßt sich leicht Märchen aufbürden, welche der Vernunft zur Schande und zum Untergange gereichen.

Der Leichnam dieses Esels wurde nach seinem Hintritte mit nicht geringerer Ehrerbietung behandelt, als der Körper eines unter dem Geruche der Heiligkeit verschiedenen Papstes. Man legte seine Knochen in einen silbernen Sarg, und sezte sie auf einem Altare der offentlichen Verehrung aus. Alle Jahre hielt man zu Verona eine feierliche Prozeßion, wobei vier handveste Mönche den Reliquien-Kasten dieses Grauen auf eben die Art herumtrugen, wie man noch heutzutage den Heiligthums-Kasten St. Gregors des Wunderthäters herumträgt. Die italiänischen Theologen, welche nach ihren Pflichten diesen Albernheiten zur Ehre der Religion hätten steuern sollen, ließen durch ein strafwürdiges Stillschweigen ihre Höfe dabei verbleiben. Die Reliquien des Esels zu Verona.

Wir hatten in Frankreich noch viel verabscheuungswürdigere Gebräuche, als die Esels-Prozeßion zu Verona, und auch unsere Theologen suchten sie nur sehr langsam aufzuheben. Ich will zuerst von dem Bisthum der Narren sprechen. Dieses Fest wurde in der Hauptkirche zu Paris, in Gegenwart des Bischofs und der Sorbonne, gefeiert. Man ernannte einen Bischof der Narren. Die Geistlichen verkleideten sich, theils als Weibsbilder, theils als wilde Thiere, und begleiteten diesen Bischof in Prozeßion nach der Kirche; hier stellten sie sich tanzend auf die Stuffen des Hochaltars, auf welchem eine Schüssel mit fetter Suppe stand. Der Bischof benedizirte diese Suppe, und die Messe begann. Während der Messe wurde zur Seite dessen, der sie las, Das Bisthum der Narren.

mit Würfeln gespielt, und anstatt des Weihrauchs, verbrannte man das Leder von alten Schuhen. Das weibliche Geschlecht mischte sich unter die Geistlichkeit, und der ganze Haufe schwelgte, soff, buhlte, fraß von der fetten Suppe, und sang Zoten-Lieder. Die Orgien der Bachanten waren vielleicht minder abscheulich, als dieses Fest von der fetten Suppe, welches in Frankreich einige Jahrhunderte lang gefeiert wurde.

Das Esels-Bisthum.

Das Esels-Bisthum wurde hauptsächlich in der Kirche zu Beauvais gefeiert. Zur Hauptperson dabei wurde der schönste Esel aus der ganzen Gegend ersehen; man zierte ihn mit einer Bischofs-Mütze, bedekte ihn mit einem Mantel, und erklärte ihn mit vielem Pompe, mitten im Vorgrund der Kirche, zum Bischof. Von da führte man ihn zum Hochaltar, und stellte ihn an die Seite des Evangeliums. Die Priester und das Volk besangen die Grazie, die Lieblichkeit und Stärke des verkappten Esels, und noch kennt man den Refrain seines Loblieds.

Wohlan, Herr Esel! singe,
Entfalte dein schön Angesicht;
Es soll am besten Haber dir
Und auch an Heu nicht fehlen. *)

Anstatt der neun Kyrie eleison, wiederholten die Sänger und das Volk ein neunmaliges Him-ham;

---

*) Eh! sire âne çà chantez, Vous aurez du foin assez
Belle bouche rechignez, Et de l'avoine à planté.

anstatt des Ite miſsa est, fieng der Priester an zu i ahnen, und die Klerisei i ahnte mit.

Der Hahnrei-Abt.

Die norrmännischen und burgundischen Kirchen hatten eine Hahnrei-Brüderschaft. Man erwählte einen Hahnrei-Abt, legte ihm die Würde eines Papstes bei, schmückte ihn mit einem päpstlichen Ornate, und führte ihn auf einem Wagen von einer Stadt zu der andern, wo er überall seinen Segen und seine Befehle ertheilte.

Das Fest der Geschwärzten.

Diesem Hahnrei-Feste gab das Königreich der Geschwärzten an Schändlichkeit nichts nach. Dieses wurde von dem Sprengel zu Vienne in Dauphiné gefeiert. Ein Trupp Troßbuben, welchen der Stadt-Magistrat erwählte, begab sich früh Morgens halb entblöst in den Pallast des Erzbischofs, welcher einen König über sie ernannte, und sie benedizirte. Von da giengen diese Pursche in das Kloster zum heil. Andreas, und die Aebtissin gab ihnen die schönste von ihren Kostgängerinnen zur Königin. Aber ehe sie ihnen anvertraut wurde, mußten sie schwören, daß sie die Blume ihrer Keuschheit nicht pflücken wollen.

Sie waren also beeidigt, von dem Erzbischoffe benedizirt, und hörten mit ihrem König und ihrer Königin eine Messe zu Ehren des heil. Pauls. Darauf stiegen sie zu Pferde, ritten durch die Straßen, warfen denen, welche ihnen begegneten, Asche in die Augen, und beschimpften jeden und jede von denen sie wußten, daß sie ein unordentliches Leben führen.

Man hielt sie für Sittenverbesserer; aber selten waren sie etwas anderes, als Ehrenschänder.

Diese albernen Religions-Poßen, welche ich meinen Lesern als Medaillen von einem Zeitalter vorlege, welches der Aberglaube in Finsterniß gehüllt hatte, schändeten die wahre Gottes-Verehrung. Die Sorbonne, welche immer bei der Hand war, um Glaubens-Artickel vorzuschreiben, gab sich nur selten die Mühe, an die Läuterung des Gottesdienstes zu gedenken. Gegen die Mitte des fünf-
1444. zehenten Jahrhunderts verfaßte sie endlich doch einen Schluß wider das Esels-Fest, welches sie bisher stillschweigend geduldet hatte. Aber ihr Schluß wider das Esels-Fest war eben so vergeblich, als derjenige, welchen sie fünfzig Jahre früher wider die Hexen bekannt gemacht hatte. Nach demselben häuften sich die Zauberer mehr als jemals, und jedes Städtchen hatte wenigstens einen Hexen-Meister. Gemeiniglich legten sich die Hirten auf dieses Handwerk: wann sie im Felde lagen, so beobachteten sie den Wind, den Himmel, die Sterne, die Traurigkeit oder Munterkeit ihrer Heerden; sie wahrsagten Ungewitter, Kälte, Regen und dürre Zeiten, so wie noch jezt die alten Weiber nach ihren Wetter-Gläsern die Witterung des folgenden Tages prophezeihen.

Betrüger, welche sich für Zauberer ausgaben, trieben einen geheimen Handel mit magischen Zeichen und Worten, und verkauften um einen theuren Preis wieder an andere Betrüger, Bilder von Wachs oder

Zinn.

Zinn. Durch diese Bilder glaubte man den Lungen seiner Feinde den Brand verursachen zu können; man bezauberte und tödtete dadurch ganze Heerden in einer Entfernung von hundert Meilen; man zapfte den Wein aus den Fässern, wenn man einen Nagel in einen Baum schlug. Was aber diese unglücklichen Schwarzkünstler wirklich furchtbar machte, ist dieses, daß sie sich bei ihren Zaubereien oft des Giftes bedienten.

Die Sorbonne wollte die Fortschritte dieser Seuche unter dem Volk hemmen; aber sie grief es sehr ungeschickt an. Sie erklärte die Zauberei für eine frevelhafte und verbotene Kunst; wäre es ihr aber um die Wahrheit zu thun gewesen, so hätte sie solche nur für eine Betrügerei und Charlatanerie erklären sollen. Ihren Schluß fieng sie mit der Versicherung an, daß Dido eine große Hexe gewesen sey a). Hernach verlangte sie, daß man glauben solle, der Teufel könne Wunder thun, wenn man ihn anbete b). Dieses hieß die Künste des Teufels für heilig erklären. Der ganze Schluß

---

a) Didonem ad magicas artes pertraxit dira cupido.

b) Quod per ritus impios, per sortilegia, per carmina, invocationes que, nullus nunquam effectus ministerio dæmonorum subsequatur, error; nam talia quandoque permisit Deus.

Determinatio, Parisiis facta per almam facultatem theologicam; anno 1398.

schien überhaupt ein Urtheil zu seyn, das zu Gunsten des Teufels verfaßt wurde. Zur Zeit des Moises gab es in Egypten gewiß wenigere Zauberer, als nach diesem Schlusse der Sorbonne in Frankreich. Das dumme Volk wurde in der Meinung bestärkt, daß der Teufel viel Gewalt auf der Erde habe, und von dieser Zeit an wimmelten die Provinzen von Schurken und alten Betrügern, welche den Teufel anruften, von Schwarzköpfen, welche diese Betrüger zu Rathe zogen, und von Schwachen, welche sie verbrennen ließen.

Nach der Meinung der Sorbonne, war die Macht des Teufels allerdings dem Willen Gottes untergeordnet, und dahin eingeschränkt, daß er allerlei Hockus-pockus machen konnte: als z. B. Hagel vom Himmel fallen, Nestelknüpfen, Raupen regnen zu lassen, die Hühner durch eine Laus umzubringen, die Glocken zu bezaubern, die Kinder in der Wiege zu erdroßeln, in den Leib junger Mädchen zu schlupfen, und sie tanzen oder in das Bette pissen zu machen, die Weiber in Ziegen und die Männer in Kobolde zu verwandeln, sie zu schängern, und ihnen andere Schelmenstreiche zu spielen, welche nicht verdienen, daß ich sie hier anführe, welche aber Bodin, die Jesuiten, Delrio, Belarmin und viele andere Theologen, der Länge und Breite nach erzählt haben.

Die Buchdruckerkunst, welche fünfzig Jahre nach diesem Schlusse der Sorbonne erfunden wurde, beraubte den Teufel seines Ansehens nicht; viel-

mehr bediente man sich derselben in ihren Kinder-Jahren dazu, um ganz Europa mit Zauber-Büchern zu überschwemmen. Die Theologen, welchen es damit wenig wäre gedient gewesen, wenn man den Teufel ganz ausser Thätigkeit gesezt hätte, suchten ihn blos einigermaßen einzuschränken, und verstanden nicht einmal dieses Geheimniß. Die Philosophie brachte mit Hilfe ihrer zwo liebenswürdigen Töchtern, der Natur-Lehre und Scheidekunst, dasjenige in wenigen Jahren zu Stande, woran die Theologen und Priester viertausend Jahre lang vergebens gearbeitet hatten. Sie nahm eine Fackel aus der Hand ihrer Mutter, der Vernunft, beleuchtete damit die Pfade der Weisen, und plözlich sah man, wie vor ihrem Scheine die Polter-Geister, die Kobolde, die Hexen, die Zauberer, die Betrüger verschwanden, und wie sogar der Teufel selbst darüber entfloh. Urplözlicher verschwinden bei dem Hahnenschrei selbst die Schatten nicht.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Von 1450, bis 1500.

Von der Buchdruckerkunst in Frankreich. Die Sorbonne wird ihre Wiege.

Nach der Kunst, die Frucht zu mahlen und zu Brode zu backen, ist gewiß die Buchdruckerkunst die nüzlichste Erfindung für die Menschheit. Guttenberg heißt der Mann, welchem wir diese wunderbare Erfindung zu danken haben: sie trägt gleichsam auf Schwingen die Gedanken eines Volks zu andern Völkern über; man könnte durch sie, — wenn sie überall gekannt und nirgends eingeschränkt würde, — auch sogar die Vernunft von einem Land in das andere fortpflanzen, könnte in kurzer Zeit dumme Lügen und gefährliche Irrthümmer durch nüzliche Wahrheiten verdrängen. Die Strasburger feiern alle Jahre ein typographisches Jubel-Fest, welches Beispiel man in allen Gegenden der Erde nachahmen sollte, wo nur diese Kunst bekannt ist.

Schöffer vervollkommnete Guttenbergs Erfindung: dieser hatte sich nur hölzerner Schriften bedient, welche allerdings sehr leicht zu tragen, aber schwer abzudrucken waren; Schöffer hingegen war der erste, welcher diese Schriften zu gießen wußte. Auch Faust verdient, — zwar nicht den Ruhm der Erfindung, wie Guttenberg, — aber doch die Dank-

barkeit der Menschen für den Eifer, mit welchem er die Ausübung dieser Kunst betrieb.

Diese Erfindung, zu welcher wir so langsam gelangten, war den Chinesern schon lange zuvor bekannt. Herr von Paw, dieser weise Denker, welcher sich nur durch eine kleine Anzahl von Schriften unsterblich machte, glaubt, daß sie aus der tibetanischen Tartarei herstamme. Wir wissen gegenwärtig von diesem Lande nur weniges; es verdient aber wegen seiner Lage, seiner Religion und seinen Sitten, genauer ausgekundschaftet zu werden.

In Frankreich hatte man bei der Einführung der Buchdruckerkunst viele Schwürigkeiten zu überwinden, und große Gefahren zu bekämpfen. Faust brachte die ersten gedruckten Schriften dahin, und zog sich dadurch eine Verfolgung zu, welche alle seine Nachfolger hätte abschrecken sollen. Das Geld war damals sehr rar, und das einzige, was man hätte vernünftigerweise besorgen können, war dieses, daß dieses neue Gewerb Frankreich in kurzer Zeit ansehnliche Summen entziehen würde; aber nicht dieses, sondern die Unwissenheit und die Eigennützigkeit bewaffneten die Politik.

Mehr als sechstausend Buchhändler, Buchbinder, Schreiber, Pergamentmacher und Maler, wurden durch diese neue Kunst mit dem Bettel-Stabe bedroht, und schrieen also dagegen: der Rektor der Universität stimmte ihnen bei, weil sie ihm ihre Matrickuln abgekauft hatten, und auch die Theologen schrieen wider diese Neuerung, weil sie nach

Zauberei roch; alle zusammen aber schrieen über Faust, weil er die ersten Bücher nach Frankreich gebracht hatte.

Das Parlement gab dem Geschrei der Schreiber-Zunft und den Klagen des Rektors und der Theologen nach, und verfaßte einen Schluß wider Faust und seine Gehilfen. Man konfiszirte nicht nur seine Bücher; sondern warf ihn auch noch in den Kerker, und beschuldigte ihn der Zauberei. Er lief Gefahr verbrannt zu werden; aber Ludwig der IIte, — der schändlichste Monarch, wenn seine Eigennützigkeit Noth litt; aber auch der einsichtsvolleste Mann, sobald diese ausser Gefahr war, — nahm ihn und seine Gehilfen in Schutz; er bezahlte ihm seine konfiszirten Bücher, und gab ihm in seinem Pallast eine Freistatt vor der Wuth der Schreiber und der Maler.

Diese Verfolgung sezte die Buchdrucker in Furcht, und sie wagten es lange nicht, sich in Frankreich niederzulassen. Erst im Jahr 1470, zwanzig Jahre nach Fausts Verfolgung, erhielt Paris eine Buchdruckerei, und selbst die Sorbonne ließ die ersten Pressen gehen.

Zween Doktoren aus diesem Hause, Namens Fichet und Lapierre, beschrieben drei Künstler, Gering, Kranz und Freiburger von Mainz nach Paris. Die Namen dieser zween Theologen verdienen mit Ehrfurcht genannt zu werden, so lang es nur noch dankbare Gemüther in Frankreich giebt.

Ich bemerke noch ferner, daß diese zween Männer sich aller gelehrten Zänkereien entschlugen, und sich keineswegs in den Streit über das Nominale und Reale mischten, worüber sich damals die Sorbonne mit der Universität entzweit hatte. Sie legten sich im Frieden auf die schönen Wissenschaften, welche ihre Mitbrüder damals über scholastischen Grillen ganz vernachläßigten. Fichet verband mit seinen theologischen Vorlesungen einen Unterricht in der Redekunst, und mischte also Rosen unter die Dornen; Lapierre lehrte die Grammatik, und kannte das große Uebel, welches daraus entstand, daß man die ersten Grundsätze einer Sprache nicht verstand, deren Vervollkommung so vieles zu den Fortschritten in den höhern Wissenschaften mit beiträgt.

Diese zween Theologen wurden von ihren sorbonnischen Mitbrüdern nicht geliebt; sie mieden das Haus, in welchem bereits die ersten Pressen errichtet waren, und waffneten sich zu ihrer Verfolgung. Lapierre gieng nach Basel, und suchte dort in dem Geklüft einer Karthause die Ruhe, welche ihm in der Sorbonne versagt wurde, und Fichet gieng nach Rom, wo er aber eben so viele Verfolger fand, als in Paris. Der Buchdrucker Gering hingegen machte in kurzer Zeit ein ansehnliches Glück: denn er erkaufte sich die Ruhe von der Sorbonne dadurch, daß er sie in ihrer damaligen Armuth mit Geld unterstüzte.

Nüzliche Erfindungen, welche man bei ihrer Geburt durch Geringschäzung und Verbote zu un-

terdrücken sucht, behaupten doch am Ende jedesmal ihren Werth, und so gieng es auch mit der Buchdruckerkunst in Frankreich. Man erkannte ihren Nutzen, und bediente sich ihrer lange Zeit, um die Lügen und den Aberglauben in Europa zu verbreiten; gegenwärtig aber ist sie das Mittel zu ihrer Vertilgung, und das Schwerd wider den Despotismus der Priester und Minister.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Von 1520, bis 536.

Von Luther und der Sorbonne unter Franz dem 1ten. Der Dichter Marot wird verfolgt, und der Herr von Berquin verbrannt.

Wie unglücklich ist ein Volk, wenn sein Beherrscher falsch erzogen ist! Wäre Franz der 1te ein Philosoph gewesen, so hätte er seine Theologen im Zaum gehalten, von ihm hätte auch sein Sohn, Heinrich der 2te, dieses gelernt, und von Frankreich wäre dadurch ein Elend abgewendet worden, unter welchem es nachher beinahe ein ganzes Jahrhundert lang seufzte.

Der stürmische Luther, dieser an sich unbedeutende Mönch, der sich durch seine kühnen und nüzlichen Neuerungen einen so großen Ruhm erwarb, hatte damals seine Fehde mit Rom schon angefan-

gen. Mitten in dem Kloster, worinn er sich damals noch befand, trozte er schon dem wollüstigen Hierarchen zu Rom. Aber meine Leser sollen sich wundern, oder vielleicht auch ein mitleidsvolles Lächeln an sich blicken lassen, wenn ich Ihnen nun von dem schändlichen Ursprunge dieser Spaltnng erzählen werde, welche so grausam war, so vieles Blut kostete, und dem Papst die Hälfte von seiner Oberherrschaft entzog.

Ich weiß nicht, welche Rolle gegenwärtig die heil. Agnes bei den Feierlichkeiten zu Rom spielt, aber sonst wurde ihr Fest am 21ten Jenner mit vielem Pompe gefeiert. Ihr zu Ehren wurden während der Messe zwei Lämmer auf den Altar gestellt, und dieses wahrscheinlich aus keiner andern Ursache, als wegen der Aehnlichkeit der Wörter Agnes und Agnus. Mir ist wenigstens kein anderer Grund von des Sache bekannt. Nachdem man das Agnus angestimmt hatte, wurden sie dem Unterdiakon zu St. Peter übergeben, welcher sie waiden, scheeren, und ihre Wolle sorgfältig aufbewahren mußte. Diese Wolle war gleichsam ein Heiligthum, und wurde zu einem Mäntelchen gebraucht, welches wir das Pallium nennen. Dieses Pallium wurde alle Nacht auf den Altar des heil. Pauls gelegt, und sodann durch Gebet und Ceremonien eingeweiht.

In der Folge wurde es dem Ornat der Bischöffe beigelegt; aber nicht alle erhielten es: denn dieses war die auszeichnendste Gnadenbezeugung von Sei-

ten des Papstes, und mußte gemeiniglich mit schwerem Gelde bezahlt werden.

Das Kapitel zu Mainz hatte in kurzer Zeit nacheinander drei Erzbischöffe gehabt, und für dieses Pallium mehr als zweimalhunderttausend Thaler bezahlt. Der erzbischöffliche Stuhl wurde wieder erledigt, und dem Albert von Braunschweig zuerkannt. Aber das Kapitel machte ihm insgeheim die Bedingung, daß er das Pallium auf seine Kosten kaufen müsse. Albert trat mit Rom in den Handel, und Leo der 10te verlangte baares Geld. Les Fouteres, ein Handelshaus zu Augsburg, schoß die Summe vor; und Leo der 10te erlaubte dem Erzbischof von Mainz, in Deutschland Ablaß predigen zu lassen; die eine Hälfte des Ertrags behielt er sich selbst vor, und von der andern sollte der Wechsler bezahlt werden.

Tezel, ein Dominikaner-Mönch, welcher wegen seiner Verbrechen zum Tode verurtheilt war, und zu Innspruck hätte ersäuft werden sollen, wurde zum Prediger und Ablaß-Händler erwählt. Er verkaufte Vergebung für die vergangenen und zukünftigen Sünden. Auf der Kanzel trieb er seine zynische Frechheit so weit, daß er sagte: durch seinen Ablaß würde jedem Verbrecher jede Art von Verbrechen vergeben, und hätte er sogar auch
1517. mit der heil. Jungfrau selbst der Liebe gepflogen. Ut etiam, si quid Virginem matrem vitiasset & gravidam feciſſet.

Luther, ein Professor der Theologie, that, was er zu thun nicht nur berechtigt war, sondern wozu ihn sein Beruf überhaupt verpflichtete; er schrieb heimlich an den Erzbischof von Mainz, und klagte den Tezel bei ihm an: aber dieser Prälat achtete einer solchen Anklage nicht. Luther schrieb an den Papst; aber dieser hielt es für sehr grob, daß dieser geringe Augustiner-Mönch sich erdreustete, seine Meinung über den Ablaß zu sagen. Dieses verursachte einen Streit. Luther unterwarf dem Urtheil der Sorbonne seine Meinungen über das Fegfeuer und über den Ablaß, mit welchem man von dem Finnischen Meerbusen, bis an die Mündung des Tajo einen Handel trieb, welcher die Kirche entehrte und die Völker ins Verderben brachte.

Er hatte die Bulle Leo des 10ten bereits verworfen, und wollte ihr nun auch noch einen Schluß der französischen Theologen entgegen stellen; aber diese antworteten ihm nur mit einem Gespött über seine Lehre, und er rächte sich wieder mit Injurien dafür.

Bis dahin, sagt Anquetil, hatte man sich in Frankreich wenig um die Meinungen bekümmert, welche dieser Mönch in Sachsen verbreitete: als aber die Sorbonne sie verboten hatte, so wurde alle Welt aufmerksam: plözlich waren nun Religions-Meinungen, die Unwissenheit der Klerisei, die Unnüzlichkeit der Mönche, das Aergerniß ihrer Sitten, die albernen Märchen, mit welchen sie den Pöbel hintergiengen, mit einem Worte, die ganze Verfassung

wurde der Gegenstand der Unterhaltung und des Witzes aufgeklärter Köpfe.

Alles wurde nun zügellos, und alles änderte sich; man entlarvte die schädlichen Gaukelspielereien, schimpfte über Rom, über die Priester und über die Mönche. Man schilderte sie noch als viel grössere Verbrecher, als sie wirklich waren. Das Parlement erhielt ein Schreiben von dem Papste, worinn er ihm auferlegte, daß es diese entstandene Ketzerei ersticken solle. Ut pro gloria Dei contra impiam hanc hæreticorum pestem diligenter excudent.

Am 28ten Mai, 1525.

Das Parlement hörte nur auf die Sprache eines unbedachtsamen Eifers, und glaubte, die Religion wäre in Gefahr; es gehorchte dem Willen des Papstes, und ließ auf die Verfolgungen der Theologen, den alten Fabri, welcher sich le Fevre d'Estaple nannte, einen der vernünftigsten Männer der damaligen Zeit, und noch verschiedene Gelehrte ins Gefängniß werfen. Franz der 1te befand sich damals in der Gefangenschaft; aber aus der Tiefe seines Kerkers befahl er dem Parlement, jedes weitere Verfahren gegen Fabri einzustellen; er kam zurück, und ernannte diesen von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verfolgten Greis, zur Wiedervergeltung, zum Hofmeister bei einem der Kinder des Hauses von Frankreich.

Johann Lekrek, ein Wollenstreicher aus Meaux, wollte nichts von der Messe wissen, und auch keine anhören; er behauptete, daß das Fegfeuer und die

Mönche blose Erfindungen des Teufels wären; er war anfänglich wegen dieser Gotteslästerungen allgemein verhaßt; aber je öfter er sie wiederholte, desto mehr öffnete er der Menge die Augen über den Mißbrauch des Ablasses, und über den für den Staat noch viel gefährlicheren Mißbrauch der allzugroßen Anzahl von Religiösen.

Die Mönche und Priester ließen diejenigen durch die Sorbonne verdammen, welche in ihren Schriften ein nachtheiliges Urtheil von ihren Sitten, ihrem Stand und ihrer Unwissenheit geäusert hatten. Die Verordnungen des Parlements unterstüzten die Schlüsse der Sorbonne. Man hielt Provinzial-Kirchen-Versammlungen; diese warfen mit Bannflüchen um sich, und die Menge der Ungläubigen vergrößerte sich dadurch.

Man hätte der Fluth von Uebeln, welche Frankreich überschwemmte, leicht einen Damm setzen können, wenn man die Menschen getreu unterrichtet hätte; gute Wissenschaften würden die Bürger und die Obrigkeiten aufgeklärt haben. Aber eine solche Veränderung erforderte zu allererst gute Schulen, und bis auf Franz den 1ten waren diese im ganzen Reiche nur traurige Pädagogien. Die unnüzigen Kenntnisse und die abstrakten Begriffe, mit welchen man die Köpfe der jungen Leute anfüllte, hatten keine andere Würkung, als daß sie die Vorurtheile unterhielten, und die Erhaltung der menschlichen Vernunft verhinderten.

Einige Männer, welche etwas vorurtheilfreier waren, als ihre Zeitgenossen, bewogen Franz den 1ten, ein königliches Kollegium zu stiften. Mit dieser Stiftung begann auch das Studium der gelehrten Sprachen in Frankreich, ohne welche man unmöglich zu der Quelle der Irrthümmer und der Schande hinabsteigen kann, womit die Erde damals überhäuft war; auch die schönen Wissenschaften, der Schleifstein für unsere sonst rauhen Sitten, wurden damals wieder hervorgezogen. Der Unterricht in diesem Kollegium hatte grösstentheils das allgemeine Wohl zum Gegenstande, und er war auch nur der einzige, welcher es gemeinnüzig machen, und ihm zu einer viel längern Dauer verhelfen konnte, als auch die beste von den Schulen der Sorbonne genoß, wo man nichts anders als über eine Wissenschaft disputiren lernen konnte, von welcher man in seinem ganzen Leben keinen Nutzen zu hoffen hatte, und deren einziger Endzweck es war, uns von der Erde, auf welcher wir herumkriechen, in die phantastischen Gefilde der Metaphysik mit sich hinaufzuschleppen.

Die Sorbonne widersezte sich der Anordnung des königlichen Kollegiums, als einer Neuerung, die für den Staat gefährlich wäre. Sie that Franz dem 1ten bei seiner Stiftung den unerlaubtesten Widerstand; sie klagte oft, aber immer vergeblich bei dem Könige dagegen; ihre Klagen wurden bei Hofe mit Verachtung aufgenommen, und sie rächte sich dadurch dafür, daß sie alle diejenigen verläum-

dete und verfolgte, welche ihre Hände zu seiner Gründung darboten. Und doch war dieses Kollegium das einzige, welches damals von Nutzen war; die Fortschritte der Wissenschaften und die reichen Hilfs-Quellen der Hauptschule machten es aber für die gegenwärtigen Zeiten beinahe unbrauchbar.

Klemens Marot, der einzige Gelehrte, welcher eifrig an seiner Stiftung mitarbeitete, wurde von der Sorbonne gewaltsam verfolgt. Er war ein junger und einsichtsvoller Mann, und bestreute den Dornen-Pfad seines Lebens mit den Blumen der Wollust. Sein heiterer Geist und sein sinnreicher Wiz machten, daß er am Hofe Franz des 1ten sehr wohl gelitten war. Er spielte, wie man sagt, an demselben eigentlich dasjenige, was man einen Glüks-Ritter nennt. Margarethe von Valois, die Gemahlin des Herzogs von Alencon, hatte ihn zum Pagen angenommen, und auch des Königs Schwester, die Königin von Navarra, wußte ihn durch diejenigen Gunstbezeugungen an sich zu fesseln, welche bei Privatpersonen gemeiniglich der Preis der Liebe und Empfindung, bei Prinzessinnen hingegen nur allzuoft das Werk der Launen sind.

Marot liebte seinen König, und folgte ihm nach Italien; aber er hatte das Unglück, bei der traurigen und doch merkwürdigen und ruhmvollen Schlacht bei Pavia, verwundet und gefangen zu werden. Er kam nach Frankreich zurück; die Liebe und Achtung der Großen gegen ihn verdoppelten sich, und er überließ sich wechselsweise den Wissen-

schaften und der Liebe. Man zählt ihn nicht ohne Grund unter die Wiederhersteller der französischen Dichtkunst. In seinen Werken findet man viele Stellen von der liebenswürdigsten Naivetät, und wieder viele, deren Stärke und Bestimmtheit zur Bewunderung hinreißt. Seine Spöttereien und Scherzreden über die Mönche und über den Klerus erwarben ihm die Ehre, daß er für einen Lutheraner gehalten wurde, und die Sorbonne verklagte ihn im Chatelet als einen Ketzer. Der Lieutenant-General Morin, — ein Fanatiker, welcher Gott dadurch einen Dienst zu erweisen meinte, wenn er einigen Schwärmern als ein Werkzeug der Rache diente, — warf ihn in den Kerker. Die Richter des Chatelets hatten ihn der Ketzerei nicht überweisen können, und behielten ihn nur unter dem Vorwand im Gefängniß, daß er freche Gedichte gemacht hätte.

Franz der 1te kam zurück, und Marot erhielt seine Freiheit. Er hatte seine Gefangenschaft sehr wohl benuzt; denn hier bearbeitete er seine Hölle, ein Gedicht, das gegenwärtig nur sehr wenig bekannt ist. Er schilt die Sorbonne in demselben eine Barbarin und Ignorantin, und Franz der 1te, dem er es vorlas, fand die Rache nicht für unbillig, welche er dadurch an seinen Verfolgern genommen hatte.

Die Sorbonnne war mißvergnügt über Marot, und über den Beifall, welchen sein Gedicht bei Hof erhalten hatte, und legte ihm als ein Verbre-

chen

chen zur Last, daß er die Psalmen Davids ins Französische übersezt hatte; vernünftiger hätte sie ihm vorwerfen können, daß er sie in schlechten Versen übersezt habe. Sie verdammte seine Psalmen, und das Chatelet ließ ihn neuerdings in den Kerker werfen. Neben der Ketzerei, wodurch man ihn anschwärzte, beschuldigte man ihn auch noch der Sünde wider die Natur. **Marot** entriß sich seinen Verläumdern, und floh aus dem Lande.

Ein Land-Edelmann aus Artois, Namens **Berquin**, war weniger glücklich. Er wurde überwiesen, daß er wider den Papst, die Mönche, den Ablaß, und wider die Messe gesprochen habe; und da kein Prinz und kein Großer sich um sein Schicksal bekümmerte, so mußte er brennen. Man sammelte seine Asche, wie die Asche eines Märtirers; sie erregte eine Art von Gährung, und Luther erhielt dadurch, auf eine eben solche Art, Anhänger in Frankreich, wie in neuern Zeiten die Asche des jungen Ritters de la Barre Unglaubige erzeugte; sie bewaffnete ein zahlreiches Heer von Deisten, welche die Abergläubischen in die Flucht trieben, und sogar auf das Herz der Kirche einen Sturm wagten. Wenn man die Geschichte des menschlichen Verstandes liest, so muß man diese zwei Epochen sehr wohl beobachten. Nach der Hinrichtung des **Berquin**, wie nach der des de la **Barre**, schrieb man wider die katholische Religion mit einer übertriebenen Strenge.

Die Theologen, die Priester und die Mönche, welche größtentheils nur aus dem Glauben an das

Fegfeuer zusammengesezt waren, und über nichts nachdachten, als über die Gründe, warum man den menschlichen Verstand in der Blindheit erhalten müsse, geriethen in neue Irrthümmer. Sie predigten die Unduldsamkeit und Verfolgung; sie suchten in Lästerungen, in Schmähungen, Foltern, Scheiterhaufen, in Gewaltthätigkeiten und Blut-Gerüsten, Dämme gegen die Fortschritte des Lutherthums und der Vernunft, welche diesem Irrthume zur Seite gieng: aber diese Dämme hielten nicht Stand; sie nahmen also ihre Zuflucht zu der Furcht vor der Zukunft, und erdachten zu diesem Endzweck abgeschmackte Märchen und alberne Lügen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

1527. **Eine abgeschmackte Posse, welche zu Lyon, bei den Frauen zum heil. Peter, durch einen Doktor der Sorbonne, und einen Kapellan Franz des 1ten, aufgeführt wird.**

Mehrere gesittete Völker erkannten zwischen dem Zustande der ewigen Seligkeit und Verdammung einen Mittelstand, in welchem die Seele, noch ehe sie sich mit dem höchsten Wesen vermische, sich von allen den Flecken reinige, womit sie sich etwa in dieser Welt befleckt habe. Dieses ist derjenige Zu-

stand, welchen man das Fegfeuer nennt. Man findet zwar weder bei dem Moises, noch David, noch Salomon, noch in den Propheten die geringste Spur davon; aber Plato hat ihn deutlich bestimmt und erklärt. (1)

Dieser Glaubens-Artickel, einer der tröstlichsten der römischen Kirche, und der Ablaß, eine Folge desselben, verhalfen den zwo Kleriseien zu bewundernswürdigen Reichthümmern, und brachten die ungeheuersten Summen in die Schazkammer des Papstes, welcher als Meister über die Pforten des Himmels und der Hölle sich auch noch den Schlüssel zum Fegfeuer zugeeignet hatte, und der sich einst beigehen ließ, den Lutheranern in einer Anwandlung von übler Laune zu sagen, daß er in einem Tage den ganzen Ofen ausleeren könne, wenn er wolle.

Die Lutheraner bewiesen die Nichtexistenz dieses Ofens dadurch, daß nichts in der Schrift davon geschrieben stünde: die katholischen Schrift-Gelehrten hatten ihnen zwar nur eine einzige Stelle aus den Büchern der Mackabäer entgegenzusetzen; aber sie beriefen sich insonderheit auch noch darauf, daß man schon oft habe Seelen aus jenem Lande zurückkommen sehen. (2) Täglich hörte man von Verstorbenen sprechen, welche erschienen seyen, um die Lebendigen von der Wirklichkeit des Fegfeuers und von den Qualen derer zu überzeugen, welche sich darinn befinden. Wenn eine solche Geschichte durch die Länge der Zeit ihre Glaubwürdigkeit nach und

nach verlor, so trat jedesmal eine neue wieder an ihre Stelle. Bald erschien der Geist eines Vaters, welcher seinen Kindern die Würkung des Ablasses anpries; bald erschien die Seele eines Freundes, welche durch zwanzig Messen aus dem Fegfeuer war erlöst worden, und nun ihren Weg nach dem Himmel über die Erde genommen hatte, um sich bei ihren Errettern zu bedanken; bald war es ein Verdammter, den man an dem Gerassel der Ketten erkannte, welche er nach sich schleppte, und welcher die Hölle nur in der Absicht verlassen hatte, um sein Weib und seine Kinder zu ermahnen, daß sie doch ja an den Papst und an dasjenige glauben sollen, was er von dem Fegfeuer sage; bald war es sogar der Teufel selbst, welcher in höchsteigener Person erschien, um einen Wollüstling zu erdrosseln, oder um einen Ketzer abzuholen, der sich wider die Mönche und wider das Fegfeuer aufgelassen hatte. Fromme, aber durch Betrüger unterjochte Seelen, erzählten diese sonderbaren Geschichten überall mit demjenigen Eifer, durch welchen man leicht überzeugt wird, wenn man etwas treuherzigerweise glaubt; sie liefen von Haus zu Haus, und suchten alle diejenigen mit sich hinzureissen, welche ihnen Gehör schenkten: es war auch wirklich schwer, seinem Glauben Erzählungen zu versagen, welche so oft wiederholt wurden, und welche grösstentheils mit dem Privilegium und mit der Genehmhaltung der Doktoren der Theologie waren gedrukt worden.

Ungeachtet der albernen Märchen, welcher man sich bediente, um den Ausreissern bei der römischen Kirche Einhalt zu thun, wimmelte dennoch der Hof Franz des 1ten von Herren, welche weder an die Gespenster-Geschichten, noch an den päpstlichen Ablaß glaubten; sie überließen diese derben Brocken dem Pöbel. Mehrere wären offentlich zum Lutherthum übergetreten. Selbst Franz der 1te, — der Jesuit Daniel spreche hierüber, was er will, — wankte in seinem Glauben. Man meinte, durch die Erscheinung eines Verstorbenen ihn wieder darinn bevestigen zu können, und ersah die Abtei zum heil. Peter zu Lyon zum Schauplatze dieses Possenspiels: Montalembert, einer von seinen Kapelläuen, und Dübois, ein Doktor der Sorbonne, spielten die ersten Rollen dabei.

Die Nonnen zum heil. Peter, sagt eben dieser Montalembert, lebten der Welt zum Aergerniß; ihr Kloster war von einem offentlichen Freudenhause wenig verschieden: man wollte es reformiren; aber die Nonnen beraubten es, anstatt sich zu unterwerfen, und wurden abtrünnig. Die Meßnerin, Alix von Telieux, entwich mit den Kirchen-Ornaten: sie war jung, schön und gefällig. Als sie kein Geld mehr hatte, fieng sie an, mit ihren Reitzen zu wuchern. Bei diesem Gewerb erhandelte sie auch das amerikanische Uebel, welches sich damals in Frankreich durch seine scheußlichen Zerstörungen schon in Ansehen gesezt hatte. Alix wurde dadurch an allen Gliedern gelähmt, sie bekam ein entstelltes

Gesicht, einen Leib, der ganz von Geschwüren bedekt war, wurde von aller Welt verlassen, und krepirte auf freiem Felde. Ihren Leichnam, welcher schon ganz moderte, warf man ohne Gebet und Todten-Amt in ein Loch auf einem abgelegenen Todten-Acker: aber ihre Seele wanderte nicht nach der Hölle, sondern nach dem Fegfeuer.

Sie hatte die Hitze desselben schon zwei Jahre empfunden, als sie wieder in das Konvent zurück kam, und, — um die Zweifel der Lutheraner und Franz des 1ten zu widerlegen, — um Fürbitten bat. Zwar hätte sie sich auch am hellen Tage geradezu an die Aebtissin wenden können; aber dieses Mittel war viel zu einfach: sie hielt es für besser, der Schwester Groslée im Schlafe zu erscheinen, ihren Schleier gemächlich aufzuheben, und ihr einen süßen Kuß auf den Mund zu drücken.

Die Schwester Groslée war von Kindheit auf im Kloster erzogen worden, und besaß auch noch die ganze Treuherzigkeit eines Kindes; man sprach gewöhnlich nur von der Einfalt der unschuldigen Groslée. Schrecken und Erstaunen durchdrangen sie zugleich bei diesem süßen Kuß, und sie fieng an zu schreien. Die Schwester Alix gab ihr zu verstehen, daß sie das Fegfeuer verlassen habe, um sie zu besuchen und zu küssen. Mit diesem Schelmenstreiche verband die arme Seele Alix auch noch einen andern; sie verfolgte nemlich die Schwester Groslée, und brachte sie unter ihre Füße.

Ganz Lyon erfuhr die Erscheinungsgeschichte der Schwester Alix, und der Pöbel, — welcher durch das Wunderbare so leicht zur Neugierde gereizt wird, — stürmte plözlich hauffenweise nach der Abtei zum heil. Peter. Man war sogar genöthigt, eine Wache vor die Kloster-Pforte zu stellen, um ihn im Zaum zu halten. Diese Anstalten aber erhizten die Einbildungskraft nur noch mehr. Der Doktor Dübois und der Kappellan Montalembert kamen nun, und nahmen die Jungfer Groslée ins Verhör. Das erste war, daß sie ihr und noch zwei andern jungen Schwestern, dreißig Psalmen zu Ehren der dreißig Schillinge auferlegten, für welche Christus von dem Judas verkauft wurde.

Einige Tage nach diesem Besuch machten sie einen zweiten, welcher aber viel feierlicher vollzogen wurde. Ein Suffragan-Bischof von Lyon erschien in eigener Person, um unter vielen Feierlichkeiten Exorzismen auszustoßen, alle Zellen mit Weihwasser zu besprengen, und den Teufel mit Bannflüchen zu beladen. Man hielt eine große Messe, und nahm sodann die Schwester Grolée wieder ins Verhör.

Der Prälat sezte sich im Kreis seiner Exorzisten auf eine Art von Gerüste, welches in einem großen Saal errichtet war. Die Schwester Groslée lag auf einem Fußschemel mit gebundenen Händen vor Monseigneur auf den Knieen. Die Knochen der Schwester Alix waren ausgegraben worden, und lagen mitten in der Versammlung unter einem Leichentuche. Man befragte ihren Geist, welcher aber

nur einsylbigte Antworten hören ließ: sobald die Antwort mehrere Worte enthalten sollte, schwieg er stille.

Als alle Besprengungen und das Verhör beendigt, und die Aussagen niedergeschrieben waren, bat Groslée anstatt der Schwester Alix um Absolution sowohl wegen der Gewaltthätigkeiten als auch wegen der Liebkosungen, welche ihr von der Schwester Alix wiederfahren waren: diese war gegenwärtig, wenn gleich unsichtbar, und hätte selbst antworten sollen. Der Prälat ertheilte ihr einen vollkommenen Ablaß, und die begnadigte Schwester Alix wanderte nach dem Himmel. Einige Tage nachher kam sie wieder von da zurück, um sich bei ihrer Freundin Groslée zu bedanken, und ihr fünf Gebete zum Geschenk mitzubringen.

Das Schreckhafte dieses Schauspiels zog einer Novizin, welche ihre Eltern zum Schleier gezwungen hatten, Convulsionen zu, und die Nonnen glaubten nichts anders, als der Teufel, welchen sie durch die häuffigen Exorzismen zur Wuth gereizt hätten, sey nun, aus Rache, dieser Novizin in den Leib gefahren.

Hauptsächlich ersuche ich meine Leser, noch dieses zu bemerken, daß man den Geist der Schwester Alix sehr sorgfältig befragte: ob es ein Fegfeuer gäbe; ob die Messen denjenigen zu gut kämen, welche darinn gefangen säßen; ob sie an dem Tage Allerseelen einige Ruhe empfänden; ob der Papst sie erlösen könne? die Befragte beantwortete jede Frage mit Ja.

Der Endzweck dieses elenden Possenspiels war dieser, um die Lyoner, Franz den 1ten und seine Hofleute zu überzeugen, daß es ein Fegfeuer gäbe; aber die wenigen Vernünftigen, welche damals lebten, glaubten viel lieber, daß der Doktor der Sorbonne und der königliche Kapellan Betrüger seyen, und daß der Bischof und die Aebtissin ihre Betrügereien aus Schwachheit unterstüzt (mit angeholfen) haben.

Der Abt Montalembert ließ sogleich die ganze Geschichts-Erzählung von dieser wunderbaren Begebenheit drucken, welche er Franz dem 1ten zusandte und dedizirte. Er sagte in derselben: um die verdammliche Sekte der falschen lutherischen Ketzer zu unterdrücken und zu verwirren, war es, vielgeliebter Herr, auch sehr nöthig, Eure Majestät durch einen Zeitvertreib dieser Art zu belustigen.

Man hätte wahrhaftig für Franz den 1ten einen viel angenehmeren Zeitvertreib erfinden können.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

1533 und 1534.

Eine andere Komödie, welche bei den Franziskanern zu Orleans gespielt wird. Entscheidung der Sorbonne darüber.

Wer furchtsam war, der wagte es nicht, die im Nonnen-Kloster zu St. Peter zu Lyon gespielte Posse zu untersuchen, und wer vernünftig dachte, der unterließ dieses aus Furcht vor den Verfolgungen. Dieses Märchen verbreitete sich in ganz Frankreich, und fand überall Beifall. Wenige Jahre hernach glaubten die Franziskaner von Orleans ebenfalls ungestraft eine Komödie von der Art unternehmen zu dörfen, aber sie betrogen sich sehr dabei: Frau von St. Mesmin, die Gemahlin des Stadt-Richters von Orleans, war nicht sehr devot; sie bezahlte keine Messen, erfüllte aber übrigens die Pflichten ihres Standes sehr pünktlich. Nach ihrem Tode beerdigte man sie in der Franziskaner-Kirche, woselbst ihre Familie das Recht der Begräbniß hatte. Die Mönche konnten dieses verhindern, aber kurz nach ihrer Beerdigung machten sie bekannt, daß sie verdammt wäre; daß sie jede Nacht in ihren Schlaf-Gemächen einen entsezlichen Lärm mache; daß sie ihre Novizen quäle, und daß seit ihrem Hintritt ihr Konvent die Wohnung des Teufels sey; sie behaupteten, ihre Kirche sey durch die Leiche der Frau

von St. Mesmin entheiligt, und hielten diesem zufolge keinen Gottesdienst mehr, entfernten das heil. Sakrament aus derselben, und sagten, Jesus könne sich nicht mit einer Verdammten zugleich unter einem Dache befinden.

Die Notablen von Orleans wurden ersucht, sich zu den Franziskanern zu begeben, und Zeugen des Lärms zu werden, welchen die Frau von St. Mesmin mache, und zu hören, wie sie ihren höllischen Geist beschwören. Alle Mönche und Novizen waren gegenwärtig, und der Provinzial und Quardian standen an ihrer Spitze. Die Beschwörungen wurden oft und in Beiseyn einer Menge von Geistlichen, Mönchen von jeder Gattung und Bürgern von jedem Stande wiederholt, welche die Neugierde, einen abgeschiedenen Geist zu hören, dahingezogen hatte. Der Geist der Schwester Alix zu Lyon, welcher nur aus dem Fegfeuer dahin gekommen war, antwortete doch durch Ja oder Nein; aber der Geist der Frau von St. Mesmin, welcher geradeswegs aus der Hölle kam, sprach gar nicht; sondern er gab der Wand so viele Streiche, als der Teufelsbanner ihm abforderte. Er beschwur ihn hauptsächlich über folgendes:

Wenn du der Geist der Stadtrichterin bist; so antworte durch vier Schläge. Wenn du verdammt bist, und wenn dieses hauptsächlich wegen lutherischer Ketzerei geschah; so antworte durch sechs Schläge. Wenn du verlangst, daß man dich in ungeweihte Erde begraben soll; so antworte durch sechs

Schläge. Wenn du die Absicht hast, uns solang zu quälen, als sich derselbe in unserer Kirche befindet; so antworte durch vier Schläge. Wenn du in der Hölle desto ärger gequält wirst, weil wir für dich beten; so antworte durch sechs Schläge. Wenn es ein Fegfeuer gibt, so beschwöre ich dich im Namen Jesus, mir durch vier Schläge zu antworten. Wenn dein Leib öffentlich ausgegraben werden soll, so antworte durch sechs Schläge.

Der Geist der Frau von St. Mesmin gehorchte der Stimme des Franziskaners, der ihn beschwur, pünktlich. Man sezte einen Verbal-Prozeß von ihrer Verdammung und Wiederkunft in diese Welt auf, welchen alle Franziskaner unterzeichneten, und Franz dem 1ten zuschickten, um ihn von der Existenz des Fegfeuers zu überzeugen, und die Erlaubniß zu erhalten, daß sie die Frau von St. Mesmin wieder ausgraben dürften.

Während daß die Mönche diese Erlaubniß vom Hofe zu erhalten suchten, und der erstaunte Monarch noch zweifelte, wozu er sich entschließen solle, machte der Stadt-Richter von Orleans, welcher über die seiner Gemahlin angethane Beschimpfung aufgebracht war, einen peinlichen Prozeß wider die Franziskaner anhängig. Auf seine Klage begab sich der Offizial in ihr Kloster, und zitirte die Verstorbene selbst, welche aber nicht erschien. Ihre Betrügerei war nun entdeckt: man nahm ihrer dreizehn in Verhaft, führte sie geschlossen nach Paris, und warf sie daselbst ins Gefängniß. Der König ernannte eine

Kommission über sie. Nikolas Queslin, der Präsident der Gerichtskammer, wurde von dem Legaten des heil. Stuhls zum privilegirten Geschäftsträger dabei ernannt.

Die Kommissarien fragten die Sorbonne über ihre Meinung von der Erscheinung der Frau von St. Mesmin, und man übersandte ihr alle die Fragen, über welche der Franziskaner-Quardian sie beschworen hatte. Dieser Quardian suchte in einer besonderen Schrift zu erweisen, daß die bösen Geister schon oft geantwortet hätten, wenn man sie im Namen Gottes beschworen habe: denn, sagte er, sie sind nicht vornehmer als Jesus selbst, welcher dem Caiphas antwortete.

Die Sorbonne entschied, daß es zwar möglich sey, daß abgeschiedene Seelen erscheinen können; aber sie läugnete auch, daß die Frau von St. Mesmin aus der Hölle zurückgekommen sey, um die Franziskaner und ihre Novizen im Schlafe zu stören. Diese Antwort brach den Mönchen den Stab. Der königliche Prokurator machte den Schluß, daß die Väter Coliman, der Provinzial Darras, der Quardian Breßin, Broßier, Faleau, Lejai und Mültrois verbrannt, hingegen Gueronnier, Crocher, Froment, Desnon und Crosnier die Hinrichtung ihrer Mitbrüder an einen Strick gebunden mit ansehen, und hernach des Reichs verwiesen werden sollen. Die Richter waren aber nicht so strenge bei ihrem Urtheil; sie liessen es dabei bewenden, daß

man diesen Haufen betrügerischer und kirchenräuberischer Mönche aus Frankreich verjagte. (1)

Die Betrügereien giengen nicht immer glücklich von statten; aber die Philosophie wird ewig den Theologen, Predigern, Beichtvätern, und geistlichen Schriftstellern jener Zeiten den Vorwurf machen, daß sie die Wahrheit immer betrüglicherweise vor der Menge zu verbergen, und dieselbe durch Erscheinungen von Teufeln und Gespenstern zu täuschen suchten.

Dreißigstes Kapitel.

Von Ramus und von dem Kamkam der Sorbonne.

Ramus oder la Ramée, der Sohn eines Köhlers aus der Grafschaft Vermandois, stammte, wie man sagt, aus einem altadelichen Hause, welches der Krieg, diese höllische Furie, an den Bettelstab gebracht hatte. Er kam als Knabe zweimal nach Paris, aber das Elend duldete ihn daselbst nicht. Er war noch sehr jung, als er eine dritte Reise dahin unternahm, wo ihn das Glück zu einem Bedienten in dem Kollegium von Navarra erhob. Hier lernte er bald so viel, daß er sich um die Stelle eines Ministers in dem Reiche bewerben konnte. Er beschäftigte sich damals mit nichts, als daß er des

Spottes halber über lauter unverständliche Gegenstände disputirte. Ramus erblickte in der Philosophie des Aristoteles nur Chimären, und erfrechte sich, ihre öffentliche Widerlegung über sich zu nehmen. Seine Sätze waren eine Ausforderung für alle Klopffechter der Schule, von welchen Aristoteles fußfällig verehrt wurde. Man lachte anfangs über seine Kühnheit, und hielt ihn für einen jungen verwegenen Menschen. Aber bald überzeugte er seine Lehrer, daß er der ihre seyn könnte, und sie erbosten sich darüber; sie konnten es ihm unmöglich verzeihen, daß er eine gesunde Vernunft besaß. Die vier Fakultäten vereinigten sich, um ihn auf die Galeeren zu befördern. Der große Rath aber begnügte sich damit, ihm den Unterricht zu verbieten, und er war dadurch hart genug bestraft. Indem man auf Anstiften seiner Verfolger, der Aerzte, der Künstler und Theolgen, einen peinlichen Prozeß wider ihn anhängig machte, wurde er auf den Redner-Bühnen als ein Gottloser und Aufrührer geschildert. Diese doppelte Beschuldigung war der größte Beweis der Unwissenheit; aber Ramus sezte den Angriffen dieser scholastischen Kanaillen nichts als eine heitere Stirne, und eine unverzagte Seele entgegen. Eine vorhergehende Verfolgung hatte diese Seele schon so abgehärtet, daß sie für eine zwote kein Gefühl mehr hatte. Troz der wüthenden Pest, wegen welcher die Kollegien geschlossen wurden, und heimlich von dem Hof und der weltlichen Obrigkeit dazu veranlaßt, errichtete Ramus eine Schule; dies war zwar ein 1543.

Verbrechen wider das ihm ertheilte Verbot; aber der Unterricht der Jugend war ihm zur Leidenschaft geworden. Die Sorbonne hielt es für ihre Pflicht, einen Menschen plözlich zu verderben, welchen sie für einen Feind des öffentlichen Wohls hielt, und der nur ein Feind ihrer Meinungen war; sie übergab ihn dem Parlement als einen Ungehorsamen gegen den Befehl des großen Raths, aber dieses erkannte in Ramus nur einen nüzlichen Menschen, und verwarf die Anklage der Sorbonne.

Ungeachtet der Drohungen der Sorbonne, erhielt Ramus zween Lehrstühle in dem königlichen Kollegium, den der Philosophie und der Beredsamkeit; damals beschäftigte er sich mit einer Reform von allen Theilen des öffentlichen Unterrichts. Seine Geißel-Hiebe fielen bald auf die schwachen Anhänger des Aristoteles, bald auf den barbarischen Jargon, welchen man in der lateinischen Sprache eingeführt hatte, und bald auf die unnützen Lehren in der Theologie. Er wollte in der Theologie das Argumentiren abschaffen, welches ein bloses Fangeisen für die Vernunft ist. Seine Neuerungen waren nicht immer glücklich, denn sie brachten die Gemüther in Gährung, und dies war hinreichend genug, um sie unzufrieden zu machen.

Vor Begierde brennend, und unermüdet, die alten Lehren umzuschmelzen, gliech Ramus in vielen Stücken dem Deskartes, welcher die Chimären der Peripatetiker durch andere Chimären angrief, den Menschen oft den Weg der Wahrheit zeigte, und

für

für einen Gotteslängner gehalten wurde, weil er die Unwissenheit der Schein-Philosophen und Theologen seiner Zeit mit Füßen trat.

Zu unsern Zeiten würde Ramus für einen wahren Philosophen gegolten haben. Aber damals war er weiter nichts als ein Protestant, sobald er nach dem Edikt von 1561 es offentlich seyn durfte, und der erste Beweis seiner Abtrünnigkeit von der Kirche war dieser, daß er die Bilder in dem Kollegium zu Presle in Stücke zerschlagen ließ, und sagte: ich brauche keine stumme und taube Zuhörer.

Man warf ihm vor, daß er sich um einen philosophischen Lehrstuhl zu Genf beworben habe; aber seine ganze Aufführung beweist, daß er von dem Eifer, den Calvinismus zu reinigen, besessen wurde, das heißt, daß er ihn den Gesetzen der Natur näher bringen wollte, wie er die Theologie der Sorbonne von dem Unflathe des Aberglaubens und von den scholastischen Formuln reinigen wollte.

Die Freiheit zu denken, von welcher Ramus beständig sprach, bewaffnete den Fanatismus wider ihn; man verjagte ihn aus seinem Kollegium, und plünderte seinen Bücher-Saal. Der König gab ihm eine Freistatt zu Fontainebleau; hier war er ganz sich selbst überlassen, und beschäftigte sich mit der Astronomie und mit der Meßkunst. Seine Verfolger ließen ihn auch hier nicht in Ruhe, und er floh zu dem Heere des Prinzen von Condé, welchem er sehr nüzliche Dienste leistete.

Nach dem Friedens-Schluß, kam Ramus wieder nach Paris zurück, fieng seinen Unterricht wieder an, und arbeitete an neuen Reformen. Seine Beredsamkeit, welche er in den Streitigkeiten mit seinen Feinden immer mehr ausgebildet hatte, machte, daß ihn der Hof zum Geschäftsträger in Polen machen wollte, wo er die Magnaten und Edelleute dahin bewegen sollte, daß sie den Herzog von Anjou zu ihrem König erwählten. Der Hofmann, welchem es aufgegeben war mit ihm davon zu sprechen, gab ihm zu verstehen, daß seine Beredsamkeit hier eine glänzende Belohnung einärndten könnte. Die Redekunst, antwortete Ramus, ist keine Taglöhnerin, und lehnte den Auftrag von sich ab. Er zog ein eingezogenes und nüzliches Leben dem ehrenvollen Geschäfte, durch Intriken einen zum Könige zu befördern, vor.

Dieser Philosoph war mit unter der großen Menge von Schlachtopfern, welche in jener unglücklichen Nacht niedergemezelt wurden, welche unter dem Namen der Bartholomäus-Nacht bekannt ist, und welche man lieber die Nacht des Teufels hätte nennen sollen. Ich würde diesen Zeitpunkt ganz übergehen, wenn ich nicht von seinem Tode zu sprechen hätte; ich will aber auch weiter nichts mehr von ihm sagen, als daß er sein ganzes Leben hindurch auf dem Stroh schlief; daß er erst im Alter anfieng Wein zu trinken, daß er der Nothdurft seiner Schüler immerhin eine hilfreiche Hand darbot, daß er auf seine Kosten den ersten Lehrstuhl der Mathe-

matik anordnete, welchen Frankreich hatte; daß er zu einer Zeit, worinn man das Zölibat für eine Tugend hielt, da man es hingegen gegenwärtig blos für das ruhevolle Bedürfniß einer durch die Wissenschaft beschäftigten Seele hält, das Zölibat streng beobachtete; er widerlegte seine Feinde niemals anders, als durch seine Beredsamkeit, durch die Vernunft, und sehr oft durch ein stoisches Stillschweigen; sie aber waffneten sich nun mit dem Fanatismus wider ihn; was aber diesen Dolch noch mehr schärfte, waren seine Streitigkeiten mit der Sorbonne, in welchen er immer bei Hofe, bei dem Parlement, und vor dem Richterstuhl der aufgeklärten Vernunft, recht behielt.

Der Streit, welchen er wegen einer Sprachlehre mit ihr bekam, welche er bekannt macht, verdient hier erzählt zu werden. Die Sache betrift zwar eine Kleinigkeit, aber sie ist ein Beweis von der Pedanterie, welche damals in dieser Schule herrschte, und von der Gefahr, welcher er im Streit mit derselben ausgesezt war. Ramus hielt sich in seiner Grammatik über die lächerliche Aussprache des Lateins auf, welche der schlechte Geschmack zu einem barbarischen und unverständlichen Jargon gemacht hatte. Er wurde seinerseits von der Sorbonne angegriffen, welche sich dadurch für beschimpft hielt, daß er ohne ihre Genehmigung eine grammatikalische Reform vornehmen wollte. Sie behauptete, daß der Buchstabe Q bei der Universität wie ein K ausgesprochen werden solle. Man durfte also nicht

mehr quanquam, quisquis aussprechen; sondern man mußte kamkam und kiskis sagen.

Dieser Schluß der Sorbonne mißfiel dem Ramus. Ein junger Geistlicher, welcher durch seine Gründe eingenommen war, bemühte sich, in einer offentlichen Rede sehr oft quanquam und quis quis vorzubringen. Ein Verstoß wider einen Glaubens-Artickel würde die Theologie weniger geärgert haben. Die beleidigte Sorbonne bestrafte die Frechheit des Lizenziaten dadurch, daß sie ihm eine Pfründe entzog, welche er schon eine Zeitlang besessen hatte. Der junge Mann appellirte deswegen an das Parlement. Die Doktoren der Sorbonne unterstanden sich, vor demselben aufzutreten, und zu behaupten, die Aussprache des Buchstabens K sey eben so unverlezbar als die Religion.

Ramus nahm das Wort für diesen jungen Prediger und für das Quanquam, und man focht von beiden Seiten mit vielem Feuer. Der Schluß, welcher dem Streit ein Ende machte, sprach dem Lizenziaten seine Pfründe wieder zu, und überließ den Grammatikern die Entscheidung des Streits über die Aussprache der Buchstaben aus dem Alphabet. Die Theologen machten sich durch diesen Streit nur noch lächerlicher, als sie es ohnehin schon waren, und das Volk gewöhnte sich damals an das Sprichwort: die großen Kamkams von der Sorbonne. Noch heutzutage bedienen sich die Wasser-Trägerinnen und Markt-Weiber dieses Ausdrucks,

wenn sie den Lärmen und Unfug von zornigen Streitigkeiten bezeichnen wollen.

Durch den Streit des Kais. Barth. mit dem unsterblichen und unglüklichen Ramus über einen Buchstaben aus dem Alphabet, machte sich die Sorbonne nur lächerlich; aber durch die Verfolgung des weisen und einsichtsvollen d'Espence machte sie sich vollends gar verhaßt.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Von dem Doktor d'Espence. Tod Franz des 1ten, und seine Leichen-Rede.

Von 1543, bis 1547.

Die römische Religion war mit albernen Märchen überhäuft: einige davon waren sogar zu Heiligthümmern geworden; und durch das Stillschweigen, womit man dieses hingehen ließ, hatte sich noch eine unendliche Menge anderer ein Ansehen erworben.

Eben so, wie Märchen durch die griechischen und römischen Schriftsteller ihr Ansehen erhielten, wurden auch von den geistlichen Legendenschreibern Lügen, Zoten und Tollheiten in die Lebensgeschichten der Heiligen eingewoben. Melchiocano sagte, ein Diogenes L. ist bei dem Leben der Philosophen viel vorsichtiger, als unsere Geschicht-Schreiber es bei dem Leben der Heiligen sind. Ein Sueton ist viel

unpartheyischer bei dem Leben eines Zäsars, als unser Schriftsteller bei dem Leben von Märtyrern, Beichtvätern und Jungfrauen.

Unter der großen Anzahl von wunderbaren Geschichten, von welchen Europa überschwemmt war, war die goldene Legende die beliebteste. Dieses Werk war in alle Sprachen übersezt, und befand sich in allen Händen. Die Städter und die Landleute kannten beinahe kein anderes Lesebuch. Die allerbeste Schrift macht niemals ein glänzenderes Glück. Der Pöbel hielt die Lügen, wovon sie voll war, für heilig. Ihr Verfasser, Voragines, wurde als ein Heiliger verehrt, und die Dominikaner, seine Mitbrüder, warben schon um seine Apotheose.

Roms Feinde ereiferten sich gegen diese erlogenen Lumpenstreiche, durch welche die Unwissenheit und die Dummglaubigkeit einen Gottesdienst verschönern wollten, welcher durch sein eigenes Licht geglänzt haben würde, wenn die Betrügerei ihn nicht verdunkelt hätte.

Es wäre gut gewesen, wenn man dem dummgläubigen Pöbel diese grobe Geistes-Nahrung entzogen hätte. Ein rechtschaffener Mann, der viel auf seine Religion und ein Großes auf die Wahrheit hielt, wollte dieses Geschäft übernehmen. Er verband seine Stimme mit dem Geschrei der Protestanten, nicht, um wie sie, der Kirche, ihrer gemeinschaftlichen Mutter, ans Herz zu greifen, sondern, um ihr die vielen unschicklichen und seltsamen Zierathen abzunehmen, welche sie unkenntlich machten.

Dieser rechtschaffene Mann war der berühmte Doktor d'Espence von der Sorbonne; diese Schule hatte damals keinen einsichtsvolleren, aufgeklärteren und tugendhafteren Theologen. Er war in der Staatskunst eben so gut bewandert als in der Theologie. Seine Sitten waren sanft; er war scharfsinnig, bescheiden und duldsam. Man sah, daß er die Verfolger hoch verachtete, und sich mit Nachdruck gegen die Schriften verwendete, welche das Volk und die Großen im Aberglauben erhielten; er bestand durchaus auf der Abschaffung der Legende, welche der Erzbischof Jakob Voragines von Genes zusammengestoppelt hatte. Er kannte den ganzen Schaden, welchen die Lügen der Wahrheit zufügten, und er wollte diese Wahrheit für die Angriffe der Lügen rächen.

D'Espence unterstand sich in einer Predigt zu St. 1543.
Méry zu sagen, daß die goldene Legende eine aus Lügen zusammengeflickte Legende sey. Dies war ein großer Dienst, den er der römischen Kirche leistete, und wenn seine Mitbrüder ihn in seinem Eifer unterstüzt hätten, so würde damals die Wahrheit einen großen Theil von jenem Glanz erhalten haben, mit welchem sie zu stralen pflegt.

Die Sorbonne, welche mit ihm hätte gemeinschaftliche Sache machen sollen, um das Unnütze und Fabelhafte in der Religion auszumerzen, unterzeichnete gegentheils seine Verdammung. Man sah ihn vor einem Tribunal von Kommissarien, welche sie zu seinen Richtern ernannt hatte; dieses Gericht

zwang ihm das Geständniß ab, daß er die Frechheit begangen habe, die Wahrheit zu predigen, und es auf eben der Kanzel zu widerrufen, auf welcher er es gepredigt hatte. Eine solche Selbstverläugnung kommt ohne Zweifel die Selbstliebe theuer zu stehen; aber in dieser Welt kommt das Wesentlichste darauf an, daß man den Schein vermeide, und aus Mitleiden der Vorurtheile, der Dummköpfe schone. Der kluge d'Espence glaubte durch diese Schwachheit sich das Recht zu erkaufen, im Frieden mit seinen theologischen Mitbrüdern leben zu dörfen; aber er betrog sich. Sie verläumdeten ihn bei dem Papst, welcher ihm den Kardinalshut, der ihm versprochen war, entzog. Sie wurden dadurch nur noch verhaßter, und er wurde gegentheils auch von Franz dem 1ten als ein rechtschaffener Mann geschäzt.

Die Sorbonne hatte damals einen viel ernsthaftern Krieg mit dem Kalvin auszufechten. Sie hatte bereits seine Institutionen und seine Lehre verdammt, welche reissende Fortschritte machte. Sie verdammte über dieses auch noch jene Schriften, worinn er sich blos darauf einschränkte, um die Ausübung einer abergläubischen Andacht abzustellen. Er rüstete sich zur Vertheidigung, und that für die Reinheit des Gottesdienstes dasjenige, was die Sorbonne selbst wäre zu thun schuldig gewesen: in einer Schrift über die Reliquien (1) führte er alle die Mittel an, welche die römische Kirche gebraucht

habe, um das Geld des Volks in ihren Beutel zu leiten.

Wir sahen schon, wie die Sorbonne den meisten Gelehrten, welche sich der Gnade des Königs würdig gemacht hatten, in Händel zu verflechten suchte; aber kaum war er tod, so fieng sie auch den lächerlichsten Streit mit Peter Castelan, dem Gros-Almosenier von Frankreich, an, welcher seine Leichen-Rede gehalten hat. Dieser Redner sprach lang von den Tugenden Franz des 1ten, welcher ihrer in 1547.
der That sehr wenige besaß. Es war damals wie jezt gebräuchlich, daß man bei den Leichen-Reden verstorbener Könige, auf den Kanzeln zu lügen pflegte. Die Lobreden enthalten des Wohlstandes wegen immer solche Lügen, durch welche niemand hintergangen wird, und welche auch der Gesellschaft nicht schaden. Wäre die Sache anders beschaffen, so wäre es auch nöthig, daß man sie abstellte. Der Groß-Almosenier sagte am Schluß seiner Lobrede auf Franz den 1ten, daß er aus allen Gründen vermuthe, daß Franz geradeswegs nach dem Himmel gefahren sey, ohne in dem Fegfeuer zuzusprechen, oder wenigstens, ohne sich lang daselbst zu verweilen.

Die Sorbonne hielt diese Worte für einen Spott auf das Fegfeuer. Vielleicht waren sie es auch; aber es war schwer zu beweisen. Die Theologen versicherten sich Castelans persönlich; sie hielten ihn in Ansehung des Glaubens für verdächtig, hatten bemerkt, daß er den Gelehrten gewogen sey, daß er sich selbst mit der Gelehrsamkeit beschäftige, daß er

mit denselben in vielen Stücken einerlei Meinung sey, daß er die Verfolger verachte, daß er die Begnadigung des Dolet bewürkt habe, welchen man als einen Gottlosen zum Tod bestimmt hatte, daß er den berufenen Robert Ettienne ihren Klauen entrissen habe, welcher die griechische und hebräische Sprache verstanden hatte. Es war genug, daß man Sprachen kannte, welche die Sorbonnisten nicht verstanden, um ihnen als ein Lutheraner verdächtig zu werden, oder um den dummen Aberglauben selbst wider den König zu bewaffnen. Die Sorbonne sendete zween von ihren Theologen als Deputirte an König Heinrich den 2ten, welche seine Gerechtigkeit wider den Gros-Almosenier und Bischof Castelan von Mâcon auffordern sollten, wegen dem scherzhaften und spöttischen Ton, in welchem er vom Fegfeuer gesprochen hätte. Johann Mendose, der Schaz-Meister über die Spiel-Gelder, ein Freund der Prälaten, welcher angeklagt werden sollte, und, so wie derselbe, ein Liebhaber von der Freiheit im Denken, empfieng die Abgeordneten der Sorbonne im Vorzimmer des Königs, und sagte zu ihnen: Es ist mir bekannt, meine Herren, warum Sie hieher kommen. Sie wollen sich darüber beschweren, daß der Bischof von Mâcon sagte, die Seele unseres guten Königs hätte sich nicht lang im Fegfeuer verweilt. Ich glaube, auf Ehre, daß er recht hat! Ich kenne den König Franz besser als jemand, und weiß, daß es in seinem ganzen Leben seine Gewohnheit nicht war, sich lange

an einem Ort aufzuhalten. Wenn er also auch im Fegfeuer zusprach, so weiß ich ganz sicher, daß er nur einen kleinen Trunk that, und sogleich weiter reißte.

Diese Worte bewogen alle Umstehenden zum Lachen. Einer von den zween Abgeordneten trat zurück, und schrie, der Bischof Castelan von Mâcon sey ein Ketzer. Die Zuschauer lachten über die Grobheit dieses Priesters noch mehr. Auch Heinrich der 2te, dem die Sache erzählt wurde, geruhete zu lächeln. Dieser artige Empfang der Deputirten von der Sorbonne wurde in Paris zur Neuigkeit des Tags; man erzählte es lange in den Gesellschaften mit lachendem Munde, und hörte sie mit Gelächter an.

Wir wollen die Priester auf Kosten der Sorbonne lachen lassen, und von den Jesuiten sprechen, welche damals in Frankreich erschienen, und welche von ihrer Erscheinung an, bis zu ihrer Verschwindung, so manche gute Familie zu Jammer-Thränen nöthigten.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Von 1540, bis 1544.

Von den Jesuiten in Frankreich. Sonderbarer Schluß der Sorbonne wider dieselben.

Frankreich war die Wiege der Jesuiten, und der erste Schritt, den sie aus derselben thaten, war ein Schritt wider seine Größe. Sie erhoben sich über alle möglichen Hindernisse zu ihrer geistlichen Herrschaft über den Theil der Erde, in welchem sie lebten; zwei Jahrhunderte hindurch beherrschten und verwirrten sie denselben im Namen des Papstes; aber sie unterrichteten ihn auch, und verhalfen ihm oft zu seiner Bildung.

Diese religiöse Armada glich den Israeliten, welche, mit dem Schwerdt in der einen, und mit der Kelle in der andern Hand, die Mauern von Jerusalem wieder aufbaueten. Ihr Muth glich dem Muthe eines großen Muselmanns, welcher mitten in Gefahren unaufhörlich das Paradies und die schönen Houris vor Augen hat; sie fochten unverzagt für die Ehre Gottes und für die Vergrößerung ihrer Sekte.

Der Kardinal Guichiani, ein aufgeklärter Mann, und verschiedene Mitglieder der heiligen Gesellschaft, wollten diese neuen Truppen in der Kirche nicht dulden; sie verlangten dagegen eine Reform der alten Mönchs-Legionen, welche Italien besezt,

es entvölkert und geplündert hatten. Ihre Bitten waren klug, und würden Nutzen gebracht haben.

Man sagt, daß Romulus, als er den Grund zu Rom legte, gesagt habe, er baue die ewige Stadt. Ignaz von Loyola sprach im Ton eines Propheten, und in jenem Feuer-Eifer, vor welchem Ignoranten erzittern, und verkündigte, daß auch er den Grund zu einer ewigdauernden Gesellschaft lege. Paul der 3te erlaubte ihm, sechzig Schüler in seinem Orden zu haben; er gelobte sie durch ein besonderes Gelübte dem heil. Stuhl, hauchte ihnen seinen Geist ein, und sendete sie aus nach den vier Welttheilen. Das Geräusch und der Glanz ihrer ersten Unternehmungen machten, daß ihre Feinde verstummten. Man erzählte mit Erstaunen die Wunder, welche sie in Aethiopien und Klein-Asien bewürkten: man sprach von nichts als von Japan und Indien, welche Franz Xaver bekehrt hätte. Alle Schriften, welche zu ihrem Ruhm erschienen, häuften die Wunder ihrer Sendung noch mehr. Die indischen Handwerker von der niedrigsten Klasse behandelten sie eben so, wie die Christen von Ephesus und die Christen von Korinth ehemals den heil. Paul behandelten, und gaben ihnen Herberge und Allmosen. Die Bauern und Prediger in einigen Dörfern zu Kalekut und auf Malabar empfiengen sie mit derjenigen Liebe, welche allen Religionen eigen ist. Die Freunde der Jesuiten sagen, bekräftigen und bezeugen, daß sie Könige, Fürsten und ganze Völkerschaften getauft hätten.

Zu eben der Zeit, da der hundertzüngigte Ruf zu Rom, zu Lissabon, in Spanien und Frankreich die Sage verkündete, daß die Jesuiten Provinzen und Königreiche dem Szepter des Papstes unterwerfen; verbreitete sich das Lutherthum, welches in dem Schoos von Deutschland, und der Kalvinism, welcher in Frankreich erzeugt wurde, durch ganz Europa, und ihr reissender Strom bedrohte den päpstlichen Stuhl mit dem Umsturz. Was die Gefahr noch vergrößerte, war die Ausreisserei der Mönche, welche rottenweise von dem Papstthum abfielen, und in vollen Zügen nach Genf, in die Schweiz, nach England, nach Polen und überallhin wanderten, wo sie die Rechte der Menschheit genießen, das heißt: der Gewissens-Freiheit, und des Vergnügens, mit einem Weibe ohne eine Sünde wider Gott zu Bette zu gehen, genießen durften.

Unter den damaligen Ueberläufern befanden sich auch mehrere Ordens-Oberhäupter. Man zählte bereits, Peter Vermilly, den Augustiner-General, welcher zugleich mit zwanzig von seinen Mönchen abfiel; Mathias Baschi, welcher die Kapuziner geworben und befehligt hatte, und dem berüchtigten Okin, welcher nach dem Baschi das Generalat über die Kapuziner erhalten hatte, und endlich auch den berufenen de Olpine, welcher sich schon bei den Dominikanern einen großen Namen erworben hatte.

Rom war über diese Menge von Ausreissern bestürzt. Mehr die Nothwendigkeit als die Wunderthaten Xavers und seiner Kameraden, bestimmten

den Papst, das Institut Loyolas zu bestätigen, und sich durch den Eifer seiner neuen Waffen-Träger vor seinen Feinden zu schützen.

Ignaz fand überall, wo er sich niederlassen wollte, große Hindernisse. Seine Verbindlichkeit gegen den Papst machte ihn verdächtig. Tausend Stimmen schrieen laut wider ihn. Die Welt-Geistlichen, mit welchen die Jesuiten das Ansehen und die Geschenke der Glaubigen theilen sollten, die Mönche, welche man plünderte, um sie auszustatten, die ausgesprungenen Mönche, und die Protestanten, welche sie beständig nekten, und denen sie ihre Verfolger auf den Hals schickten; alle diese waren ihre Feinde. Aber das größte Hinderniß das sie besiegen mußten, war ein Lichtstrahl der Vernunft, welcher den Menschen zu leuchten anfieng.

Die Jesuiten bedienten sich ihrer Staatskunst dazu, um sich mächtige Beschützer zu erwerben. In Frankreich hielten sie sich an den Kardinal von Lothringen, welcher anfieng über die Königin Katharine von Medizis zu herrschen; an den Kardinal von Tournon, welcher bei dem Staat in großem Ansehen stand; an den Kardinal von Bourbon, der ein ausserordentlicher Ignorant war; an Wilhelm Düprat, den Bischof von Clermont, welcher noch unwissender war als der Kardinal von Bourbon. Diese Beschützer bewürkten von Heinrich dem 2ten einen offenen Brief, welcher das Institut der Jesuiten authorisirte. Das Parlement verlangte, ehe es solches einregistrirte, noch das Gutachten des

Bischofs Eustach dû Belly von Paris, und der Sorbonne darüber. Der Prälat, ein Feind des Hauses Lothringen und der Mönche, antwortete, daß diese neuen Leute sehr gefährlich wären, und daß der Papst sich ihrer zu nichts anderem bedienen könne, als um die Türken zu bekehren.

Die Sorbonne gab ebenfalls ihre Antwort. Nach einer Untersuchung des Jesuiten-Instituts, welche einige Monate gedauert hatte, verbot sie ihnen, daß sie hinfort nicht mehr in den Kirchen singen, nicht mehr auf den Frieden in den Häusern acht geben, sich nicht mehr durch den Genuß der Speisen und des Getränks unterscheiden, daß sie endlich keine Tonsur mehr wie die Welt-Priester tragen sollen. Diesem kindischen aber mit sehr ernster Stirne ertheilten Verbot fügte die Sorbonne noch bei, daß die Gesellschaft, welche sich die Gesellschaft Jesu nenne, für das Volk ein Gegenstand der Unruhen, des Hasses, der Zwietracht wäre, daß sie durch ihre Privilegien der Abtrünnigkeit, der Spaltung und Empörung das Thor öffne; endlich erklärte die Sorbonne durch ebendenselben Schluß, die ganze Gesellschaft wäre nichts als ein Trupp von Bastarden und ehrlosen Verbrechern: personas fascinorosas, illegitimas & infames.

Dieser Schluß war Rom ein Aergerniß. Die spanische Inquisition ließ ihn verbrennen. Jeder Freund der Wahrheit wird ihn auch für ungerecht und sonderbar halten. Hätte man in neuern Zeiten die Sorbonne um ihre Meinung über die Rotte

des

des Cartouche befragt, so hätte sie nicht nachdrücklicher antworten können. Man forderte weiter nichts von ihr, als ihr Gutachten über das Institut des Loyola, und sie erklärte Männer für infam, welche Ansprüche auf ihre Achtung zu machen hatten, welche kein Tribunal ihnen rechtlicherweise absprechen konnte, als nach einer Untersuchung ihres Lebens und ihrer Sitten, nach einem abgehaltenen Zeugen-Verhör, nach ihrer Zusammenstellung mit den Zeugen, mit einem Worte, nach der strengsten Beobachtung des Rechts. Die Feinde der Jesuiten thaten sich vieles auf diesen Schluß zu gut; die Philosophen hingegen betrachteten ihn nur als einen Beweis von der Eifersucht der Sorbonne, welche befürchtete, der Ruhm der Jesuiten möchte den ihren verdunkeln.

Der Hof würdigte diesen Schluß gar keiner Achtung: er duldete die Jesuiten, und befahl dem Parlement einige Jahre nachher, die Bulle, welche sie bestätigte, und den offenen Brief, welcher sie als rechtmäßig in Frankreich anerkannte, einzuregistriren. Die Parlements-Räthe gehorchten diesem Befehl nicht, und übergaben die Sache der Jesuiten dem Gericht der gallikanischen Kirche, welches sich zu Poißi, unter dem Namen eines Kolloquiums, versammelte. Dieses Kolloquium beschloß ihre Aufnahme; wobei man ihnen die einzige Bedingung machte, daß sie sich nicht Jesuiten nennen sollen. Man wollte es durchaus nicht leiden, daß sie Gesellschafter Jesu seyn sollten. Pasquier nannte sie, in seiner Klage wider sie, die Gesellschafter des

Teufels. Wenn man sie auch jezuweilen die Gesellschafter Jesu nannte, so geschah es nur aus bitterem Spotte: man war sogar niederträchtig genug, um sie die Gesellschafter Jesu am Kreuze, das heißt: Betrüger, Diebe zu nennen.

Zulezt erlaubte das Parlement, wovon die mehresten Mitglieder sich schon an die Guisen verkauft hatten, daß sie ihre Kollegien eröffnen durften, und verbot ihnen nur den Namen Jesuiten, welchen die Sorbonne schon mißbilligt hatte.

Um in Frankreich bleiben zu dörfen, versprachen sie alles, was man verlangte, hielten aber nichts von allem was sie versprachen. Ungeachtet des Sturmes, welcher von allen Seiten her gegen sie wüthete, faßten sie daselbst immer mehr und mehr Wurzel, und ihr Name, den alle protestantische Sekten verdammten, welchen die Klerisei feierlich durch den Bischof von Paris, durch das Parlement und durch die Sorbonne verbieten ließ, dauerte bis an ihr Ende.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Von dem Kanzler von l'Hopital. Die Thron-Verstoßung der Könige wird von der Sorbonne behauptet.

Von 1537, bis 1539.

Die Protestanten forderten unaufhörlich jene Gewissensfreiheit, welche ein jeder Mensch, in welchem Stand er sich auch befinde, das Recht hat, zu besitzen. Der Augenblick schien gegenwärtig zu seyn, in welchem sie sich derselben zu getreuen Diensten für das Vaterland und für ihren König bedienen würden; aber ihr Schuz-Engel wachte über ihnen, nicht weil sie Protestanten, sondern weil sie Bürger und Franzosen waren. Dieser Engel war der weise und tugendhafte Kanzler von l'Hopital, welchem die Regierung bereits eine Statue errichten läßt, weil er einer der größten Männer war, durch welche Frankreich glänzte.

Zween Monate nach der Unterredung zu Poißi, ließ die Königin Mutter, Katharine von Medicis, auf Veranlassung dieses weisen Kanzlers, ein Edikt ergehen, welches dem Volke die Verfolgung der Kalviniſten untersagte, und den Richtern verbot, sie wegen der Ketzerei in den Kerker zu werfen, oder zum Tode zu verdammen. Diejenigen, welche aus Furcht vor den Henkern und ihren Verfolgern ihr Vaterland verlassen hatten, wurden eingeladen, wie-

der dahin zurückzukommen, und alle Unterthanen des Reichs erhielten den Befehl, sie zu dulden.

Im Jänner, 1562.

Nach der Unterredung zu Poißi, gab die Königin Mutter, wieder auf Antrieb des weisen l'Hopital, ein neues Edikt, wodurch den Reformirten eigene Gotteshäuser in den Vorstädten zugestanden, und den Richtern und Statthaltern in den Provinzen befohlen wurde, sie Gott nach ihrer Weise ungestört verehren zu lassen. Aber ungeachtet dieser Edikte des Friedens und der Eintracht, zog sich das Ungewitter von allen Seiten über den Häuptern der Kalvinisten zusammen, sie lebten immer in Furcht und Mißtrauen. Man störte sie in ihren Andachtsübungen. Die Mißhandlungen, welche sie von dem Pöbel erdulden mußten, und die Gleichgültigkeit, womit ihre Klagen vor Gericht angehört wurden, reizten sie zum Zorn; und es war bei ihrer damaligen Gemüths-Verfassung nur noch eine sehr kleine Veranlassung nöthig, um sie alle zum Aufruhr zu bewaffnen. Die Grobheit der Dienerschaft des Herzogs von Guise, welche auf der Durchreise durch ein Dorf von Vaßi, die Hugenotten höhneten, welche sich in einer Scheune versammelt hatten, und die Psalmen Davids in schlechten französischen Versen absangen, blies diesen Funken auf, welchen ein jeder widrige Zufall hätte ebenfalls aufblasen können. Bei diesem Aufstand wurden sechzig Kalvinisten getödtet, und dreihundert verwundet. Man muß gestehen, daß diese Bedienten als Stöhrer der offentlichen Ruhe ver-

dienten gestraft zu werden; sie hatten ein Staats-Verbrechen begangen; sie waren Aufrührer. Nach diesem Gemetzel griefen die Kalvinisten nach den Waffen, um sich zu vertheidigen. Das Parlement hätte ihre Rachsucht bezähmen können, wenn es ihnen hätte schnelle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber es vergaß seinen schuldigen Gehorsam gegen den König, welchen es durch eine gesezmässige Ausübung der Gerechtigkeit hätte beweisen sollen, und sezte den Edikten des Friedens und der Duldung, Befehle zur Gewaltthätigkeit und Verfolgung entgegen; durch diese Befehle zündete es die Flamme eines Bürger-Kriegs an, welche es hätte ersticken können: es trat an die Stelle der gesezgebenden Macht, und befahl, daß man die Reformirten angreifen solle; ein Befehl, welcher dem Gesetz geradezu entgegen war. Es hezte Fanatiker wider Fanatiker auf. Von dieser Zeit an glich Frankreich nur einem großen schauervollen Kirchhofe. Die Katholiken metzelten die Kavinisten nieder, wo sie sich nur von ihnen erblicken liessen; und diese richteten hinwiederum unter den Katholiken das abscheulichste Blutbad an, wenn sie die Stärksten waren; sie machten sich an die Mönche und Priester, welche durch ihre Reden, ihre Lästerungen und Schmähworte hoch von den Kanzeln herab, ihre Verfolgung und ihren Tod gepredigt hatten. Man sah diese Kalvinisten wie reissende Thiere auf dem Felde herumlaufen. Die einen trugen anstatt einer Standarte die Zeugungs-Glie-

Im Julius, 1562.

der, welche sie den Mönchen abgeschnitten hatten, an der Spitze langer eiserner Picken herum; andere hatten die Nasen und Ohren derselben an Schnüre gereiht, und sie wie Bandeliere umgehängt. Dieses waren die Trophäne der kalvinischen Rachsucht, und die Folgen einer beklagenswürdigen Unduldsamkeit.

Am 18ten Hornung 1563.

Mitten unter diesem Blutbade, welches von einem Ende Frankreichs bis zu dem andern floß, wurde die Friedens-Stimme, welche sich erhob, nicht gehört. Der weise l'Hopital verordnete im Namen des Königs, daß die Gerichte ihr Verfahren wider die Ketzer einstellen sollen; aber die fromme Wuth, sagt ein großer Mann, siegte über die fromme Duldung des weisen Kanzlers. Die Gerichte verachteten seinen Befehl. Er versuchte ein neues Friedens-Edikt, aber es war eben so fruchtlos, als die drei vorhergehenden.

Der Herzog von Guise lebte damals schon nicht mehr: denn er war durch Poltrot, einen schwärmerischen Protestanten, ermordet worden; aber sein Sohn, welcher sogleich an seine Stelle getreten war, gab dem Vater nichts nach, weder an Muth, noch an Thätigkeit, an Klugheit und Intriken. Er hatte plözlich seine geheimen Geschäfts-Männer in Italien, Spanien, in den Niederlanden, bei der Klerisei, in der Sorbonne und bei allen Gerichten, welche dem Wohl des Staats schienen entsagt zu haben, um der römischen Kirche einige Meinungen behaupten zu helfen.

Es werden aufrührerische Sätze in der Sorbonne vertheidigt.

Wenige Jahre vor der Zeit, von welcher hier die Rede ist, bildete sich in der Sorbonne ein Komplott wider unsere Könige. Ein junger Lizenziat, Namens Tanquerel, welcher sich um den Doktor-Hut bewarb, behauptete, daß der Papst, als Monarch und Statthalter Christi, die beiderseitige Gewalt besitze, und daß er, kraft dieser Gewalt, rebellische Prinzen ihres Standes und ihrer Länder entsetzen könne. Diese Lehre wurde in Sätzen vorgetragen, und in Paris durch ein Program bekannt gemacht, noch ehe Tanquerel sich vertheidigte. Verschiedene Doktoren hatten sie bereits schon gebilligt, und einer der ältesten Theologen hatte den Vorsitz bei ihrer Vertheidigung. Alle übrigen aber schwiegen stille.

Der Kanzler von l'Hopital erhielt davon Nachricht, und befahl dem Parlemente, daß es diese Lehre verbieten solle. Der General-Advokat Dömenil bemühte sich vergeblich, dieses zu bewürken; als der Kanzler seinen Befehl unbefolgt sahe, so ließ er im Namen des Königs an das Parlement schreiben, daß man in der Theologie einen Satz vertheidigt habe, welcher von dem Staat zuvor schon so oft verworfen worden sey, daß er nun gar nicht mehr statt finde. Diesen Brief schloß ein Befehl an das Parlement, nach welchem es die Freiheit der Sorbonne einschränken sollte.

Das Parlement nahm den Doktor Lahün, welcher präsidirt, und den Lizenziat Tanquerel, welcher diese Sätze vertheidigt hatte, in Verhaft. Aber wenige Tage nachher, wußte der Lizenziat

sich in Freiheit zu setzen, und zu entfliehen. Der Dechant und vier Doktoren von der Sorbonne wurden vor Gericht geladen, und verhört, aber ihre Antworten waren unbestimmt und mangelhaft.

Am 2ten Dezember. Der König und der Kanzler waren damit noch nicht zufrieden; und das Parlement zog den Dechanten der Sorbonne, welcher die Sätze gutgeheissen hatte, und die vier Doktoren wieder aufs neue vor, um der Unzufriedenheit des Hofes ein Ende zu machen. Der Dechant antwortete, die Lehre Tanquerels sey problematisch, und könne also wohl behauptet werden. Diese Antwort war strafwürdig. Man

Am 12ten Dezember. befahl, daß die ganze Sorbonne zusamt allen ihren Backalauren sich versammeln, und in Gegenwart des Präsidenten von Thou, des General-Prokurators und zweier Räthe, dieselbe feierlichst widerrufen solle.

Die Geschicht-Schreiber geben an, daß allein der Pedell im Namen der Sorbonne diese Widerrufung geleistet habe. Crevier spricht gar nicht davon, und sagt nur, daß der Dechant Maillard sich erklärt habe, die theologische Fakultät sey und werde beständig dem König und dem Hofe gehorsam seyn.

Diese Lehre, welche Tanquerel in der Sorbonne vertheidigt hatte, und welche in jenen traurigen Zeiten überall zur Richtschnur angenommen wurde, faßte heimlich Wurzeln in Frankreich; und anstatt süße Früchte zu tragen, brachte sie die bittersten hervor. Von der Zeit dieses Satzes an, nach welchem man behauptete, daß der Papst die Könige vom Throne stoßen könne, bis zu der heimlichen Ver-

schwörung der Guisen, welche mit Hilfe der Sorbonne das Geschlecht der Valois vertilgen wollten, verflossen nicht mehr als fünfzehen Jahre: dieser Zeitraum stellt ein Gemälde unzählbarer Abscheuligkeiten dar, auf welchem die blutige und entsezliche Bartholomäus-Nacht das Hauptbild ist.

Ich werfe einen Flor auf dieses Blutbad, wo der katholische Fanatismus im Namen Christi mehr als eine Million Franzosen ermordete. Die Sorbonne, welche nach dem Beispiel des Papstes verbunden ist, sich wegen ihrer vielen begangenen Mordthaten zu segnen, und Gott zu danken, scheint keinen offentlichen Theil daran gehabt zu haben. Wenn man sie ja deswegen befragt hat, so blieb ihre Aeusserung in der tiefsten Verschwiegenheit.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Heimliche Anstalten zur Absetzung Heinrichs des 3ten. Von dem Kardinal von Bourbon. Der Herzog von Guise in der Sorbonne.

Das Wesentliche von der heimlichen Verschwörung zur Ausrottung des Hauses von Valois, ist wenig bekannt. Man weiß überhaupt, daß die Krone von Frankreich auf das Haupt der Guisen hätte sollen versezt werden. Die Revolution nahm ihren

Anfang in der Ferne: denn die hauptsächlichsten Machinationen wurden von Rom und Spanien aus geleitet. Der Papst und Philipp der 2te standen in einem geheimen Verständniß. In Frankreich suchte man das Volk dadurch vorzubereiten, daß man Schmähschriften über das regierende Haus ausstreute. Man sprach von demselben als von einer Brut niedriger Usurpatoren, auf welcher schon lange Zeit der Fluch Gottes hafte; Hugo Capet, wenn man dem Angeben der guisischen Parthie glauben will, war das Haupt dieser Usurpatoren.

Man sprach gegentheils von den Herzogen von Lothringen, als von ächten Enkeln Karls des Grossen. Der französische Thron war ihr väterliches Erbtheil. Die Zeit, fügte man hinzu, ist gekommen, daß man dem Blut Karls des Großen, dieser Helden-Familie, welche allein des Namens des allerchristlichsten Königs würdig ist, dieses Erbtheil zurückgebe.

Die Schriftsteller, welche im Solde der Guisen standen, pflanzten dem Volk diese Begriffe ein. Sie schmiedeten Geschlechts-Register, welche diese Prinzen gänzlich verwarfen, aber welche dennoch in Frankreich, in Lothringen und in den Niederlanden heimlich verbreitet wurden. Sie wollten es mit dem Hofe Heinrichs des 3ten nicht verderben: denn ihre Absichten verlangten es, daß sie sich vest an denselben anschloßen. Aus diesem Beobachtungs-Punkte konnten sie die Begebenheiten sicher vorbe-

ceiten, und solche zur rechten Zeit entwickeln, und aufeinander folgen lassen.

Das hauptsächlichste Werkzeug, dessen sich die heimlichen Feinde der Valois bedienten, war ein Doktor der Sorbonne. Frankreich hatte niemals einen schlechtern Bürger, und der Hof sah niemals einen ausgeschämteren Schurken. Er brütete Rache wider Karl den 9ten, welcher ihm eine Abtei versagt hatte, und wider Heinrich den 3ten, der ihm verächtlich begegnete. Dieser Doktor hatte aus Rachsucht das Privatleben dieses Prinzen in schlechten Versen besungen, und ihm darinn die Sünde des Onanias, und das Verbrechen von Sodom vorgeworfen. Heinrich der 3te hätte können nach der Strenge der Gesetze mit ihm verfahren; aber er begnügte sich damit, ihm hinwiederum die nemlichen Abscheulichkeiten in noch viel schlechteren Versen vorzuwerfen.

Dieser unverschämte und strafwürdige Priester, war in einem Kollegium von Montaigu aufgewachsen, welches man das Kollegium der Garstigkeit nannte, und seine Schüler hießen die Armen von Montaigu. Lange nannte man diesen Doktor nur den garstigen Doktor. Sein wahrer Name war Pellevé; sobald er aber den Kardinalshut erhalten hatte, nannte ihn das Volk nur den Kardinal Pelé.

Die erste Beschäftigung desselben neben den sorbonnischen Wissenschaften war diese, daß er den Pallast fleißig besuchte, und sich daselbst der Sachen des Kardinals von Lothringen annahm. Diese

Dienstbeflissenheit gründete sein Glück. Der Kardinal nahm ihn mit auf das Konzilium nach Trente, wo Pellevé sich dadurch auszeichnete, daß er seine Griffe mit den Kunstgriffen der Italiäner vereinigte, um die Freiheit der Franzosen zu vernichten.

Zu einer andern Zeit arbeitete er Heinrich dem 3ten entgegen, welcher von dem Papst eine Abgabe verlangte, für das Recht, die Pfründen in Bretagne besetzen zu dörfen. Das Ansehen des Hauses Lothringen verschafte ihm nach und nach die Stelle eines Parlements-Raths, das Bisthum von Amiens, das Erzbisthum von Sens, von Rheims und einen Kardinalshut.

Pellevé hielt gegen das Jahr 1576 eine geheime Versammlung zu Rom, welche aus einigen Franzosen bestand, welche zwar sehr eifrige Katholiken, aber auch sehr schlechte Bürger waren. In diesem Rath wurde die Entthronung Heinrichs des 3ten beschlossen. Dieser devote, abergläubische und weibische Prinz, sollte in ein Kloster gesperrt werden. Seinem Bruder, dem Herzog von Anjou, sollte der Prozeß gemacht werden, weil er den Protestanten günstige Bedingungen verschaft hatte. Der Papst nahm Theil an dieser Verschwörung; aber ehe er sie öffentlich bestätigte, verlangte er, daß man anfangen solle, sie auszuführen. Die Verschwornen übersendeten Philipp dem 2ten eine Abschrift ihres Plans, und ein Advokat David, wurde von Rom nach Frankreich geschickt, um das erste Zeichen zu dieser Revolution zu geben.

Philipp der 2te nährte die Zwietracht unter den Franzosen, und verhinderte sie, den vereinigten Provinzen zur Hilfe zu eilen, welche damals ihr tyrannisches Joch zerbrachen. Rom seines Theils fürchtete, der Kalvinismus möchte ihm Frankreich entziehen, und vielleicht fehlte auch damals wenig, daß das päpstliche Reich um dieses Land, den schönsten Brillanten in seiner Krone, gekommen wäre.

Das Geheimniß der Verschwörung wurde von Spanien aus, ruchbar. Die Nachrichten Gourdeliles, des Gesandten Heinrichs des 3ten bei Philipp dem 2ten, trafen noch zur rechten Zeit ein. David, welcher mit den Depechen seiner Mitverbündeten beladen war, wurde zu Lyon gefangen genommen, wo er auch starb. Man fand den Plan der Verschwörung unter seinen Schriften. Man dämpfte zwar die ersten Flammen dieser Brunst, aber man konnte sie nicht gänzlich ersticken. 1576.

Der Kardinal Pellevé verlor den Muth nicht; fünf Jahre nach Davids Tode, bediente er sich eines gewissen Salcede, um die Glut dieses Feuers wieder aufzuschüren. Dieser Salcede war ein Edelmann aus einem spanischen Geschlecht, welcher sich durch Schulden und Verschwendung zu Grund gerichtet hatte; er war als ein Falschmünzer zum Galgen verurtheilt worden. Die Guisen, welche in der Bartholomäus-Nacht seinen Vater hatten ermorden lassen, retteten den Sohn vom Strange, um ihn zu einem Werkzeug bei der neuen Verschwörung wider das Haus von Valois zu gebrauchen.

Es waren schon alle Masregeln genommen, um Heinrich den 3ten zu entführen und einzukerkern. Das benachbarte Flandern und der Herzog von Anjou sollten an die Spanier überlassen werden, und der Aufstand zu gleicher Zeit in allen Provinzen ausbrechen; aber der Herzog von Oranien entdeckte die Mine, durch welche der Thron der Valois untergraben war. Salcede wurde in Flandern arretirt und nach Paris geführt. Im Verhöre gestand er die Verschwörung ein, und auf dem Rad widerrief er dieses Geständniß. Man erzählt, daß ein Geistlicher, welcher auf der Treppe des Stadthauses gestanden habe, demselben, als man ihn eben von da nach dem Richtplatze hingeführt habe, ins Ohr heimlich gesagt habe, daß ihm entweder das Leben oder der Himmel zu Theil werden solle, wenn er widerrufen würde. Diese Anekdote haben zwar einige Geschicht-Schreiber als eine historische Wahrheit behandelt, sie scheint mir aber nur eine sehr gewagte Muthmaßung zu seyn. Salcede wurde geviertheilt; die Guisen hingegen, welche die Verschwörung angezettelt hatten, und Pellevé, welcher das Werkzeug davon war, blieben ungestraft.

Nach dem Tode des Salcede, wurde der Archi-
1583. diakon von Toul, Namens Rosieres, in die Bastille gebracht. Er war einer von denen, welche die Geschlechts-Register der Guisen verfertigt hatten, und hatte ein Buch geschrieben, worinn alle die Titel angeführt waren, durch welche dieses Haus seine Abkunft von Karl dem Großen erweisen, und

sein vorgebliches Recht auf die französische Krone behaupten konnte. a.)

Der König ließ diesen Rosieres vor sich kommen, und der Siegelbewahrer Chiverni sagte ihm, daß er den Tod verdiene. Rosieres fiel dem König zu Füßen, und flehte um Gnade. Die Königin, welche aus dem Hause Lothringen herstammte, und welche vielleicht eine Ehre darinn suchte, für eine Abkömmlingin von Karl dem Großen gehalten zu werden; und die Königin Mutter, welche die Prinzen von diesem Hause, der Macht und den Rechten der bourbonnischen Günstlinge entgegen setzen wollte, nahmen sich dieses Verbrechers an, und Heinrich der 3te, welcher sich auch furchte, Priester-Blut zu vergießen, vergab diesem aufrührerischen Genealogisten. Die Guisen kamen mit dem Läugnen davon.

Von dem Kardinal von Bourbon.

Ihre Unternehmungen hatten sie zwar bisher getäuscht, aber nicht ermüdet, und sie machten nun mit dem alten Kardinal von Bourbon gemeinschaftliche Sache. Dieser Kardinal war ein wahrer Automat; nur eine äusserliche Kraft konnte ihn in Bewegung bringen, und dieses waren die Theologen im Solde der Guisen. Sie sezten ihm in den Kopf, daß er, sobald das Geschlecht der Valois, welches seinem End sich bereits nähere, vollends würde erloschen seyn, König werden würde; daß es diesem zufolge eine Religions-Pflicht für ihn sei, zu verhindern, daß sein Erbtheil nicht durch den Kalvinismus angesteckt werde. Das Wort Hugenott, wel-

Vulgo, der rothe Esel.

a) Remmatum Lotharingiæ ac Barri ducum; t. VIII.

ches vor ihm ausgesprochen wurde, brachte ihn in Wuth, und man sah ihn zu Rouven, woselbst er Erzbischof war, an der Spitze seiner Klerisei auf die Protestanten-Jagd ausgehen, wie die Waidleute auf Jagd gegen ein gefährliches Wild ziehen, und oft sah man ihn dieselben in ihren Gotteshäusern überfallen, sie auseinander jagen, und mit dem Stock des Kreutzes durch die Straßen verfolgen.

Ein Gespräch, welches Heinrich der 3te zu Gallion mit diesem Kardinal unterhielt, schildert die Griffe am besten, welche die Guisen anwendeten, um den Staat zu behelligen. „Nicht wahr Herr Vetter! sagte Heinrich der 3te zu ihm, wenn mich Gott heute zu sich nehmen würde, so würden Sie ihren Neffen, den König von Navarra, nicht zur Regierung kommen lassen?“ „Sire! antwortete der Kardinal, ich glaube, daß mir die Zähne nimmer wehe thun werden, wenn es niemal dahin kommen wird. Aber ich bitte, fragte Heinrich, sagen Sie mir doch frei heraus, ob Sie mit Ihrem Neffen nicht um den Thron streiten würden? Allerdings, erwiederte der Kardinal, ich kann nicht lügen, Sire; wenn wir aber so unglücklich seyn sollten, dieses zu erleben, so dächte ich die ersten Ansprüche auf den Thron zu haben, und wäre entschlossen, sie zu behaupten.“ Der König lachte über die Treuherzigkeit des Kardinals, und entließ ihn mit den Worten: Lieber Freund, das Chatelet würde Ihnen wohl die Krone aufsetzen, aber der Hof nähme Ihnen solche wieder ab.

Der

Der Herzog von Guise zählte auf diesen Kardinal, welcher König zu werden hofte, und welchen man nach Beschaffenheit der Umstände, das Volk als durch ein Fantom wacker täuschen könnte; er verließ also Paris, und gieng nach Joinville. Die spanischen Unterhändler kamen auch dahin, und beschloßen mit den Guisen einen Offensivkrieg in Frankreich und den Niederlanden, zu Gunsten der katholischen Religion. Einer der vornehmsten Artickel dieser Unterhandlung war dieser, daß, im Fall Heinrich der 3te sterben würde, der alte Kardinal von Bourbon gekrönt werden solle. Die Spanier erboten sich, die Kosten zu diesem Kriege auf das Wort des Kardinals vorzustrecken, welcher sie hernach wieder bezahlen sollte, wenn er König seyn würde. Dieses ist der Zeitpunkt, in welchem das Gold von Peru in Frankreich in Umlauf kam, welches in der Folge so unzähligen Uebeln das Thor öffnete, womit die Spanier es zehen Jahre lang verfolgten.

Im Dezemb. 1584.

Am 31ten Dezemb.

Peronne wurde zum Versammlungs-Ort einer allgemeinen Verschwörung ersehen. Die Prinzen von Lothringen, die Bischöffe und Edelleute, wurden im Namen des Kardinals von Bourbon, des muthmaßlichen Kron-Erben, dahin eingeladen. Die vornehmsten Kreuzträger versammelten sich anfangs in dem Schlosse von Ablincourt, welches in der Mitte von Romme, eine Meile seitwärts Peronne liegt. Ich sahe den Thurm und das Gemach, worinn sie den Plan zu der Ligue entworfen, wozu der Herzog von Nevers die Artickel entworfen hatte.

Er wurde von da nach Peronne gebracht, wo er von allen Verbündeten unterzeichnet wurde. Man bemächtigte sich sofort der vesten Plätze und der königlichen Schriften, grief zu den Waffen, füllte die Magazine, und warb Truppen. Der Jesuit Mathieu trug den Plan von dieser Ligue nach Rom. Der Doktor Pellevé überreichte ihn Klemens dem 13ten, welcher ihn mit Vergnügen empfieng, aber ehe er sich deutlich erklärte, erst noch andere Begebenheiten abwarten wollte.

Während daß das Ungewitter in den Provinzen ausbrach, machte der Herzog von Guise im Namen des Kardinals von Bourbon eine Erklärung bekannt, worinn er demselbigen sagen ließ, daß er sich denjenigen entgegen setzen wolle, welche die Messe abzuschaffen verlangten. Dies war eine wahre Kriegs-Erklärung eines Priesters gegen Protestanten, als Unterthanen seines Königs. Es war ein Staats-Verbrechen gegen die höchste Gewalt. Heinrich der 3te, welcher aus Schwachheit es nicht zu bestrafen wußte, und aus Aberglauben sich fürchtete, einen Kardinal zu bestrafen, ließ es ungeahndet, und fieng Unterhandlungen mit den Guisen an.

Die Verbündeten betittelten den Kardinal damals nicht anders, als Groß-Herzog von Bourbon. Dieser prunkvolle Titel machte seine Eitelkeit aufgeblasen, und nährte seinen Fanatismus. Man gab ihm eine Wache, und einen Degen an die Seite. Dieser Ornat gab dem Volke zu verstehen, daß er zugleich für die Sache Gottes, und für das Wohl des

Staats besorgt sey, daß er zugleich die Religion und jenen Thron vertheidigen werde, den er zu erben habe. Man bekleidete ihn zugleich auch mit dem Titel der apostolischen Stütze von der Sorbonne. Dieser half die unwissenden und schwachen Seelen vollends unter das Joch bringen. Der König hingegen, der Hof und die Kalvinisten, nannten die Stütze der Sorbonne nur den rothen Esel, und er verdiente in Wahrheit diesen Spott-Namen.

Der Herzog von Guise war zuvor noch in der Sorbonne gewesen, ehe er Paris verlassen hatte, und hatte sich des Wortes der Theologen versichert. Alle hatten versprochen, ihn durch ihre Feder und Zunge zu unterstützen: mit diesen beiden Werkzeugen, welche noch viel mächtiger waren, als sein Degen, konnte er sicher eine groſse Revolution in Frankreich bewürken. Er wollte König seyn, und um es zu werden, fehlte ihm nichts als Muth.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Die Sorbonne ist die Wiege der heil. Union. Die Rotte der Sechszehner. Ausschweifung der Prediger. Der Doktor Rose bekommt einen Verweis.

Frankreich wurde nun im Innersten erschüttert. Alle Stände des Staats waren auf eine bevorstehende Revolution vorbereitet. Heinrich der 3te, der lezte König aus dem Geschlechte der Valois, war ohne Kinder: er unterdrückte seine Unterthanen, um seine Lieblinge zu bereichern, und diese erbitterten durch ihren Luxus, durch ihren Haß und durch ihre Unverschämtheit die Franzosen noch mehr, welche der König durch seine unmäßigen Auflagen aussog.

Alle Verschwörungs-Entwürfe der Guisen wider ihn waren gescheitert, und man gieng nun darauf um, ihn heimlich zu ermorden. Die Sorbonne, welche die Fahne der Empörung noch nicht ausgesteckt hatte, unterstand sich nicht, den Fall zu entscheiden. Clemens der 13te hielt die Sache auch nicht für räthlich, denn Mathieu kam nach Frankreich zurück, und brachte die Antwort: der Papst finde es nicht für gut, daß man den König ermorde, aber man könnte, sage er, sich seiner Person bemächtigen. Diese Antwort konnte auch eben sowohl

eine Lüge seyn, welche Mathieu selbst erdacht hatte. Man stellte demnach Trabanten auf die Straße von Vincennes, welche Heinrich den 3ten gefangen nehmen sollten; aber dieser wurde noch zur rechten Zeit vor dieser Schlinge gewarnt, und vermied sie. Man suchte ihn hernach auf dem Jahrmarkt zu St. Germain in die Hände zu bekommen: aber man ergrief falsche Masregeln.

Dennoch zitterte der Hof vor den Gefahren, welche den Thron umringten, und vor der Kühnheit der Guisen, welche sich der hauptsächlichsten Städte bemächtigten, und Truppen von jeder Art zusammen brachten. Heinrich der 3te schickte in der Angst seine Mutter nach Nemours, um sich mit dem Herzog von Guise in Unterhandlungen einzulassen. Dieser Prinz, das Haupt der Empörer, sprach als Souverain mit der Königin Mutter: und diese gab alles zu, was er verlangte. Eine Zitadelle zu Verdün, und hunderttausend Thaler Bau-Kösten dazu, ꝛc. zwölf Dörfer an Pfandesstatt, und zwölf Compagnien Büchsen-Schützen, als Garde für ihn und den Kardinal von Bourbon. Er verlangte ferner nicht nur, daß die Protestanten aus dem Reich verjagt werden sollen, sondern er forderte auch noch überdieß, daß ihm die Oberbefehlshaber-Stelle über das Heer zu diesem Endzweck übergeben werden solle.

Wer lehrte wohl den Herzog in diesem herrschenden Tone sprechen? die heimlichen Minen, welche seine Unterhändler in der Sorbonne anlegten,

und welche ihm spät oder früh Paris unterwerfen mußten. Hier wurde jene Ligue erzeugt, welche man die heil. Union nannte, und welche für den König und für den Staat viel gefährlicher war, als diejenige, welche in der Pickardie unterzeichnet worden war; und zwar entweder dadurch, daß ihr Ausbruch um so fürchterlicher seyn mußte, je länger sie heimlich groß genährt wurde, oder weil sie von Theologen geleitet wurde, welche als Diener des Wortes Gottes über den Kopf und Arm des Pöbels Gewalt hatten.

Ein Bürger, Namens Hottmann, fieng zu Paris das große Werk der heil. Union an. Er verband sich mit drei Doktoren von der Sorbonne. Man hatte ihm eine Gouverneurs-Stelle versprochen, und er versprach seinen Mitverbündeten Bisthümmer. Die Herrschsucht bediente sich ihrer als Trompeten des Aufruhrs, wozu sich nur allein der Fanatismus gebrauchen ließ. Diese Doktoren wurden Herolden der Ligue, um Bisthümmer zu erhalten. Ihre Namen sind viel zu dunkel, um hier angeführt zu werden, aber sie thaten unsern Voreltern zu vieles Uebel an, als daß ich sie verschweigen könnte; warum sollte ich nicht den Stempel der offentlichen Verfluchung auf ihr Gedächtniß drücken?

Jeder Wißbegierige wird die niederträchtigen Kreaturen dem Namen nach zu kennen wünschen, deren die Guisen sich bedienten, um den Versuch zur Entthronung eines Königs zu machen, und um unsere Väter in das unerhörteste Elend zu stürzen.

Ich nenne also diese Unglücklichen: sie hießen Prevot, Boucher und Launai.

Von dem Doktor Trousse-Chambrière.

Dieser lezte war ein Schurke, welcher von der Kirche abgefallen, und zum Kalvinismus übergegangen war. Er war Diener des Evangeliums zu Sedan geworden, und schwängerte seine Magd, welche noch zudem seine Anverwandtin war. Er wurde wegen dem Ehebruch, der Blut-Schande und der Nothzüchtigung angeklagt, und um der Strafe zu entgehen, verließ er das Weib, welches er geheurathet, und den Glauben, zu welchem er sich bekennt hatte. Die Katholiken nahmen diesen Verbrecher in ihren Schoß auf, welchen die Protestanten bestraft haben würden, und welchen jedes gesittete Volk von sich gejagt hätte. Man gab diesem Ueberläufer ein Kanonikat zu Soißons. Die Theologen, seine Mitbrüder, nannten ihn nur den Doktor Trousse-Chambrière (Kammermagdschänder;) woraus man die Verachtung und Geringschätzung abnehmen kann, worinn dieser theologische Renegat stand.

Von dem Doktor Poliphem.

Der Doktor Boucher war ein noch viel schlechterer Kerl als Launai. Er hatte nur ein Auge; dieser Uebelstand gab ihm ein wildes Aussehen, und man nannte ihn den Poliphem von der Sorbonne. Die Geschichte legt ihm zwar keine Ausschweifungen zur Last, aber sie beschuldigt ihn eines Fanatismus, welcher für die Menschheit noch viel gefährlicher ist, als die Schwachheits-Sünden eines

Priesters, welcher sich der Hitze seines Temperaments überläßt.

Er war der Neffe eines Raths, welcher dem weltlichen Gericht nichts als Schande machte. Man überwies ihn, daß er falsche Schriften zu Gunsten gewisser Prozeß-Krämer ausgefertigt habe, welche ihn dafür bezahlten, und verurtheilte ihn, daß er vor den versammelten Kammern auf den Knieen offentlich Buße thun, und sodann aus Paris gejagt
1585. werden sollte. In der Sorbonne a) und in dem Zimmer des Neffen von diesem entehrten und des Landes verwiesenen Raths, hielten Hottmann, Prevot und Launai ihre erste Versammlung, und legten den ersten Grundstein zu jener ungeheuern Ligue, welche in Paris so vieles Unheil stiftete.

Um diesen höllischen Bund unverbrüchlich zu machen, machten diese Doktoren den Anfang dazu mit der Anrufung des heil. Geistes, und um dem schwachen Volk Ehrfurcht dagegen einzupflanzen, nannten sie ihn die heil. Union. Der Vorwand dieser Union war die Aufrechthaltung der katholischen Religion; dieses wurde als die Ursache davon angegeben; aber die wahre Absicht dabei war diese, um dem Herzog von Guise, mit Ausschliessung der Bourbons, die Krone zu verschaffen. Dieses Geheimniß wurde den Proselyten, welche man mit in den

---

a) Boucher wohnte damals in der Sorbonne, und zog einige Zeit nachher in das Kollegium von Fortet.

Bund aufnahm, verschwiegen, und überhaupt nur einer kleinen Anzahl von Geweihten anvertraut.

Nach der Anrufung des heil. Geistes schritten die Doktoren von der Sorbonne zur Auswahl derer, welche bei dem Eide der heil. Union zugelassen werden sollten. Ein Rechnungsführer, drei Advokaten, ein Kaufmann und ein Prokurator wurden für würdig erkannt, an dem Komplotte Theil zu nehmen. Zween nichtswürdige Edelmänner, der eine aus dem Hause von Essat in Auvergne, und der andere aus dem Hause der Hennegauer, wurden auch darinn aufgenommen; endlich wurde auch noch Bussi le Clerk, ein Prokurator von bekannter Verwegenheit, welcher zuerst ein Exerzier-Meister gewesen war, dazu berufen. Bald darauf wurde diese Rotte auch noch durch den Notarius la Morliere, den Kommissar Bouchard, und durch zwei Mitglieder der theologischen Fakultät, Pelletier und Lincestre vergrößert. Der Ketzer-Eifer dieser zween leztern zog ihnen diese auszeichnende Ehre zu. So entstanden die Sechszehner. Sie schwuren alle vor einem Kruzifix, und bei Strafe des Todes, Verschwiegenheit. Jedem Sechszehner wurde ein Quartier angewiesen, welches er zu bewachen hatte. Sie schlichen sich gleißnerischerweise in die Buden der Handwerker und in die Bürgers-Häuser, so wie alte Weiber, welche in den Häusern herumgehen, und die Mädchen im Arbeiten unterrichten.

Eh ein Proselyte zum Eide zugelassen wurde, versicherte man sich zuvor seines Eifers und seiner

Klugheit: dieses war aber allein nicht hinreichend, er mußte vor allem den Beifall des Rathes haben. Siese Sechszehner waren schlau und thätig zugleich. Die duldeten keinen Falschdenkenden, thaten keinen falschen Schritt, welcher die Fortschritte der heil. Union hätte hemmen können. Sie wurden dadurch furchtbar, daß beinahe alle die Geistlichen, welche Theil daran hatten, Seelsorger von Paris waren; und auch diejenigen, welche diese Eigenschaft nicht besaßen, waren dennoch stark genug, um die wahren Hirten zu vertreiben, und sich die Herrschaft über die Kirchen anzumaßen. Diese eingedrungenen Prediger bestiegen niemals die Kanzel, ohne unter ihren Zuhörern den Saamen zur Empörung auszustreuen, und verließen dieselbe niemals, als um bei ihren Pfarrkindern herumzugehen, und dieser aufkeimenden Pflänzchen zu warten.

Von dem Doktor Boutteçü.

Lincestre war weiter nichts, als ein simpler Backlaur der Theologie, welcher sich schon durch die Gewaltthätigkeit in seinen Kanzelreden einen Namen erworben hatte. Das Journal von Heinrich dem 3ten sagt: er predigte nur von Blut und Tod. Man besuchte, fügt es hinzu, seine Predigten nur, um einen Teufel sprechen zu hören. Er war einer von denen Theolgen, welche die Herzogin von Montpensier unterhielt, um das Volk gegen Heinrich den 3ten zu erbittern. Man nannte ihn ferner einen Blutschänder, aber ohne Bezug auf das Verbrechen, welches dieses ehrliche Wort bezeichnet. Der Schimpf-Name, Pinsel von der Sorbonne, welchen er eben-

falls hatte, bezeichnete seinen Karakter noch am besten. Seine Frechheit auf der Kanzel, welche ihm den Beifall des Pöbels und die Verachtung der Vernünftigen zuzog, erwarb ihm auch die Pfarre zu St. Gervais; er hätte vielmehr eine strenge Strafe verdient, wenn bei dieser beginnenden Anarchie der König es hätte wagen dörfen, seine Wuth an diesem zügellosen Theologen und an seinen Nachahmern auszulassen. Nur allein das Parlement, welches die Oberaufsicht über die Polizei hatte, konnte der Zunge dieser Prediger einen Zaum anlegen, und sein Stillschweigen dazu, ist eine Sache, worüber man noch jezt sich wundert.

Heinrich der 3te glaubte, es wäre, um ihnen das Maul zu stopfen, genug, wenn er den Pöbel durch die Ausübung einer kindischen Andacht erbauete. Zu diesem Endzweck ließ er Hieronymiten und Bernhardiner-Mönche nach Frankreich kommen. Auch ist die Bruderschaft der Büßenden eine von den Stiftungen dieses Monarchen. Wenn man sich ihm gefällig machen wollte, durfte man nur ein Büßender werden. Die Höflinge, dieses Affen-Volk, welches von jeher nur das Gepräge des Menschen, aber die Bösartigkeit eines Tygers an sich hat, diese geschmeidigen und grausamen Thiere, beeiferten sich in die Wette, in diese Bruderschaft aufgenommen zu werden. Es wurde an dem Verkündigungs-Tag eine feierliche Prozeßion angestellt. Die Brüder theilten sich in die drei Klassen der Blauen, der Weißen und der Schwarzen, sangen ohne Zusam-

mensstimmung die Litaneyen der heil. Jungfrau, kleideten sich mit leinenen Säcken, sezten spitzige Mützen auf die Köpfe, bedeckten das Gesicht mit einer Art von Larve, umwanden den Leib mit einem Strick, an welchem eine Ruthe von Bindfaden hieng, woran große Knoten angebracht waren, und so giengen sie paarweise in die Kirche zu U. l. Fr. Der Herzog von Guise trug das Kreuz, und sein Bruder Majenne verrichtete das Zeremoniel. Der König, ohne irgend ein Gefolge, und wie ein simpler Büßender gekleidet, hatte nichts an sich, das ihn auszeichnete. Sein Beichtvater, der Jesuit Auger, welcher, wie man sagt, zuvor von der Taschenspielerei Profession gemacht hatte, trug das Bild einer kleinen Jungfrau, und schloß den Zug.

Nach dieser Prozeßion zu Ehren der heil. Jungfrau, speisten die Büßenden in Gesellschaften von Freuden-Mädchen, und lachten in ihren Armen über ihre Maskerade und über die Rummerei ihres Königs. Die Guisen benuzten diese lächerlichen Beschäftigungen Heinrichs des 3ten dazu, um ihn vom Staats-Ruder zu entfernen. Sie unterstüzten ihn auch noch bei seinen übrigen Ausschweifungen, und gaben jedesmal den Predigern heimlich davon Nachricht.

Der Doktor Poncet, ein Franziskaner-Mönch, wurde nicht nur auf Anstiften der Guisen aufgemuntert, sondern er war ohnehin schon wider eine Bruderschaft eingenommen, welche den Bruderschaften seines Ordens den Untergang drohte, und predigte

am Tag nach dieser Prozeßion wider die Bruderschaft der Büßenden von der heil. Jungfrau, als wider Gleißner und Atheisten. Ich weiß von sicherer Hand, sagte er, daß gestern Freitag Abends, der Bratspieß für diese großen Büßenden sich drehte, daß sie zuerst fette Kapaunen speisten, und daß sie die zarten Schlegelchen noch vor Schlafengehen verzehrten. Unglückliche Gleißner! ihr spottet Gottes unter einer Maske, und traget zum Zeichen der Kasteiung eine Geissel an dem Gürtel. Aber Gott ist es nicht, für welchen ihr ihn traget, euer Hinterer, euer Rücken sollten wacker damit gestrichen werden. Es ist nicht einer unter euch, der diese Züchtigung nicht sehr wohl verdient hätte.

Die Höflinge lagen dem König an, er solle diesen Doktor in einen Sack nähen, und in die Seine werfen lassen; aber Heinrich der 3te war nicht gewohnt grausam zu seyn, und schickte ihn in sein Konvent nach Melün zurück. D'Espernon, welchem es zuweilen einfiel, witzig zu seyn, verlangte ihn zu sehen. „Lieber Herr Prediger, sagte er zu ihm, Sie machen, daß die Leute über Ihre Predigten lachen, und dieß ist nicht gar schön. Ein Mann von Ihrem Stande muß predigen, um zu erbauen, und nicht, um lachen zu machen.“ „Mein Herr, erwiederte der Doktor, ich predigte das Wort Gottes: man lacht nicht über meine Reden, ausser man sey ein Atheist, und ich habe in meinem Leben noch nicht so viele Leute lachen gemacht, als Sie schon zu Thränen bewegt haben.„ D'Espernon war nur

gewohnt gegen seines gleichen empfindlich und aufbrausend zu seyn; er lachte also über diese sonderbare Antwort, und verzieh ihm.

Einen Monat vor dieser Predigt, hatte Rose, ein Doktor von der Sorbonne, in einer Predigt ein Beispiel von einer ähnlichen Frechheit gegeben. Der König, seine Lieblinge und mehrere Herren, vermummten sich in der Fastnacht. Den Tag über schwärmten sie auf den Straßen herum, und des Nachts giengen sie zu den Bällen. Am folgenden Ascher-Mittwoch wurde wider diese Maskerade gepredigt. Die Rede des Doktor Rose war eine Art von Sturm-Glocke wider den König und wider diejenigen, welche sich einem Vergnügen überlassen hatten, das so lange Zeit unter den Großen gefeiert wurde, und nun bis zur Ergözlichkeit des niedrigsten Pöbels herabgesunken ist.

Der Doktor mußte im Louvre erscheinen, und der König sagte, als er ihn sah, „Ich ließ Sie zehen Jahre lang bei Tag und Nacht durch alle Straßen laufen, ohne Ihnen etwas in den Weg zu legen; und da ich mich dieses in einer einzigen Nacht, und zwar noch in der Charwoche unterstand, so haben Sie auf offentlicher Kanzel mich dafür bestraft. Fort! kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen, und werden Sie einmal klug, denn es ist Zeit!

Dieser gelinde Verweis wurde noch mit einem Geschenk von 400 Thalern begleitet. Niemals verschwendete ein König das Geld seines Volkes auf eine schlechtere Art, noch an einen nichtswürdigeren

Unterthanen. Einige Zeit nachher machte er diesen aufrührerischen Prediger zum Bischof von Senlis. Heinrich der 3te suchte durch so viele Wohlthaten den Fanatismus dieses Theologen zu besänftigen, und machte ihn dadurch nur noch gefährlicher.

Als die Theologen Poncet und Rose auf der Kanzel diese strafbaren Exzesse begiengen, war die heil. Union zu Paris noch nicht ganz zu Stande gekommen. Als sie aber einmal in dem Zimmer des Doktor Boucher in der Sorbonne war unterzeichnet worden, so wurde es damit noch viel ärger. Die Sicherheit vor der Strafe machte die Theologen noch verwegener. Ihre Zügellosigkeit wurde allgemein; sie verkündigten den Aufruhr offentlich, indem sie unaufhörlich von dem Herzog von Guise, als von dem Schild der Religion, und von Heinrich dem 3ten, als von einem Tyrannen sprachen, von welchem man sich befreien müsse.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Von 1583, bis 1588.

Sorbonnisten, als Abgeordnete an den König von Navarra. Sixtus der 5te thut ihn in den Bann. Die fliegende Schwadron. Schlacht bei Koutras. Geheimer Befehl der Sorbonne wider Heinrich den 3ten.

Die Pazifikations-Edikten, unter deren Schatten sich die Kalvinisten einige Zeit gelagert hatten, wurden bald widerrufen. Man räumte den Laien sechs Monate, den Priestern aber nur einen Monat ein, binnen welchem sie das Reich verlassen sollten. Die Chambres-mi-parties wurden kaßirt. Heinrich der 3te wurde durch die Verwegenheit der Guisen zu dieser grausamen Landes-Verweisung gezwungen, an welcher das Parlement lange schon heimlich gearbeitet, und solche ohne irgend eine Gegen-Vorstellung einregistrirt hatte. Als man auseinander gieng, schrie man: es lebe der König! dieses Freuden-Geschrei war schon lange Zeit nicht mehr gehört worden. Heinrich der 3te hatte dagegen kein Gefühl, sondern er staunte nur.

Die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten und die Guisen waren zusammen einverstanden. Jedesmal waren unter schwachen Königen die Bischöffe und Obrigkeiten unternehmend. Heinrich der 3te war wohl von diesen geheimen Einverständnissen unterrichtet,

terrichtet, aber es fehlte ihm an Staats-Klugheit und an Mitteln, um sie zu vernichten. Anstatt des Muthes besaß er nur Launen, und eine Art von schneller Hitze, wodurch schwache und unthätige Seelen gemeiniglich entflammt werden. In seinem Unwillen ließ er den ersten Präsidenten, den Vorsteher der Kaufleute, und den Dechanten der Kathedralkirche vor sich kommen, und sagte ihnen: weil ihr in euren Gewölben und Chören den Krieg beschlossen habt, so will ich ihn auf eure Kosten unternehmen: Herr Präsident! ohne Geld kann man keinen Krieg führen; diesem zufolge, sollen die Räthe mir den Kopf nimmer mit Klagen über die Unterdrückung ihrer Besoldungen anfüllen. Herr Handlungs-Vorsteher! sage er diesen Morgen noch der Bürgerschaft, weil ihnen meine Widerrufung so ein großes Vergnügen gemacht habe, so solle sie mir hunderttausend goldene Kronen vorschießen, damit ich meinen Krieg fortsetzen könne. Und weil es noch über dieses ein heil. Krieg ist, so ist auch die Geistlichkeit verbunden, die Kosten davon zu tragen. Bei diesen lezten Worten wendete er sich an den Kardinal von Guise, und fügte hinzu: ich begreife wohl, daß Sie darüber, daß ich die Predigten abschaffen will, die Messe nicht der Gefahr aussetzen werden.

Heinrich der 3te wollte diesen Krieg, vor dem er sich fürchtete, immer noch vermeiden, und bot daher die lezten Mittel auf, um den König von Navarra wieder in den Schoos der Kirche zurück-

zuführen. Er sendete den Abt von Lenonkourt, und zween Doktoren von der Sorbonne als Abgesandte an ihn, welche ihn bekehren sollten. Auch der Präsident Brülard gesellte sich zu ihnen, um ihn durch Staatsgründe zu überreden. Die zween Theologen Prevot und Cueilli, machten ihre Angriffe auf diesen König durch künstliche Schlüsse, und er verstand doch nichts, als vernünftig zu denken und zu siegen. Prevot war einer von den vier Fanatikern, welche die heil. Union unterzeichnet hatten. Der Doktor Cueilli war einer der größten Ignoranten und der plumpesten Aufruhr-Prediger von Paris. In den witzigen Gesellschaften der damaligen Zeit sprach man von den Predigten des Doktor Cueilli, welche die Sackträger gesammelt hätten.

Der Herzog von Mayenne marschirte an der Spitze eines Heeres nach Guyenne, um die Syllogismen der Theologen und die Vernunft-Gründe der Obrigkeits-Personen durch die Waffen zu unterstützen. Es wird viel Gutes bewürken, sagte diesem die Herzogin von Uzes, eine Konvertitin, wann die Henker im Gefolge der Beichtväter angezogen kommen. Man sezte Heinrichen immer das Messer an die Kehle, so oft man ihn bereden wollte, eine Messe anzuhören, welche er unglücklicherweise von der Wiege an für ein päpstliches Possenspiel, und für ein Blendwerk der Priester halten lernte. Auf eine solche Art läßt sich freilich eine tapfere Seele nicht überreden.

Heinrich empfieng die Gesandtschaft des Königs von Frankreich mit aller Achtung; aber er verachtete ihre Syllogismen und Staats-Maximen, und rüstete sich gegen den Mayenne. Sein zärtliches Gemüth schäumte über dem Unglück, wovon er vorher sah, daß Frankreich ihm nicht mehr entrinnen werde. In einem solchen entsetzenvollen Augenblick fiel er in Ohnmacht, und bekam von der Zeit an einen grauen Bart. Um das Blut der Franzosen zu sparen, schickte er dem Herzog von Guise, dem Anstifter dieses Kriegs, eine Ausforderung zu. Aber Guise schlug dieselbe aus, und Heinrich zog gegen seine Feinde zu Felde: und was waren diese anders, als Feinde von Frankreich selbst. Seine Fortschritte waren reissend. In zween Monaten hatte er sich vier Provinzen unterworfen.

Die Guisen und ihre Anhänger wurden über dieser Kettenreihe von Eroberungen betroffen, nahmen ihre Zuflucht nach Rom, und waren feig genug, das Vatikan um seine Blitze gegen diesem für sie unüberwindlichen König anzuflehen. Ein Doktor der Sorbonne, eben jener Pellevé, dessen Charakter ich geschildert habe, erhielt von Vermotti, welcher kurz nachher den päpstlichen Stuhl bestieg, jene Exkommunikation, welche er von Bounkompagnon, der unter dem Namen Gregors des 13ten starb, nicht hatte erhalten können.

Dieser Bannfluch, abgeschleudert gegen einen rechtmäßigen König, von einem Manne, welcher, wie jedermann weiß, aus dem Stalle des Schlosses

zu Montalte herstammt, in seiner Jugend die Schweine gehütet hatte, welcher einen jungen Franziskaner ermordet hatte, und sich durch einen Gaukelers-Sprung auf den Stuhl des heil. Peters geschwungen hatte; dieser Bannfluch, sage ich, reizte jeden Rechtschaffenen zum Unwillen. Er ist eines der gewaltthätigsten und merkwürdigsten Denkmäler der römischen Frechheit. Dieser verwegene und aufgeblasene Papst verschloß dadurch vor Heinrich nicht nur die Pforte des Himmels, er wollte ihm auch noch den Weg zum Throne dadurch versperren, und erklärte ihn und den Prinzen von Condé für Bastarte aus dem Hause von Bourbon. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Bischof von Rom durch einen Betrug des Doktor Pellevé bewogen wurde, der Geburt des Königs von Navarra diesen Schand-Fleck anzuhängen. Gab es wohl je einen schlechteren Franzosen, als diesen Doktor? er spielte zu gleicher Zeit die Person eines Fanatikers, und die Rolle eines Betrügers.

Der schwache Heinrich der 3te duldete die Schmach dieses Bannes an seinem Thronfolger eben so gelassen, wie die Verwegenheit der lothringischen Prinzen. Diese freche Anmaßung des Papstes erbitterte hingegen den navarrischen Helden, und vergrößerte seinen Muth. Er erklärte diesen sogenannten Papst Permotti in einer Schrift feierlich für einen Lügner, und ließ sie an den Thoren vom Vatikan anschlagen; welch einen hohen Begriff bekommt man dadurch von seinem Karakter!

Die schlaue Katharine von Medizis, welche immer erfinderisch an Mitteln war, eilte zu dem erzürnten und siegreichen König nach St. Brix: sie hoffte mit Hilfe der Hofdamen, welche sie begleiteten, und welche nur die fliegende Schwadron genannt wurden, dasjenige von ihm zu erhalten, was Mayenne, Rom, die Rechtsgelehrten, der Abt von Lenonkourt und zween Theologen sich vergeblich zu bewürken bemüht hatten. Mitten im Kreise von der Schwadron dieser jungen Damen, hielt Katharine von Medizis eine Unterredung mit diesem Helden. Sie verlangte einen Waffenstillstand, welchen er aber verweigerte; sie wollte ihn bereden, sich von seiner Gemahlin zu trennen, welche ihr verhaßt war, und sich noch dazu durch eine auffallende Treulosigkeit auszeichnete, und versprach ihm ihre unvergleichlich schöne Enkelin, die junge Christine. Es mag seyn, daß dieses für Heinrich einigen Reiz hatte; aber er hatte doch den Muth, ihr zu widerstehen. Er that noch mehr. Er sah die Schlinge, welche seinem Herzen durch den Anblick so vieler Schönheiten gelegt wurde, übersah den ganzen Zauberkreis mit kaltem Blute, gieng hinweg, und sagte: hier ist nichts, das mich reizt. Einige Zeit nachher wurde er von Katharine nach Hofe eingeladen; aber er kannte seine Falschheit. Er seines Theils machte den Vorschlag, daß man im Namen des Königs ein deutsches Heer, welches schon an der Gränze stand, nach Frankreich solle kommen lassen. Man gab sich beiderseits abschlägliche Antworten.

Katharine führte ihre fliegende Schwadron wieder nach Paris zurück, und Heinrich sezte seine Eroberungen fort,

Schlacht bei Coutras.

Der Herzog von Joyeuse, ein junger, weibischer und eingebildeter Höfling, wurde diesem Helden als Befehlshaber entgegengestellt. Sein Heer stieß aus einer Ebene nahe bei Coutras an der Dordonne, auf die kalvinistischen Haufen, welche in den Beschwerden des Kriegs geübt waren, für die Freiheit stritten, welcher im Feld erzogen, und bei dem Unglück in die Schule gegangen war. Wenn aber gleich die Kalvinisten diesen Helden, ihren König an der Spize hatten, so fielen sie doch noch zuvor, ehe sie den Feind angriefen, auf die Knie, und flehten, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, um den Beistand des Himmels. Als Joyeuse dieses Zaudern bemerkte, sagte er: „Sie sind unser; denn sie zittern!“ Sie irren sich, antwortete ihm Lavardin, Sie werden beim Angriffe finden, daß sie Teufel und Löwen sind. Lavardin hatte recht. Gleich im ersten Treffen gerieth das Heer des Herzogs von Joyeuse in Unordnung: Ein Offizier fragte ihn, was er thun solle? Sterben! schrie Joyeuse, und stürzte sich verzweiflungsvoll mitten in den Feind.

Der Verlust dieser Schlacht schmerzte Heinrich den 3ten weniger, als der Tod des Joyeuse. Der Kardinal von Bourbon, welchen man zum König machen wollte, wurde in dieser Absicht die apostolische Säule der Sorbonne genannt. Er weinte, als er hörte, daß die siegreichen Kalvinisten nun bald

der Messe ein Ende machen werden. Wenige Tage nach diesem Treffen wurde sein Neffe, der Prinz von Condé, zu St. Jean d'Angeli vergiftet, und er würdigte diesen Vorfall kaum seiner Aufmerksamkeit. Er dachte geradehin, sein Neffe wäre nicht vom Gifte, sondern von dem Bannstral getödtet worden, welchen Rom wider ihn abgeschleudert habe.

Indessen zeigten sich die Vorboten der Empörung zu Paris mit jedem Tage häuffiger. Der Zunder dazu lag in der Sorbonne, und von da aus verbreitete sich das Feuer durch zwanzigerlei Kanäle, als z. B. Predigten, Beichten, (Begrüssungen,) Abend-Andachten und Prozessionen, durch alle Theile der Stadt, und durch alle Bürgerklassen. Schriften, angeschlagene Zettel, das Paradies, die Gebet-Stühle, Kapellen, Benediktionen, mit einem Wort, alles, was nur eine Empörung beschleunigen kann, wurde zur Hilfe genommen.

Sechs Doktoren von der Sorbonne, Rose, Prevot, Cueilli, Boucher, Pelletier und Hamilton, stellten auf dem Kirchhof zu St. Severin, ein schauerliches Gemälde aus, wozu die Hugenotten den Stoff gegeben hatten. Der dumme Pöbel, welcher durch den Fanatismus dieser Doktoren dazu veranlaßt war, lief haufenweise nach diesem Kirchhofe. Seine Einbildungskraft erhizte sich, als er die groben Unmenschlichkeiten der Protestanten sah. Und in der ersten Wuth seines Eifers schrie er, daß man die Ketzer und ihre Beschützer vertreiben müsse. Das Parlement schwieg zu diesem Aufruhr-erregenden

Am 9ten Julius, 1587.

Gemälde still. Heinrich der 3te befahl ihm, daß es solches solle hinwegnehmen lassen; aber er wollte nichts von den Urhebern dieser Unordnung wissen, und das Volk brach in eine neue fanatische Wuth aus.

Sturm. Wenige Tage nach der Aussetzung dieses Gemäldes, ließ der Doktor Boucher in der Kirche zum heil. Benedikt, woselbst er Pfarrer war, die Sturm-Glocke anziehen. Bewaffnete und Unbewaffnete rannten durch die St. Jakobs-Straße wie Furien, und schrieen: Freunde, zu den Waffen! zeigt euch, ihr Katholiken! es gilt euern Theologen und euern Predigern! dieses war es aber nicht; sondern man suchte nur den Pöbel zur Empörung zu reizen; der Rädelsführer dieser Meuterei war ein Notarius, Namens Hatte. Der König konnte diesen Aufruhr nicht hemmen, und das Parlement ließ ihn unbestraft.

Mayenne versammelte bei seiner Wiederkunft nach Paris die Häupter der heil. Union. Der Plan, die Ordnung, die Uebereinstimmung, welche unter allen diesen Verbündeten herrschten, sind zu bewundern. Er zauderte nicht, sich an ihre Spitze zu stellen, sich von ihnen huldigen zu lassen, und auch ihnen seinen Eid zu schwören. Nachdem Mayenne alles zu dem bevorstehenden Aufruhr vorbereitet hatte, begab er sich nach Burgund, und zeichnete daselbst sich durch einen Mord an dem Sakremore aus. Man nannte ihn auch öffentlich den Mörder des St. Maigrin, und den Entführer der Mademoiselle von

Laumont. Weil Mayenne ein guter Katholik war, so nahm auch das Parlement keine weitere Masregeln wider ihn.

Die Sorbonne sezte anfangs voraus, daß das Volk bei ihr sich Raths erholen werde, wie es sich gegen seinen König, Heinrich den 3ten, betragen solle. Man nannte diese Berathfragungen Gewissens-Fälle, und sie ertheilte dem Gewissen der Priester die Antwort: Man kann Prinzen, welche man nicht so findet wie sie seyn sollten, von der Regierung verstoßen, gleichwie man Vormündern welche man für verdächtig hält, ihre Vormundschaft, abnehmen kann. Dieses waren die eigenen Worte der Sorbonne.

Schluß der Sorbonne vom 16ten Dezember, wider Heinrich den 3ten.

Dieser theologische Schluß ist einer der befremdendsten Gegenstände in unserer Geschichte. Man machte ihn dem Volk durch angeschlagene Abschriften bekannt. Die Prediger stimmten ihren Ton darnach, und die Beichtväter machten, mit diesem Schluß der Sorbonne in der Hand, Proselyten der heil. Union.

Der König erhielt von dieser Vermessenheit der Theologen Nachricht, und ließ das Parlement und die Sorbonne vor sich kommen. Der Doktor Boucher erhielt namentlich den Befehl nach dem Louvre zu kommen, und an diesen Fanatiker richtete er hauptsächlich seine Rede. Ihr seid ein Niederträchtiger, sagte er zu ihm, und eure Mitbrüder sind nicht viel besser. Euer beständiger Gesellschafter beim Tische, beim Wein, bei Ergözlichkeiten, ist der

Theologe Burlat, und ihr habt euch unterstanden zu predigen, ich hätte ihn in einem Sack ins Wasser werfen lassen. Ihr alle werdet aus zween Gründen verdammt werden. Erstlich, weil ihr von dem Stuhle der Wahrheit herab, Lästerungen gegen meine Ehre ausgegeifert habt, und 2tens weil ihr, von der Kanzel aus, worauf ihr gelogen habt, gerade zum Altar hingienget, um die Messe zu lesen. . . . . Ich weiß den Schluß der Sorbonne vom sechzehenten dieses Monats. Ich bin nicht gesonnen, mich dafür zu rächen, weil es Nach-Mittag war, als ihr eure Versammlung hieltet. . . . Werdet ihr aber jemals wieder einen ähnlichen Fehler begehen, so soll mein Parlements-Hof, welcher hier gegenwärtig ist, mir Rechenschaft davon geben. Ich vergesse alles, und verzeihe euch. . . . Der wirkliche Papst, Sixtus der 5te, hat zween Franziskaner zu den Galeeren verurtheilt, weil sie wider ihn gepredigt haben; unter euch ist nicht Einer, der dieses nicht verdient hätte.

Die Güte des Königs ist unbegreiflich, aber noch viel unbegreiflicher ist das Stillschweigen des Parlements. — Warum vernichtete es denn nicht durch einen feierlichen Befehl diesen schändlichen Schluß der Sorbonne? Es hatte die Aufsicht über die Polizei; warum ließ es also diesen Predigern die Freiheit, die trotzigsten Grobheiten gegen ihren König auszustoßen?

Der Herzog von Guise verlor keine Zeit. Er sezte durch die Exkommunikations-Bulle des Papsts

gegen den König von Navarra alles in Bewegung, mit dem Gelde von Spanien, mit dem Schluß der Sorbonne wider Heinrich den 3ten, und mit dem Worte Religion. Er verkleidete sich, und eilte nach Rom. Während der kurzen Zeit, welche er sich daselbst aufhielt, kam niemand vor ihn als der Doktor Pellevé, sein Unterhändler und Theilnehmer an der bevorstehenden Staats-Umwälzung von Frankreich. Pellevé unterhielt sich darüber mit Sixtus dem 5ten, und stellte ihm den Herzog von Guise als einen neuen David vor, welcher die Lade des Herrn allein erhalten könne. Sixtus der 5te überschickte diesem zufolge dem neuen David einen Degen, auf welchem Flammen eingegraben waren. Dieser Degen und diese Flammen gaben dem Herzog von Guise zu verstehen, was Rom von seinem Eifer erwarte. Von Rom gieng der Herzog nach Nanci; und von hier aus verlangte er mit Zustimmung aller Prinzen von seinem Hause, durch ein Schreiben an Heinrich den 3ten, daß er sich zu Gunsten der heil. Union erklären solle; daß er alle vom Hofe verjagen solle, welche entweder denselben oder die Ketzer begünstigen, daß er den Kalvinisten den Krieg ankünden, das Konzilium von Frankreich ausschreiben, und die Inquisition in Frankreich einführen solle.

Dieser Prinz gründete sein verwegenes Verlangen hauptsächlich auf zwei Dinge. 1) Auf das Flammen-Schwerd, welches Sixtus der 5te ihm geschickt hatte, und 2) auf den Schluß der Sorbonne, nach welchem man Heinrich den 3ten von der Regierung verstoßen durfte.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Von 1588, bis 1589.

Neue Unordnungen der Priester. Flucht Heinrichs des 3ten. Prozeßion nach Chartres. Die Stände zu Blois. Ermordung des Herzogs von Guise.

Mitten unter dieser Verwirrung, womit der Fanatismus den Thron umlagerte, blieb Heinrich der 3te gelassen. Seine Gelassenheit rührte aber in Wahrheit weder von einer wahren Seelengröße, noch von der Tugend her; sondern von der Schwäche eines trägen Geistes. Bald wollte man ihn bei der Gespenster-Geschichte von Vincennes, und bald auf dem Jahrmarkte zu St. Germain entführen. Man wollte ihn mitten unter den Karnavalls-Belustigungen heimlich ermorden. Alles ist vorbereitet, um sich der Bastille, des Zeughauses, des Temple des Chartelets zu bemächtigen, und das Louvre zu überfallen. Der Präsident du Harlai, der General-Advokat von Espesses, der Kanzler und der ganze Hof sollten ermordet werden.

Der König ist von allen diesen Unternehmungen unterrichtet, und ist dazu gleichgültig. Unter allen, welche ihn umgeben, ist nicht Einer, welcher ihm mannhafte und muthige Gesinnungen hätte einflößen können. Alle sind entweder durch die Wollust weichlich, oder durch den Aberglauben albern gemacht.

Ehe Mayenne Paris verließ, beurlaubte er sich noch bei Heinrich dem 3ten, und dieser, welchem alle Unternehmungen und Absichten der Verbündeten bekannt waren, welcher sich seiner mit allem Recht hätte bemächtigen können, gab ihm noch gute Worte, und sagte: Wie, mein lieber Vetter! Sie verlassen also Ihre Freunde, die Liguisten? der Herzog von Guise, Mayennens älterer Bruder, leitete die Verschwörung aus der Ferne, und war klug genug, den Ausgang der Sache ausserhalb Paris abzuwarten.

Der Augenblick des Ausbruchs war vorhanden. Die Prediger glaubten ungestraft alles unternehmen zu können. Die Kirchen und Kanzeln wiederhallten von Lobsprüchen auf den Herzog von Guise, und von Spott-Reden über Heinrich den 3ten. Der Pöbel lief in seiner Trunkenheit von der Kirche bis unter die Fenster des Louvre, und rief: es lebe die Messe! es lebe der Herzog von Guise! dreißigtausend gezählte und bewaffnete Liguisten unterstützten das Geschrei des Pöbels und die Unordnungen der Priester. Diese wünschten den König zwingen zu können, daß er Einen von ihnen in Verhaft nehmen ließe. Dies sollte das Zeichen zur Empörung seyn. Der Doktor Prevot wurde ins Louvre vorgeladen, weil er zu St. Severin aufrührerisch gepredigt hatte. Er weigerte sich, zu gehorchen. Der Stadt-Lieutenant erhielt den Befehl, ihn in Verhaft zu nehmen, aber plözlich verbreitete sich die Sage, der König wolle die guten Prediger aufknüpfen lassen. Das Volk empörte sich, Bussi le Clerk eilte mit einem

bewaffneten Bürger-Trupp den Doktoren der Sorbonne zu Hilfe, und verjagte das Geschwader des Stadt-Lieutenants.

Die Wiederkunft des Herzogs von Guise war zu befürchten. Heinrich der 3te schickte ihm den Befehl zu, daß er von Paris entfernt bleiben solle, und er kam doch. Das Volk empfieng ihn wie seinen angebeteten rechtmäßigen Beherrscher. Mehr als 20,000 Personen umringten ihn, und schrieen: Es lebe die Messe! es lebe der Herzog von Guise! man nannte ihn den Erhalter des Vaterlandes, überhäufte ihn mit Segens-Wünschen, fiel vor ihm auf die Knie; Idioten berührten seine Kleidung mit ihren Mützen. Die Pariser warfen aus den Fenstern, durch welche sie seine Ankunft sahen, mit Blumen nach ihm. Mit einem Worte, und um mich in der Sprache der Schriftsteller derselben Zeit auszudrücken: Frankreich war in diesen Menschen vernarrt; denn verliebt sagt viel zu wenig.

Guise gieng durch zween Reihen eines lärmenden fanatischen Pöbels mit drohender Stirne und lachendem Munde nach dem Louvre. Sire! — so redete er den König an, — hier haben Sie meinen Kopf, wenn ich strafbar bin. Es denkt sich leicht, daß Heinrich der 3te es nicht wagte, ihn schuldig zu finden, und Guise unterstand sich, gleich am andern Tag wieder ins Louvre zu gehen. Von da begab er sich zu der Königin Mutter, wo der König ihn antraf. Bei dieser Unterredung zwang dieses Oberhaupt der Empörer seinen König, daß er den

Espernon und seinen Bruder la Valette von sich jagte, und den Hugenotten den Krieg erklären mußte.

Der König versprach alles; und dennoch verbreiteten die Unterhändler des Herzogs in allen Theilen der Stadt täglich das Gerücht, daß der König die Prediger, diejenigen Doktoren der Sorbonne, welche Pfarreien besäßen, und den Herzog von Guise wolle ermorden lassen, und bewogen das Volk zur Empörung. Man grief zu den Waffen. Die Pflaster wurden aufgebrochen, und die Fenster mit Steinen belegt; man spannte Ketten aus, und die Sturm-Glocke verkündigte einen allgemeinen Aufstand. Vergeblich sezten die Schweizer ihre Mützen auf; sie wurden ohne Gnade ermordet. Der Vorsteher der Kaufmannschaft wollte die Losung im Namen des Königs geben, aber sie wurde ihm im Namen des Herzogs von Guise abgefordert. Man sezte Schlag-Bäume vor das Louvre, und fünfzehentausend Bewaffnete grieffen es, von der Seite gegen das Feld zu, an.

Der König wurde noch bei Zeiten benachrichtigt, und entrann. Die Wachen, für welchen er vorbeigieng, mißhandelten und beschimpften ihn. Er blieb in einem Dorf über Nacht, und gieng am andern Tage nach Chartres. Die Abgeordneten der souverainen Mächte wollten seine Befehle vernehmen, und er antwortete denen vom Parlement: Es giebt Leute, welche sich gegenwärtig als niederträchtige Betrüger in den Mantel der Religion hüllen. Ich wollte,

daß man mir einen Arm abgehauen hätte, und daß der lezte Ketzer in meinem Schlafzimmer abgemalt wäre.

Die Liguisten schämten sich, daß sie Heinrich den 3ten hatten entrinnen lassen, und schickten die von ihnen gestiftete Brüderschaft der Büßenden ab, um ihn zurückzuholen. Diese giengen in einer Prozession nach Chartres; vor ihnen her giengen vier Männer, von welchen einer mit einem härenen Rock angethan, und mit einem Wehrgehänge behängt war, und einer heiseren Trompete die kläglichsten Töne entlockte. Die andern drei führten alte Hellebarden und Brügel, und trugen anstatt eines Helmes große Kessel auf den Köpfen. Der Bruder Angel. von Joyeuse, ein Kapuziner, war mit Dornen gekrönt, sein Gesicht war mit Blut besprizt, er trug ein Kreuz von Pappen-Deckel, heulte jämmerlich, und stellte so Christum vor; zween Novitzen, welche die heil. Maria und Magdalena vorstellten, verdrehten ihre Augen sehr andächtig, und fielen vor ihm auf die Knie. Vier Henker hielten in der einen Hand den Strick, an welchem Jesus Christus von Joyeuse gefesselt war, und in der andern eine Ruthe, mit welcher sie ihn striechen. Crillon wurde darüber aufgebracht, daß er den Joyeuse mitten unter dieser abgeschmackten Maskerade erblickte, und schrie: Schlagt nur recht zu, streicht ihn nur recht; er ist ein Tropf, welcher sich in die Kapuze verkroch, um keine Waffen tragen zu dörfen.

Heinrich

Heinrich der 3te wurde durch diese Prozeßion wenig gerührt, gab seinem Favoriten, Jesus Christus, einen Verweis, und verließ Chartres, wo er nicht sicher genug war. Da er aus seiner Residenz vertrieben war, und ohne Geld von einer Stadt zu der andern irrte, so handelte er mit dem Frieden. Der Herzog von Guise verkaufte ihm denselben, und zwar sehr theuer. Er wurde durch die Bedingungen des Kaufs als Generalißimus erklärt. Der Befehlshaber-Stab und der Gebrauch des Militairs wurde seinen Anverwandten, und die Stellen dabei seinen Freunden zugesprochen. Espernon wurde nach Angoumois verwiesen; Villeroi und der Kanzler Chiverin wurden zurückberufen. Darauf verkündigte man das Unions-Edikt, wodurch allen Franzosen befohlen wird, daß sie die Waffen nicht eher niederlegen sollen, bis die Kalvinisten würden vertilgt seyn, und daß sie niemals einen Ketzer als König von Frankreich anerkennen sollen.

Der Herzog von Guise machte darauf dem König seine Aufwartung, und das Sonderbarste ist dieses, daß sie von keiner Staats-Angelegenheit nicht ein Wort sprachen. Es schien, daß Heinrich der 3te damals eine Rache in seinem Herzen brüte, welche unverzüglich ausbrechen werde. Er verlangte bei der Mittags-Tafel, daß der Herzog von Guise mit ihm trinken solle; wessen Gesundheit wollen wir trinken, fragte der König lachend? Welche Ihnen gefällt, antwortete der Herzog. Lieber Vetter, erwiederte der König, trinken wir auf die Ge-

sundheit unserer Freunde, der Hugenotten, und unserer Belagerer von Paris, und vergessen wir sie niemals.

Inzwischen versammelten sich die Stände zu Blois. Hier rüstete sich alles, um die Macht der Valois zu vernichten, dem Recht von Bourbon und der Macht des Herzogs von Guise Schranken zu setzen. Die weltlichen Räthe, die Bischöffe, die Jesuiten, die Mönche, die Sorbonne, alles hatte sich an ihn verkauft. Mit einem einzigen Wort konnte er die Provinzen zum Aufruhr bewegen, deren sich die Kalvinisten noch nicht bemächtigt hatten. Alle Abgeordneten, welche vor den Ständen erschienen, waren seine Geschöpfe.

Heinrich der 3te eröfnete die Sitzungen mit einer Rede. Es waren die Worte eines gebeugten Vaters. Die Liguisten sahen sich durch einige Ausdrücke beleidigt, und der Erzbischof von Lyon erfrechte sich, zu verlangen, daß er sie unterdrücken solle. Der Herzog von Guise verlangte eine Wache, und der König verweigerte ihm solche. Er verlangte Orleans zu einem Sicherheits-Platz für die heil. Union, und auch dieses schlug der König ihm ab. Ich werde sie schon zu beschützen wissen, sagte der Herzog in einem Ausbruch des Zorns. Unerachtet dieser Verweigerungen, sprach und handelte er dennoch als König. Alle seine Unternehmungen waren von der Art, daß es schien, er wolle sich dieses Titels anmaßen, und daß er nur die Gelegenheit dazu abwarte. Die Herzogin von Montpensier, eine Schwester des Guise, trug an ihrem Gürtel eine goldene Scheere, um, wie sie sagte, dem Hein-

rich von Valois eine Mönchsglatze damit zu scheeren. Sein Bruder, der Kardinal, welcher etwas weniger Höfling war als die Herzogin, sagte: er wolle ihm mit der Spitze eines Dolchs den Scheitel abscheeren.

Alles verkündigte die bevorstehende Staats-Veränderung. Die Entthronung Heinrichs des 3ten war vereitelt, aber der Tod des Heinrich von Guise war es ebenfalls; man benachrichtigte ihn durch ein Briefchen, das man unter sein Handtuch legte. Er nahm das Briefchen, schrieb darunter: es wird sichs niemand unterstehen, und warf es unter den Tisch. Der König ließ ihn benachrichtigen, daß sich der Staats-Rath des andern Tages früh Morgens versammeln werde. Die Marquisin von Noirmoutier, bei welcher er die Nacht zugebracht hatte, beschwor ihn, Blois zu verlassen. Unempfindlich gegen ihre Thränen, riß er sich von ihr los, und eilte nach dem Staats-Rathe. Meuchel-Mörder, welche sich in einem Saale versteckt hatten, überfielen ihn, und stießen ihn nieder mit Dolchen. Wer es mit ihm hielt, der wurde in Verhaft genommen. Der Kardinal von Guise, welcher eben so gefährlich war, als sein Bruder der Herzog, wurde am andern Tage mit Hellebarden niedergestossen. Man verbrannte die Leiber dieser zween Brüder, und streute die Asche in die Luft, weil man befürchtete, der Fanatismus möchte ihre Ueberbleibsel für Reliquien erklären.

Kaum hatte der Herzog seine Seele ausgehaucht, als Heinrich der 3te zu seiner Mutter lief, und

ihr sagte, daß der König von Paris nicht mehr sey. Sie lag krank auf dem Todbette. Du hast wohl gethan, mein Sohn, sagte sie, aber man muß das Thor schließen. Wenige Tage nachher starb sie. Man wagte es nicht, ihre Leiche noch St. Denis zu bringen, denn das Volk drohte, sie auf den Schind-Anger zu werfen. Zu Blois, sezt das Tagbuch von Heinrich dem 3ten hinzu, machte man mit der Leiche der Katharine von Medizis nicht mehr Umstände, als mit einer todten Ziege.

Der Tod des Herzogs von Guise war nach der Staats-Kunst nothwendig; ein lothringischer Prinz, welcher die Inquisition in Frankreich einführen, und seinen König vom Thron stoßen wollte, verdiente zu sterben. Heinrich der 3te hielt sich für befugt, ihm nach dem Leben trachten zu lassen, da er ihn durch die Gesetze nicht verurtheilen konnte. Hätte dieser König zu regieren gewußt, so würde er niemals in den Fall gekommen seyn, eine solche Handlung unternehmen zu müssen.

Ich bemerke hier noch, daß die Regierung des Herzogs von Guise, wenn er zum Nachtheil Heinrichs des 4ten auf den Thron gekommen wäre, die Regierung der Theologen, Inquisitoren und Henker gewesen seyn würde. Und Frankreich, welches Europa gegenwärtig mit Bewunderung, mit heiterer Stirne der Freiheit entgegen eilen sieht, wäre wahrscheinlich schon längst in den Abgrund des Aberglaubens versunken.

Ende des ersten Bandes.

Anmerkungen zum ersten Bande.

1. Kap. (1) Seite 1.

Seelig ist der Mann, dem der Herr seine Sünden vergiebt. Wenn also diese Seligkeit nach der Beschneidung einen so hohen Werth hat, warum nicht auch in der Vorhaut? Denn wir sagen, daß dem Abraham sein Glaube sey zur Gerechtigkeit gerechnet worden. Wie konnte er ihm aber dafür gerechnet werden? Nach der Beschneidung, oder nach der Vorhaut? Nicht in der Beschneidung, sondern in der Vorhaut. Und er erhielt das Zeichen der Beschneidung, ein Zeichen seiner Gerechtigkeit durch den Glauben, welche (Gerechtigkeit) in der Vorhaut besteht, daß er der Vater aller Glaubigen in der Vorhaut sey, daß diese ihnen zur Gerechtigkeit gerechnet werde; daß er der Vater der Beschneidung sey, nicht nur zum Heil derer, welche beschnitten sind, sondern auch derer, welche die Pfade des Glaubens wandeln, der in der Vorhaut unseres Vaters Abraham ist . . . . Welcher wider alle Hoffnung dennoch hoffete, daß er der Vater vieler Völker werden würde, und in seinem Glauben nicht matt wurde, und nicht an die Schwäche seines Körpers gedachte; welcher bald hundert Jahre alt wurde, nicht an die Hinfälligkeit der Sara. ꝛc. — Paul. an die Röm. im 4ten Kap.

Dieses Bruchstück ist hinreichend, um die Schreibart Pauls darnach zu beurtheilen. Man muß es den Ungelehrten verzeihen, wenn sie sagen, daß sie ihn nicht verstehen. Wenn der Apostel der Völker vom Glauben handelt, so spricht er noch viel höher und unverständlicher. Warum bediente er sich, da er allen Menschen das Evangelium verkündigte, und also zu allen Menschen sprach, nicht auch einer Sprache, welche alle Menschen verstanden?

Wenn er aber Sittenlehren vorträgt, so ist es etwas anders. Er ist einfach und erhaben; die Könige und die

Völker, die Gelehrten und Ungelehrten verstehen und bewundern ihn; so bald er aber von dem Glauben und von der Gnade spricht, so hat er nicht eine Stelle, wo er nicht in unzählige Irrthümer, unzählige Albernheiten, unzählige traurige und blutige Spitzfindigkeiten geriethe.

4. Kap. (1) Seite 28. Die mehresten Begriffe von der Moral in dem allgemeinen Besten waren ganz falsch. Man mag dieses daraus abnehmen, was die Geschichtschreiber von der Prinzeßinn Isabella, der Schwester St. Ludwigs, sagen: sie wollte einen Krankenspital stiften; dieses war ein gutes Werk: aber ihr Beichtvater, der Dr. Emmerich von der Sorbonne, beredete sie, daß ein Nonnenkloster in den Augen Gottes einen viel größern Werth habe, als ein Hospital, und sie stiftete die Abtei von Langchamp, nahe bei Paris.

Dieses Verkehrte in den Moral-Begriffen dauerte in Frankreich sehr lange Zeit. Man weiß, wie hundert Jahre nachher die Dominikaner, nachdem sie dem heiligen Ludwig den Kopf verrückt hatten, ebenfalls auch Humbert den 2ten, den regierenden Fürsten über Dauphiné, zum Narren machten; man weiß auch, wie sie diesen Prinzen, aus Furcht, er möchte wieder zur gesunden Vernunft gelangen, in vier Tagen zum Unterdiakon, Diakon, Pfarrer und Patriarchen von Alexandrien machten. Frankreich gewann dadurch die Staaten dieses Fürsten, und die Mönche, welche ihn zum Narren gemacht hatten, wurden von derselben Zeit an für gefährliche Leute gehalten.

5. Kap. (1) Seite 37. Der Titel eines Meisters gieng von der Theologie zu den weltlichen Gerichten über; er wurde aber daselbst nicht anders, als aus Bescheidenheit gebraucht. Das Wort Monsieur bezeichnete bei seiner Entstehung einen eigentlichen Herren. Man mußte schon Ritter seyn, um Messire genannt zu werden. Wenn ein Kanzler oder ein Präsident keine Ritter waren, so wurden sie nur schlechthin Meister genannt. Man sagt: Meister Ives von Scepeaux, Meister Anton Düprat. Dieser

Titel Meister wurde mit der Zeit von allen Ständen in der Gesellschaft angenommen, und heut zu Tage giebt man ihn ohne Unterschied den Obrigkeitspersonen, Advokaten, Künstlern und Theologen.

---

7. Kap. not. Seite 49. Die Befreiung von Steuern, Subsidien, Zöllen, Abgaben und Kriegskösten bevölkerte die Universität zu Paris. Die Lederarbeiter, Schneider und andere, welche dieser Freiheit geniessen wollten, hatten nichts weiter zu thun, als daß sie sich, gegen ein sehr mäßiges Leggeld, auf die Liste des Rektors einschreiben liessen, und von Zeit zu Zeit aus ihren Buden nach der Straße von Fouare giengen, sich daselbst auf einen Bündel Stroh niederliessen, und ein gelehrtes Gewäsche anhörten, welches sie nicht verstanden.

Die Kammerdiener und Laquaien bei den Mitgliedern der Universität genoßen diese Freiheiten ebenfalls. Man bestrebte sich in diesen unglücklichen Zeiten um die Ehre, einen Universitätsverwandten oder Meister bedienen zu dürfen, mit eben so vielem Eifer, als sich gegenwärtig ein bäuerischer Faullenzer bemüht, Lakai bei einem Bischof oder Generalpächter zu werden.

Wenn das Regiment eines Rektors gleich kurz war, so war dennoch sein Ansehen groß. Er erlaubte oder verbot das Predigen nach Willkühr, und lange Zeit behauptete er das Recht, dem König und dem Parlement Gegenvorstellungen zu machen. Eines seiner schönsten Privilegien, und welches der Ordnung des Staates am meisten entgegen war, ist dieses, daß er sich des Rechts der hohen Gerichtsbarkeit anmaßte, und solches bei der Universität oft auch ausübte. Die Lehrer, die Studenten, ihre Dienstbothen, die Buchhändler, die Schreiber, die Boten, die Pergamentmacher, Buchbinder, Maler, und alle welche auf seiner Liste standen, waren auch seiner Gerichtsbarkeit unterworfen. Vergieng sich die Magd eines Juristen oder Theologen, so gehörte sie vor sein Tribunal.

---

8. Kap. (not.) S. 58. Der Engel der Schule sagte in Wahrheit noch viele von dieser Art; von seinen sämmtlichen Grundsätzen über den Königsmord, könnte man einen artigen Kodex zum Gebrauch der Fanatiker machen. Wenn man von unseren Zeiten bis auf den heil. Thomas zurückgeht, so findet man der Ordnung nach eine ganze Reihe von Theologen, von welchen einer nach dem andern diese englische Lehre bevestigte und verschönerte.

Der Orden des heil. Dominiks hat viel mehrere Meuchelmörder hervorgebracht, als jemals die Jesuiten bewaffneten. Die Gesellschafter Jesus ermordeten niemand; die Beschuldigungen von Mordthaten und Vergiftungen mit welchen man sie seit hundert Jahren belud, sind in den Augen des Weisen, der sie mit kaltem Blute betrachtet, größtentheils aller hinlänglichen Beweise beraubt, und nicht eine davon kann rechtlich erwiesen werden. Sie sind weiter nichts als gewaltthätige Muthmaßungen gegen eine Gesellschaft verschlagener und herrschbegieriger Religiosen, welche sich sowohl durch ihre Herrschsucht als auch durch ihre guten Eigenschaften große und zahlreiche Feinde zugezogen haben.

---

28. Kap. (1) S. 211. Die Worte Platos sind merkwürdig. Diejenigen, welche entweder nicht ganz schuldig oder nicht ganz unschuldig waren, wurden nach dem Acheron gebracht: hier duldeten sie Strafen, welche ihren Vergehungen angemessen waren, bis sie dieselben abgebüßt hatten, sodann wurden sie zur Vergeltung für ihre guten Handlungen unter die Seligen aufgenommen.

Ebendas. Kap. (2) S. 211. Diese Betrügerei der Mönche ist ein sehr alter Gebrauch. Sie bedienten sich sonst dieser Erscheinung der Verstorbenen mit Vortheil, um ihre Gebete in Ansehen zu setzen, und sich zu bereichern. Man weißt, daß Dagobert verdammt wurde, weil er sich ihrer nicht annahm. Die Teufel holten ihn von dieser Welt ab, und ließen ihn eine Reise durch das Meer in die andere Welt machen, wobei sie seine Seele mit

Peitschen-Hieben zerarbeiteten, ad ulcania loca, inflictis verberibus trahentes.

St. Denis, St. Moriz und St. Martin kamen ihm zu sehr gelegener Zeit zur Hilfe. Es denkt sich leicht, daß die Teufel ihre Beute nicht sogleich fahren liessen; es kam also zu einem Treffen: der Scharmützel währte aber nicht lang; die Heiligen behielten das Feld, zerstreuten die höllische Rotte, bemächtigten sich Dagoberts, und führten ihn unter Gesang in den Himmel.

Eben so wunderbar ist das Abentheuer Karls des Großen. Die Rotte Beelzebubs war ausgezogen, um diesen Kaiser aufzusuchen, und marschirte mit entsetzlichem Getöse unter den Fenstern des Erzbischofs Turgin vorbei. Dieser Prälat betete zu dem heil. Jakob von Gallizien und zu dem heil. Denis von Frankreich. Es ist bekannt, daß diese beide waren enthauptet worden. Diese beeden Heiligen ohne Köpfe, mit Hilfe einiger Mitbrüder, welche wahrscheinlich ihre Köpfe noch hatten, nahmen diese Höllengeister gefangen, und zerpeitschen sie jämmerlich; diese zerarbeiteten Teufel riefen den heil. Michael an, welcher sich anfangs viele Mühe gab, ihre Anrufungen zu erhören.

Die Tugenden Karls des Großen hielten seinen Fehlern kaum das Gleichgewicht. Michael nahm, um ihn zu retten, seine Zuflucht zu den Materiellen seiner guten Werke. In die eine Waagschale legte er all das Böse, welches diesem Kaiser zur Last gelegt wurde, und in die andere, alle Balken und alles Eisen, welches er zur Erbauung der Kirchen und Klöster herbeigeschaft hatte, und alle Kirchenornate, mit welchen er ihre Sakristeien bereichert hatte. Durch diese List gewann Michael Karl dem Großen den Prozeß. Das Teufelsheer schämte sich sehr, denselben verloren zu haben, und nahm seinen Weg wieder nach der Hölle.

Wer in der Geschichte der Teufel nur wenig bewandert ist, weiß von der Reise, welche Karl der Kahle nach der Hölle machte, woselbst er die Bischöffe sah,

welche seinen Vater hatten geisseln lassen (Ludwig den Gütigen) und wo er selbst Gefahr lief, in die Klauen des Bösen zu gerathen. Von der Hölle gieng er nach dem Fegfeuer: der Weg dahin muß nicht groß seyn; hier fand er die Höflinge, welche ihn mit seinem Vater und seinen Brüdern entzweyt hatten, und erfuhr von seinem Wegweiser, daß er ohne die Herren St. Peter, St. Denis, St. Remi und seine Opfer, ewig würde brennen müßen. Man ersieht aus dieser Geschichte, daß es sehr gut ist, wenn man große Gönner im Himmel hat.

Welche artige Anekdötchen in dieser Note, könnt mir jemand vorwerfen. Der Vorwurf ist gerecht, und beschämt mich; aber bei der Menge von Albernheiten dieser Art, welche man mit dem glimpflichen Namen frommer, erlaubter Betrügereien belegt, da man sie vielmehr ehrlose Schurkenstreiche nennen sollte, hielt ich es für meine Schuldigkeit, einige davon anzuführen, um die strafbaren Mittel kenntlich zu machen, welcher man sich ehmals bediente, um die Völker zu verblenden, zu täuschen und irre zu führen. Durch solche Geschichtchen machte man, daß ich in der niedrigen Sprache eines Meßners spreche, daß das Wasser in die Mühle kam.

Wenn ein Mährchen den Zeitpunkt erreicht hatte, daß es zu altern anfieng, und daß es der Kirche allen den Vortheil gebracht hatte, welchen es ihr bringen konnte, so erfand man ein anderes. Man legte der menschlichen Schwachheit eine neue Schlinge, das heißt, man öfnete eine neue Quelle von Reichthümern für die Kirche; sobald sich diese Schätze einmal in den Händen der Mönche und der Geistlichkeit befanden, so waren sie Heiligthümer; sie waren das Erbtheil der Kirche; an ihnen sich vergreifen, hieß, als ein Kirchenräuber den Bann und die ewige Verdammung auf sich laden.

Ich füge noch hinzu, daß das Schreckbild des jüngsten Gerichts eine eben so ergiebige Quelle von Schenkungen und Reichthümern war. „Es gab kein Jahrhundert, sagte der Weise und Einsichtsvolle des Landes, in welchem

nicht eine übertriebene Meinung von dem Ende der Welt herrschte, welche sehr oft in dem Schoose der Religion und in finstern Klosterzellen war ausgebrütet worden. Wie oft verbreiteten nicht schon die geistlichen Beutelschneider das Gerichte von dem bevorstehenden Untergange der Welt, um die Völker in Furcht zu bringen, und sich auf ihre Kösten zu bereichern? . . . . Es giebt keinen gewinnst-reichern Handel, als das Gewerbe derjenigen, welche sich bestreben unter dem heil. Schleier der Religion andere zu betrügen.

Krit. Gesch. der Phil. 1 B. 6 Kap. S. 240 u. 242.

---

29. Kap. (1) S. 222. In eben dem Jahr, da die Franzosen zu Orleans diese Posse spielten, um eine sehr ehrenvolle Dame um ihren guten Ruf zu bringen, fiel in England ein ähnlicher Auftritt vor. Elisabeth Barton war von einer heftigen Neigung für die Ketzerei eingenommen. Die Mönche erklärten sie für eine Inspirirte. Der Dr. Breting war ihr Wegweiser; sie verkündigte den bevorstehenden Tod Heinrichs des 8ten, welcher sich wider die Genehmigung des Pabstes mit Anne von Bouten vermählt hatte. Die Franziskaner waren mit dieser Barton einverstanden, und machten ihre Prophezeihung auf der Kanzel bekannt. Der Doktor und die Mitschuldigen dieser Wahrsagerin gestanden ihre Betrügereien vor der adelichen Kammer; man verdammte sie zum Tode, und rüstete sich von diesem Augenblick an, die Mönche in Frankreich zu vertilgen.

Fünf und zwanzig Jahre ehe sich diese Auftritte in England und Frankreich ereigneten, hatten die Jakobiner von Bern eine junge Novizin im Nachtmahl vergiftet, nachdem sie solche vorher mit einem glühenden Eisen bezeichnet hatten, um zu beweisen, daß die heil. Jungfrau unbefleckt gewesen sey. Fünf der schuldigsten von diesen Jakobinern wurden an dem Thor von Bern aufgeknüpft, und wenige Jahre nachher wurde der Katholizism in zwei Drittheilen von der Schweiz ausgerottet.

Aus dem was ich bisher erzählte, kann man einsehen, daß die Betrügereien der Priester und Mönche zwei große Uebel hervorbrachten; daß sie nemlich die Masse der geistlichen Schätze auf eine wunderbarliche Art vermehrten, und daß sie der Religion einen unendlichen Schaden zufügten.

---

31. Kap. (1) S. 232. Unter den Reliquien, wovon uns Johann Chauvin oder Calvin gefälligst benachrichtigt, sieht man die Krippe, die Wiege, die Windeln, die Vorhaut und das Blut von dem Jesus-Kinde, die Krüge von der Hochzeit zu Kana, das Wasser, welches er in Wein verwandelte, die Werkzeuge der Kreuzigung, das Manna vom Nachtisch, das Kreuz, das Rohr, die Nägel, den Schwamm, die Lanze, die Krone, den Rock, die Schuhe, das Schweißtuch, die Thränen Christi; die Milch, die Haare, den Gürtel, die Pantoffeln, den Kamm, die Ringe und Schuhe der heil. Jungfrau; den Dolch und Spies des heil. Michels; die Hirnschaale, die Kinnbacken, das Hirn und die Finger Johannis des Täufers, den Stuhl, den Stab, das Meßgewand und das Hirn des heil. Peters, welcher zu Rom gestorben seyn soll, wohin er doch niemals gekommen war.

Kalvin zeigt in dem Werke, von welchem hier die Rede ist, welche Ehrfurcht das Volk vor diesen vorgeblichen Reliquien hatte, und wie viel die Priester durch diese Lügen gewonnen haben.

Ich bin kein Freund von diesem Kalvin, denn er war ein gefährlicher Ketzerbändiger, ein abscheulicher Verfolger, ein barbarischer Charlatan; aber man muß ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er dem Volke die Nahrung für seinen Aberglauben entzog. Die Andächtler stiessen ein Wuthgeschrey darüber aus, und die Aufgeklärten unterstanden sich nicht, zu sprechen, und wenn sie es wagten, so schrie die Sorbonne, sie wären Kalvinisten, Chauvisten, Hugenotten, Ketzer, und folglich auch Verdammte.

Innhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Von Abaillard und den Stiftern der Theologie in Frankreich. — — 1

Zweytes Kapitel. Schulen zu Paris, Ketzereien, Mönchs-Armada, Inquisition. — 12

3tes — Von der Mehrheit der Pfründen. Erster Schluß der theologischen Fakultät. Von einem heiligen und verdammten Doktor. 23

4tes — Von der Verstandes-Irrung des heil. Ludwigs, und von der Stiftung der Sorbonne in der Mörderstraße. — — 28

5tes — Von dem Titel eines Meisters in der Theologie, und von dem Doktorhut. — 37

6tes — Die offentliche Ruhe wird wegen einem Dotorhut gestört. Das ewige Evangelium. Seltsamer Schluß der Sorbonne wegen dem Herzen Philipps des Kühnen. — — 41

7tes — Der Statthalter von Paris wird in den Bann gethan, und abgesetzt. — 49

8tes — Die geistlichen Brüder werden von der Sorbonne verurtheilt. Der heilige Thomas wird in Paris verdammt, zu Rom kanonisirt, und von der Sorbonne wieder zu Ehren angenommen. — — — 53

9tes — Johanna Divion wird verbrannt. Die Beichte Roberts von Artois wird entdeckt. Der Pabst Johann der 23te wird durch die Sorbonne verurtheilt. — — — 59

10tes — Die Doktoren von der Sorbonne bekommen Schläge. Die theologische Fakultät

wird exkommunizirt. Ermahnung Klemens des 6ten an die Sorbonne. — — 64

11tes Kap. Despotismus des Königs Johann. Empörung, Stände-Versammlung, Ausschweifungen der Theologen und Prediger. 68

12tes— Thorheit Carls des 6ten oder des Vielgeliebten. Betrügerische Mönche werden verbrannt. — — — — 79

13tes— Frankreich entzieht sich dem Gehorsam gegen den Pabst. Benehmen der französischen Theologen. — — — 91

14tes— Frankreich entzieht sich neuerdings dem Gehorsam gegen die Päpste. Benedikt der 13te exkommunizirt Frankreich. Abgesandte des Papsts auf dem Blutgerüste. Rede eines Doktors der Sorbonne. — — 101

15tes— Die französische Theologen verdunkeln durch ihre Rachsucht den Ruhm, welchen sie sich durch ihre Trennung vom päpstlichen Stuhl erworben hatten. — — 109

16tes— Der Herzog von Orleans wird heimlich ermordet. Ein Doktor der Sorbonne hält eine Schutzrede auf den Meuchelmord. Schicksal des Statthalters Tignonville. 111

17tes— Die orleansche und burgundische Parthien. Von den Theologen derselben. Von den Cabochianern und ihrem Doktor. 122

18tes— Die Lehre des Johann Petit wird verdammt. Seine Leiche wird wieder ausgegraben und verbrannt. Gerson bei der Kirchen-Versammlung zu Constanz. — 129

19tes— Heimliche Ermordung des Herzogs von Burgund. Dauphin Carl von Frankreich wird vor das Parlament geladen, und des

Landes verwiesen. Heinrich der 4te, König von England wird als König von Frankreich anerkannt. — — — 137

20tes Kap. Gemälde von Frankreich nach dem TodCarls des 6ten. Johanne d'Arc wird von sehr angesehenen Damen als eine reine Jungfrau erfunden, und von den Theologen als eine Inspirirte anerkannt. — — 142

21tes— Thaten der Johanne d'Arc. Sie wird Kriegsgefangene, die Sorbonne verlangt ihren Tod. — — — — 151

22tes— Johanne d'Arc wird wegen den Verfolgungen französischer Theologen vor Gericht gezogen, und verdammt, öffentlich verbrannt zu werden. — — — 165

23tes— Petronelle wird verbrannt. Ehrenrettung der Johanne d'Arc. Falsche Jungfrauen. 177

24tes— Von der Mode der Scheiterhaufen. Von einem Doktor der Sorbonne, welcher als ein Hexenmeister verurtheilt wird. 182

25tes— Das Bisthum der Narren und das Bisthum des Esels. Das Pabstum der Hanreihe. Das Königreich der Geschwärzten. Berichtigter Schluß der Sorbonne in Ansehung des Teufels und der Hexenmeister. — — 187

26tes— Von der Buchdruckerkunst in Frankreich. Die Sorbonne wird ihre Wiege. 196

27tes— Von Luther und der Sorbonne unter Franz dem 1ten. Der Dichter Marot wird verfolgt, und der Herr von Berquin verbrannt. — — — — — 200

28tes— Abgeschmakte Posse, welche zu Lyon bei den Frauen zum heil. Peter gespielt wird.

Ein Doktor der Sorbonne und ein Kappellan Franz des 1ten spielen die Hauptrollen dabei. 210
29tes Kap. Eine andere Komödie, welche bei den Franzosen zu Orleans gespielt wird. Schluß der Sorbonne wegen dieser Komödie. 218
30tes — Von Ramus und von dem Kankam der Sorbonne. — — — 222
31tes — Von dem Doktor d'Espence. Tod Franz des 1ten, und seine Leichenrede. 229
32tes — Von den Jesuiten in Frankreich. Sonderbarer Schluß der Sorbonne wider die Jesuiten. — — — — 236
33tes — Von dem Kanzler von l'Hopital, und von der Entthronung der Könige, welche die Sorbonne behaupten will. — — 243
34tes — Heimliche Verschwörungen zur Entthronung Heinrichs des 3ten. Von dem Kardinal von Bourbon. Von dem Herzog von Guise in der Sorbonne. — — — 249
35tes — Die Sorbonne ist die Wiege der heiligen Union. Die Rotte der Sechzehner. Unordnung der Prediger. Der Doktor Rose erhält einen Verweis. — — — 260
36tes — Sorbonnisten als Abgeordnete bey dem König von Navarra. Sixtus der 5te exkommunizirt denselben. Die fliegende Schwadron. Schlacht bei Coutras. Geheime Machinationen der Sorbonne wider Heinrich den 3ten. 272
37tes — Neue Unordnungen der Prediger. Flucht Heinrichs des 3ten. Prozeßion nach Chartres. Die Stände zu Blois. Ermordung des Herzogs von Guise. — — — 284
Anmerkungen. — — — 293

Ende des Innhalts vom ersten Bande.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duvernet, Théophile Imarigeon, 1734-1796

J. Duvernets Geschichte der Sorbonne in welcher der Einfluß der Theologie auf den Staat gezeigt wird

Bd.: 1

Straßburg (1791)
H.lit.p. 102 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10731968-0
VD18 80269745-001